



Das Ende des Hitler-Mythos ^[CM2]

Mit 8 Bildern
Amalthea - Verlag
Zürich - Leipzig - Wien
1947

Der Schutzumschlag  und fünf Abbildungen sind nach farbigen Aquarellen Hitlers reproduziert, die seinerzeit durch das Hauptkulturamt der NSDAP für das Hitler-Museum in Braunau erworben wurden. 

1.–11. Tausend (1947)
Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1947 by Amalthea-Verlag, Wien
Druck: Waldheim-Eberle, Wien VII

[Dieses Buch wurde gleich nach Erscheinen auf Anordnung der Alliierten eingestampft]

<i>Bilderverzeichnis</i>	<i>Buch</i>	<i>Datei</i>
Adolf Hitler als Neunzehnjähriger	16	103
Gelly Raubal	32	103
Wiener Männerheim	112	103
Karlskirche, Wien	128	103
Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit	224	104
Standesamt, München	336	104
Parlament, Wien	240	(auch Umschlag) 104
Saalbau, München	320	105
Stadtzentrum Berlin		105

Buch	Inhaltsverzeichnis	Datei
	I. Teil	
	<i>Vom Obdachlosenasyll zur Reichskanzlei</i>	
7	<i>Vorwort</i>	4
9	<i>Wie ich mit Hitler bekannt wurde</i> (Wien. Im Männerheim. Hitlers Familie. Im Café Siller. Alois Schickelgrubers Beamtenstolz und Judenverachtung. Gelly Raubals Liebe und Ermordung.)	4
35	<i>Hitler als „Kunstmaler und Baumeister“</i> (Die Akademie der bildenden Künste weist Hitler ab. Versagen als Reklamezeichner. Propaganda, Prpaganda! Der politisierende Bauschreiber fliegt vom Baugerüst in die Kalkkiste. „Alle Abgeordneten Schweinehunde.“)	12
46	<i>Seine Realschulzeit</i> (In Linz. Lausbubenstreiche. Die Lehrer. Der „schwarze Schwarz“. Der Schönererianer Dr. Pötsch. In Steyr. Abneidung gegen das Studium)	15
54	<i>Hitlers unglückliche Liebe</i> (Das hübsche Modell im Trikot macht Hitler verrückt. Die Mißglückte Vergewaltigung. Gretl heiratet einen Juden. Privatdetektive verhindern Hitlers Überfall. Seine Verhaftung. Das Andenken der „Alhambra“.)	18

68	<i>Hitlers Bohemenatur</i>	22
	(Der Schüler. Der Baumeister. Der Kinooperateur. Der Hauslehrer als Wanzenjäger. Der Judenfeind. Schönerers und Luegers Einfluß. Lesehunger. Rom. Fakir und Yogatum. Okkultismus. Physiognomik. Graphologie. Astrologie und andere Geheimlehren. Sein Horoskop. Hypnose und Somnambulismus. Politik. Martin Luther. Die katholische Kirche. Homosexualität. Lichtseiten.)	
101	<i>Aviatische Versuche. Meine Trennung von Hitler</i>	31
108	<i>Hitlers „Fatum“</i>	33
	(Die Affäre Hanisch. Noch immer Vagabund. „Epochale Erfindungen.“)	
116	<i>Begegnungen mit Hitler in München</i>	36
	(Fremdenführer. Retortenmenschen. Mitteleuropäische Politik. Rassenpolitik im Schwabinger Weinlokal „Brennessel“. Versammlungsredner.)	
127	<i>Hitler entzieht sich der Militärdienstpflicht</i>	39
133	<i>Rückblick</i>	40

II. Teil

Die Tragödie Österreichs

141	<i>Österreich nach dem Weltkrieg 1914/18</i>	42
	(Zertrümmerung der Wirtschaftseinheit im Donaubecken. Nationalismus. Zollschränken. Wirtschaftsnot. Arbeitslosigkeit. Linzer Programm. Heimwehren.)	
147	<i>Der Anschlußgedanke</i>	44
	(Wilson's 14 Punkte. Versäumte Gelegenheiten. Der Anschlußwille als Sonder-Bundesstaat. Karl Renner. Ignaz Seipel: „Alles für Deutschland — nichts gegen Deutschland.“ Schobers Zollunion. Dollfuß und Schuschnigg für die Unabhängigkeit Österreichs.)	
157	<i>Die Republik Österreich bis zum Dollfuß-Regime</i>	47
	(Donauföderation. Habsburger-Monarchie für Kleine Entente und Italien Kriegsfall. Benesch: „lieber Hitler als Habsburg.“ Seipels Sanierungswerk. Brand des Justizpalastes. Innenpolitische Entspannung. Walter Riehl. Die Judenfrage.)	
167	<i>Die „Diktatur“ unter Dollfuß</i>	50
	(Weltwirtschaftskrise erschüttert Sanierungswerk Seipels und der Gemeinde Wien. Arbeitslosigkeit und Geldknappheit „meistert“ Hitler durch Aufrüstung. Dr. Dollfuß appelliert an den Völkerbund. Er setzt Nationalrat, später den Schutzbund, dann die Kommunistische Partei und Hitler-Bewegung schachmatt. Der Ständestaat. Der blutige 12. Februar 1934. Kommunisten und Sozialisten wechseln scharenweise zur NSDAP. Dollfuß' Ermordung.)	
187	<i>Fortsetzung des Dollfuß-Regimes unter Schuschnigg</i>	56
	(Mussolini besetzt den Brenner. 6'000 Naziverdächtige in Anhaltelagern. Rom, Paris und London passiv. Erweiterung der „Römischen Protokolle“. Verhängnisvolles Eherecht. Die Habsburger-Frage. Schuschnigg rechtfertigt vor dem Völkerbund den Ständestaat. Ermordung König Alexander I. Wehrpflicht in Deutschland. Konferenz von Stresa. Garantieerklärung der Großmächte für Österreich. Mussolini überfällt im Oktober 1935 Abessinien. 7. März 1936: Remilitarisierung des Rheinlandes. Äthiopien besiegt. Schuschnigg zwingt alle fünf Wehrverbände in die Frontmiliz — ein schwerer taktischer Fehler. Der „Deutsche Friede“ vom 11. Juli 1936 — ein „jüdischer Dreh“ Hitlers. Glaise-Horstenau und Guido Schmidt in der Regierung. Das „Siebener-Komitee“. Verzweifelte Wirtschaftslage.)	
213	<i>Die letzten Tage Österreichs</i>	63
	(Die „Römischen Protokolle“ garantieren Österreichs Unabhängigkeit. Spanien. Himmler „erledigt“ von Blomberg und von Fritsch. Von Papen. Das Übereinkommen auf dem Obersalzberg. Hitlers Taktik. Klare Fronten im Innern.)	

228	<i>Finis Austriae</i>	68
	(Schuschnigg und Hitler in der Arena. Ungleiche Waffen. Seyß-Inquart und Glaise-Horstenau greifen ein. Keppler. Versagen der Stresa-Mächte England, Frankreich und Italien. Wer Österreich aufgibt, gibt Mitteleuropa auf.)	
241	<i>Hitlers Einzug in Wien</i>	72
	(Leo Slezaks Prophezeiung. „Freiheit, Arbeit und Brot“. 99 Prozent für Hitler. Aufrüstung, Reichsarbeitsdienst, Ernüchterung. Tschechoslowakei. Kleine Entente erledigt. Tuka charakterisiert den „Führerstaat“. Das Judenproblem. Eingliederung der Wehrmacht ins „tumultuöse System“.)	
261	<i>Zwei Gespräche mit Mussolini</i>	78
266	<i>Der Hitler-Mythos. Die Entwicklung in Österreich</i>	80
	(Goebbels befiehlt die „Heiligsprechung“ Hitlers. Des Führers Selbstbiographie „Mein Kampf“ unrichtig. Heydrich. Enttäuschung der österreichischen Nationalsozialisten. Seyß-Inquart weicht „Bierleiter Gauckel“. Udet und Offizierskreise über Judenbehandlung empört. Ermordung vom Raths. Judenhetze. Südtirol. Der wütende Himmler. Drei Briefe an Hitler.)	
301	<i>Das System der Verantwortungslosigkeit. Interventionen bei Hitler und anderen Parteigrößen</i>	90
	(Greuelthaten. Gestapo. Der tobende Hitler. Er zerschmettert Stalin, Roosevelt und Churchill. Intervention für Katholiken und Kommunisten. Thierack und Göring gemäßigt, Freisler fanatisch. Eine Groteske. Brief vom 2. IX 1944.)	
324	<i>Die Verschwörung gegen Hitler</i>	97
	(Ulrich von Hassell in Wien. Drohender Giftgaskrieg. Attentatspläne in Wien und Berlin.)	
331	<i>Das Ende</i>	99
	(Erdinduktorkompass. Todesspritzen. Atombombe. Der größte Demagoge der Weltgeschichte. Verheiratungspläne.)	
338	<i>Der Hitler-Mythos ist tot. Aber Hitler lebt!</i>	101

Seitenkonkordanz

106

Klappentext

Ing. Josef Greiner ist der letzte überlebende Jugendfreund Hitlers, der 1907 mit diesem im Wiener Männerheim zusammenlebte und abenteuerliche Pläne ausheckte. Zum **ersten Male** eröffnet ein Augen- und Ohrenzeuge der Weltöffentlichkeit einen authentischen Einblick in Hitlers wahre Veranlagung und Erziehung, die schon damals — trotz jugendlichem Idealismus — schwere Defekte offenbaren, die sich nach Jahren zur Katastrophe für das Judentum und Deutschland auswirken sollten.

Die Ereignisse in Österreich von 1918 bis 1938 beurteilt der Autor offensichtlich von seinem ganz persönlichen Standpunkt aus. Siehe Justizpalastbrand. Die damaligen Probleme und Krisen — die auch die heutigen und künftigen sind! — vermochte kein Seipel, Dollfuß oder Schuschnigg, aber auch kein Viktor Adler, Otto Bauer oder Julius Deutsch, kurz, keine Rechts- und keine Linkspartei zu meistern. Denn ihre

letzte Ursache ist die Zertrümmerung des einheitlichen Wirtschaftsgebietes im Donauraum, die durch die Weltwirtschaftskrise 1931/32 vollendet wurde, worauf der Autor nicht genügend hinweist.

Durch direkte Vorschläge an Hitler bemüht sich Greiner um eine humane Lösung des Judenproblems. Er interveniert zugunsten zum Tode verurteilter Kommunisten, Sozialisten, Geistlicher. Mit von Hassel berät er die Beseitigung des Tyrannen, der Deutschland in den Abgrund stürzte — selbst aber, siehe das letzte Kapitel, noch heute am Leben sein soll.

Mit Recht sieht der Autor Österreichs Glück und Zukunft in einer friedlichen Zusammenarbeit aller Parteien, damit Wien — das alte Ausstrahlungszentrum abendländischer Kultur — in Europa wieder eine führende Rolle zu spielen vermag, was auf dem Gebiete der Opern- und der Instrumentalkunst bereits heute (1947) wieder der Fall ist.

Vorwort

Als Konrad Heiden in seinem Buche „Hitler“ erwähnte, daß ein Herr Neumann und ich im engeren Kreise mit dem jungen Hitler in Wien zusammengewohnt, beziehungsweise gearbeitet haben, wurde ich oftmals ersucht, über Hitler Auskünfte zu erteilen oder meine Erlebnisse mit ihm in einer Biographie festzuhalten.

Durch eine schwere Schußverletzung, die mir jemand in den Kampftagen um Wien, im April 1945,^[CM3] zugefügt hatte, finde ich nun im Sanatorium Zeit und Gelegenheit, meine Erinnerungen an Adolf Hitler in Buchform zu fassen.

Als ich Ende 1938 die Gefahr erkannte, in die Hitler Deutschland und Österreich gebracht hatte, stellte ich mich auf die Seite der Patrioten, die einen Ausweg nur in der Beseitigung Hitlers erblickten.

Nach der Katastrophe 1945 habe ich mich wiederholt bemüht, mir die Erscheinung Hitlers psychisch zu erklären. Ich glaube, in der Annahme nicht zu irren, daß der Anschluß Österreichs ans Reich ihn derart berauschte und seinen Blick trübte, daß er sich tatsächlich für einen Sendboten Gottes hielt. In diesem Glauben wurde

sein krankhafter Geltungsdrang überdies noch von Goebbels bestärkt, der ihn zum „Göttlichen Führer“ erhob. In dieser Rolle weigerte er sich, vernünftige Ratschläge entgegenzunehmen oder [8] sie zu befolgen, er war nur von seinen eigenen, vermeintlich von der Vorsehung eingegebenen Ideen besessen. Er hörte nicht auf den Generalstab und auf seine engeren Mitarbeiter und mußte dann, als in ihm die Erkenntnis dämmerte, daß der Krieg und Deutschland verloren seien, zum wütenden, blutrünstigen Tyrannen ausarten.

Hitler besaß keine eigene Familie. Er wurzelte in keiner Überlieferung. Er glaubte nur an sich und seine göttliche Mission. Durch keine moralischen Bindungen gehemmt und von keiner höheren Bildung gelenkt, opferte er seinem grenzenlosen Ehrgeiz das Glück des deutschen Volkes, das heute erkennen muß, woher sein „Führer“ kam, was er tat und wie skrupellos er auch die unglücklichen Verhältnisse in Österreich ausnützte, um dieses Land um Hab und Gut, ja selbst um seine Ehre zu bringen.

Wien, Sanatorium Goldenes Kreuz,
im Juni 1945

Josef Greiner

I. Teil

Vom Obdachlosen asyl zur Reichskanzlei

Wie ich mit Hitler bekannt wurde

(Wien. Im Männerheim. Hitlers Familie. Im Café Siller. Alois Schickelgrubers Beamtenstolz und Judenverachtung. Gelly Raubals Liebe und Ermordung.)

Es war ein trüber Tag im September 1907, als ich mit dem Frühzug in Wien eintraf. Ich wünschte Kunstmaler zu werden — eine Berufswahl, die meine Eltern jedoch mißbilligten, da ihnen die Darstellung des nackten menschlichen Körpers als sündhaft erschien. Kopien, die ich zu Übungszwecken nach alten Meistern, wie Rubens, Tizian, van Dyck, Perugino, Raffael usw., zeichnet, wurden von meiner Stiefmutter regelmäßig verbrannt, ebenso die mühselig erworbenen Kunstblätter, die

mir als Vorlage dienten, da ihr leider jedes Verständnis für diese Meisterwerke fehlte. Meine Eltern, herzensgute Menschen, waren sehr strenggläubig und in ihrer religiösen Überzeugung von unerbittlicher Härte, wenn jemand auch nur den geringsten Widerspruch erhob. Es war daher begreiflicherweise ihr Wunsch, daß ich nach dem Vorbild meiner verschiedenen Stiefonkel gleichfalls Priester werde, während sie meiner Schwester nahelegten, in das Kloster der Elisabethine-

rinnen einzutreten, in dem meine Stieftante Oberin war.

Um mich aus dieser seelischen Not zu befreien, beschloß ich, mir selbst meinen Lebensweg zu bahnen und fuhr, ausgestattet mit einem [10] Koffer voll Wäsche und Kleidern, einem Regenschirm und einer goldenen Firmungsuhr, nach Wien, da ich annahm, hier die Vorbedingungen für die Erreichung meines Zieles leicht finden zu können.

Obwohl ich viel Selbstvertrauen besaß, wurde mir nun doch bange. Die Riesenstadt, die respekt-einflößenden Tafeln mit der Aufschrift K: K. Haupt- und Residenzstadt Wien, das hastige, ungewohnte Tempo in den Straßen, waren nicht danach angetan, in mir viel Mut bei einem nur spärlich gefüllten Geldbeutel aufkommen zu lassen. Ehe ich mich der Lösung der Berufsfrage widmen konnte, mußte ich mich um ein Quartier umsehen. An den Haustoren fand ich Zettel befestigt, auf welchen die Vermietung von Zimmern und Kabinetten angekündigt war. Die ganze Favoritenstraße und Wiedner Hauptstraße streifte ich mit den Nebengassen bis zur Paulanerkirche ab. Doch die Zimmer kosteten alle mehr, als ich ausgeben durfte. Es dämmerte bereits und ich wußte noch immer nicht, wo ich schlafen werde.

Am Franz-Josefs-Kai angelangt, fand ich an einer Plakatsäule die Ankündigung: „Nachtquartier — Männerheim in der Meldemannstraße, per Woche 2,80 Kronen, separierte Schlafkabinen.“ Ich bat einen in der Nähe stehenden Wachmann um Bescheid, wie ich in die Meldemannstraße gelangen könnte, war zwanzig Minuten später dort und erhielt auf Grund meiner Ausweispapiere und nach Erlag von 2,80 Kronen die Wochenkarte für eine Schlafkabine. Diese durfte man erst nach acht Uhr abends beziehen. [11] Um neun Uhr vormittags mußte sie wieder geräumt sein. Das Bett war aus Stahlrohr angefertigt, mit Drahteinsatz und Afrikamatratzen ausgestattet, Decken und Polster hatten einen reinen Leinenüberzug, so daß mir der Preis recht wohlfeil schien. Tagsüber konnte man sich entweder in einem der Lese-, Rauch- oder Schreibzimmer oder auch in der Kantine aufhalten. Im Souterrain waren Kasten aufgestellt, die mittels Doseschloß verschließbar waren und deren Benützung wöchentlich fünfzig Heller kostete. Für den Schlüssel mußte man überdies einen Einsatz von einer Krone erlegen. Die Mitbewohner des Männerheims rekrutierten sich aus allen möglichen Schichten der Bevölkerung, zumeist waren es junge Arbeiter und Angestellte, die in den naheliegenden Fabriken arbeiteten. Es gab dort aber auch einen abgewirtschafteten Grafen, einen Baron, einen Herrn Major und

mehrere verkrachte Geschäftsleute, die am Rennplatz ihr Haus, Geschäft und schließlich die allerletzte Habe verspielt hatten. Auch rührige Bettler bewohnten das Männerheim, die am Abend ihre entweder zusammengebettelten oder gelegentlich auch gestohlenen Kleider, Schuhe und Gegenstände aller Art billigst verkauften.

Am ersten Tisch neben dem Fenster saß in der Schreibstube ein junger Mann, der gerade ein Aquarellbild: die Stephanskirche, malte. Sofort erwachte in mir das Interesse für seine Tätigkeit und ich erkundigte mich, welcher Verdienst aus einer solchen Arbeit zu erwarten wäre. Die Antwort gab mir zwar nicht der Maler selbst, sondern ein anderer, neben ihm stehender junger Mann, [12] der gut gekleidet war und einen viel besseren Eindruck auf mich machte als der Maler. Er erklärte mir, daß derlei Arbeiten nur schlecht bezahlt würden, da sie leider viel zu dilettantenhaft ausgeführt seien. Aber immerhin könnte man damit 10 Kronen erzielen, von welchem Erlös ihm die Hälfte gebühre. Er bevorschusse nämlich den Maler, bis dieser mehrere Arbeiten vollendet habe, da es nicht rentabel sei, mit jedem einzelnen Bild die Rahmenhändler oder Tapezierer aufzusuchen. Die letzteren brachten die Bilder in den damals modernen Dekorationsdiwans, die rückwärts einen hohen Aufbau hatten, hinter Glas an. Da die Herstellung eines solchen Bildes im Format 20 : 30 cm etwa eine Woche in Anspruch nahm — mußte doch jeder Quadratzentimeter oft mehrmals mit Farbe angelegt werden —, war der Verdienst eigentlich geringer als ein Hungerlohn. Der Verkäufer der Aquarelle gab dies auch ohne weiteres zu und meinte nebenbei, daß er eigentlich einen Reklamezeichner für Plakataufträge suche, womit man viel Geld verdienen könnte. Ich bekundete hiefür großes Interesse und bat den jungen Mann, er möge mir Plakataufträge verschaffen.

Hierauf stellten wir uns gegenseitig vor, der Verkäufer der Bilder hieß Neumann, der Maler Adolf Hitler.

Herr Neumann, dem ich sodann meine Arbeiten vorlegte, war von diesen befriedigt. Er meinte, daß man damit wohl etwas anfangen könnte und versprach, am nächsten Tag wiederzukommen.

Nun wendete ich mich Hitler zu, der mich [13] ebenfalls bat, meine Zeichen- und Malstudien besichtigen zu dürfen. Ich erfuhr von ihm, daß er schon eine Zeitlang im Männerheim wohne, und daß er auf der Suche nach einem anderen Verdienst sei, jedoch seine schlechte Kleidung ihn daran verhindere. Dabei gab er auch seiner Meinung Ausdruck, daß er von Neumann ausgenutzt würde, da er es trotz allem Fleiß zu nichts bringe.

Diese Annahme Hitlers war bestimmt ungerechtfertigt, was ich ihm auch offen wagte, denn ich wunderte mich ehrlich, daß Neumann für derart dilettantenhafte Arbeiten überhaupt etwas erhielt. Die Farbtöne wirkten schmutzig, die Figuren und Staffagen waren steif und ungelenk und die Gesichter schnitten Grimassen, als würden sie gerade bittere Kalmuswurzeln kauen. Ich half Hitler ein wenig bei seiner Arbeit, während er mir sein Mißgeschick zu erzählen begann.

Er war wirklich ein armer Teufel! Obwohl es morgens und abends schon empfindlich kalt war, hatte er kein Hemd und keine Unterhose an. Diese waren — nach seinem eigenen Eingeständnis — schon so zerschissen und verlaust, daß eine Weiterverwendung nicht mehr in Frage kam. Auch der Rock, ein altmodischer Salonrock, den er von Neumann geschenkt erhalten hatte, war gleichfalls unbrauchbar geworden. Die Ärmel waren ausgefranst, das Futter hing innen nur noch als Fragment herunter, der ganze Rock, besonders die Reversspiegel, waren speckig und verschmutzt. Nicht besser sah seine graue Hose aus, und seine Schuhe lösten sich bereits in ihre Einzelteile [14] auf. Die Wangen des jungen Hitler waren blaß und eingefallen. Die Haare hingen ihm tief in die Stirne herab und ringelten sich rückwärts zu Locken. Seine Bewegungen waren hastig. Was mit aber sofort auffiel, das war seine kultivierte Sprache. Hitler erzählte mir weiter, daß sein Vater und seine Mutter bereits verstorben seien. Der Vater war kaiser-königlicher Zollamtsoberoffizial in Braunau am Inn. Ich erfuhr auch, daß er als Junge die 4. Realschulklasse in Steyr besucht hatte, dort aber durchfiel, da ihm das Lernen nicht besonders behagte.

In Wien hatte Hitler zwei Schwestern, die leibliche Schwester, Paula Hitler, und die Stiefschwester, Angela Raubal. Ich fragte Hitler, ob denn seine beiden Schwestern nicht in der Lage wären, ihm zu helfen, aber er lehnte jede Unterstützung stolz ab und meinte vielmehr: „Sie dürfen gar nicht wissen, wie schlecht es mir als Kunstmaler geht! Sie glauben das Gegenteil und deshalb kann ich sie in meiner jetzigen Kleidung auch gar nicht besuchen.“

Auf meine Frage, wodurch er in eine so mißliche Lage geraten sei, erzählte Hitler, daß er seit Herbst 1906, mit kurzen Unterbrechungen, in Wien sei, vorerst bei seiner Schwester gewohnt und gehofft habe, mit vier Realschulklassen bei der immerhin angesehenen Position, die sein „seliger Herr Vater“ innehatte, eine entsprechende Anstellung finden zu können, die ihm gleichzeitig sein weiteres Studium als Maler gesichert hätte. Da aber ohne Vorkenntnisse nur Hilfsarbeiterpo-

sten zu erreichen waren, entschloß er sich, seiner Neigung entsprechend, durch eine Prüfung die Aufnahme [15] in die Kunstakademie anzustreben. Er rechnete auf die Hilfe der Professoren, die, wie sein „seliger Herr Vater“, doch auch Staatsbeamte sind. Aber der Vormund, namens Mayrhofer, ein stupider Bauer aus Leonding, der von Kunst keine blasse Ahnung besitze und daher auch kein Verständnis für seine ganz außergewöhnliche Begabung als Künstler habe, sei darauf bestanden, daß er ein Handwerk erlerne, nachdem er in der Realschule unglückseligerweise versagt habe. Der Vormund hatte auch tatsächlich bereits zwei Lehrstellen gefunden. Die eine bei einem Bäcker, die andere bei einem Schuster. Da jedoch Hitler weder Bäcker noch Schuster werden wollte und auch seine Mutter schließlich einsah, daß dies kein entsprechender Beruf für einen kaiser-königlichen Oberoffizialssohn sei, wäre er mit ihrem Einverständnis nach Wien gekommen, um sich das Leben von diesem bornierten Dummkopf von einem Vormund nicht versauern zu lassen.

Hitler faßte bald großes Vertrauen zu mir und erzählte, daß er in Wien anfänglich bei der Schwester gewohnt habe, die aber selbst in ihren Wohnverhältnissen ziemlich beschränkt war, weshalb er bei fremden Leuten ein Kabinett mieten mußte. Das wenige Geld, das er aufgespart hatte, war in kürzester Zeit zusammengeschnitten, denn auf einen geringfügigen Erziehungsbeitrag, den er nach seinem verstorbenen Vater bezog, verzichtete er zu Angelas Gunsten. Da er keine Anstellung finden konnte, war er schließlich gezwungen, allmählich seine Wäsche [16] und Kleider zu verkaufen. Ich war über das Ausmaß seiner Not aufrichtig erschüttert. Hitler vertraute mir an, daß er dann im Prater auf Bänken übernachtete und sich, wenn es regnete, hinter die Kassen, die im großen Torbogen der Rotunde aufgestellt waren, auf den Boden legte, wobei er den Rock als Kopfpolster benützte. Als es schon kälter wurde und der Aufenthalt im Freien nicht mehr erträglich war, hatte er allen Mut zusammengenommen und einen Wachmann um Auskunft nach einem Nachtsyl gebeten. Dieser hielt ihn vorerst zur Ausweisleistung an und wies ihn dann an das Obdachlosenheim in Meidling. Mit dem einzigen Anzug, den er ständig am Leibe trug, ging es rasch zu Ende, da er von zweien den schlechteren behalten hatte, um durch den Verkauf des besseren Kleidungsstückes einige Kronen mehr zu erzielen. Aber „die verfluchten Saujuden“ gaben ihm nur 10 Kronen dafür. Erschöpft vor Hunger und Kälte, machte er zuletzt den verzweifelten Versuch, zu betteln, für welche Profession er jedoch kein Talent besaß. Mehr als

50 Heller konnte man an einem Tag nicht zusammenbetteln, da die meisten Leute bloß einen Heller gaben und auch dies nur an einem Freitag. An den anderen Tagen wollten die Geschäftsleute überhaupt nichts schenken und schrien, noch ehe man in das Geschäft eintrat: „Heute gibt’s nichts! Erst am Freitag!“ Im Obdachlosenheim gab es nach Hitlers Erzählung Burschen, die Betteladressen verkauften, die er aber gleichfalls mangels Bargeld nicht erwerben konnte.

Eines Tage hatte er im Asyl einen Württemberger Pennbruder kennengelernt, der ein überaus [17] tüchtiger Akquisiteur, aber leider fast niemals nüchtern war. Dieser hat einmal dafür, daß er einem anderen Asylbewohner einen ordentlichen Schluck aus seiner Rumflasche machen ließ, einige der erwähnten Betteladressen erhalten. Da er aber meist schon in aller Frühe angetrunken war und in diesem Zustand nicht Betteln gehen konnte, hatte ihm Adolf Hitler den Vorschlag gemacht, daß er an seiner Stelle die Betteladressen ablaufen und ihn dafür mit 50 Prozent am Gewinn beteiligen wolle. Jeder Adresse war — wie sich Hitler ausdrückte — mit einem „Schmäh“ (Vorspiegelung) versehen, wie man zu Erfolg gelangen könne, wenn man den Adressaten nur richtig bearbeite. So mußte man zum Beispiel bei einer alten Dame am Schottenring mir „Gelobt sei Jesus Christus“ grüßen und ihr vormachen, daß man ein arbeitsloser Kirchenmaler oder Heiligenschnitzer sei und sich gerade auf der Durchreise in Wien befinde, wofür man 2 Kronen erhalte. Bei einem gelähmten dänischen Konsul mußte man die Bitte um Vermittlung eines Postens in Dänemark vorbringen und ihm mit seinen kolossalen, ausländischen Beziehungen schmeicheln. Man erhalte von diesem, wenn es gut ginge, zwei Kronen und die Adresse eines anderen Herrn, der einem irgendwo einen kleinen Posten verschaffen würde, der zum Leben zu wenig und zum Verhungern zu viel biete. Meistens werde man jedoch mit frommen Wünschen entlassen, so daß es sich gar nicht verlohne, hinzugehen. Einem pensionierten General mußte man vortäuschen, daß man ein Boot erfunden habe, bei welchem der Antrieb der Schaufelräder mittels Fußpedalen erfolge. [18] Der General soll nämlich bei einem Schlossermeister ein solches „Werkel“ (Modell) selbst bauen und man könnte von ihm, falls man nur einiges Talent besitze und über wenige technische Ausdrücke verfüge, leicht 10–20 Kronen heraus schlagen.

Hitler verhöhnte mit beißendem Spott die Leichtgläubigkeit der Leute, die er aber offenbar selbst hinters Licht geführt hatte, und erzählte mir noch, daß man im Kloster auf der Landstraßer

Hauptstraße, oberhalb der Apostelgasse, drei Stück Fleischlaibchen, einen halben Wecken Brot und eine Krone erhalte, wenn man die Schwester Oberin, deren Name natürlich auf der Betteladresse vermerkt war, mit „Gelobt sei Jesus Christus“ begrüße und sich auf eine Empfehlung des Vinzenz-Vereins berufe. Hitler berichtete ferner, daß er nun aus dem Obdachlosenasyll in das Männerheim in der Meldemannstraße, das er bis nun nicht kannte, übersiedeln konnte. Er erzählte mir, daß ihm der Württemberger den „Typ“ gegeben habe, Blumen auf Büttenpapier im Ansichtskartenformat zu malen, den Verkauf übernahm in der Folge der deutsche Bruder, der damit in Gast- und Kaffeehäusern hausieren ging. Leider setzte er den größten Teil des Erlöses sogleich in der Gaststätte selbst in Schnaps um, den er wie ein anderer das Wasser getrunken haben soll. Auch Hitler hatte — wie er klagte — den Versuch gemacht, seine gemalten Ansichtskarten selbst zu vertreiben, doch habe er kein Talent hiezu besessen. Wenn die Leute mit dem Kopfe nur „Nein“ winkten, ging er fort, während der Württemberger bei jedem Tisch eine längere [19] Ansprache hielt, in der er andeutete, daß er ein schwer lungenkranker, armer Künstler sei und eben deshalb um den Ankauf der künstlerisch ausgeführten Ansichtskarten bitte. Da er mit diesem Trick ein gutes Geschäft machte, hatte auch Hitler — wie er mir gestand — diese Methode einmal versucht und seine Karten im Restaurant „Dominikanerkeller“ zum Kauf angeboten. Als er beim zweiten Tisch mit einem markierten Hustenanfall gerade seinen Spruch heruntersagte, war aber ein Bekannter aus Braunau, den er vorher nicht bemerkt hatte, aufgesprungen und rief ihn laut an: „Ja, um Gotteswillen, Hitler!“ Weiter sei jedoch der Anrufende nicht gekommen, da der in der Nähe stehende Wirt Hitler anschrie: „Hier wird nicht gebettelt!“ und ihn zur Türe hinauswies. Hitler habe dann zwar noch einmal seinen Namen rufen gehört, aber er wollte fort, weit fort, um sich vor Scham zu verbergen. Seit diesem Zwischenfall hatte er den Mut verloren, in Gaststätten Karten anzubieten. Mehrmals wurde Hitler auch von einer Tapezierersfrau auf der Hernalser Hauptstraße, namens Pichler, unterstützt, bei der er gelegentlich aushalf, indem er Matratzen nähte, was später der Version Anlaß gab, er sei Tapezierer gewesen. Nunmehr versuchte er durch fleißiges Malen von Aquarellen, deren Verwertung Neumann übernahm, seinen Lebensunterhalt mehr schlecht als recht zu verdienen. In dieser Lage fand ich Hitler vor, als ich das Männerheim in der Meldemannstraße bezog.

[20] Hitler wollte Kunstmaler oder Architekt werden, was natürlich in seiner trostlosen Lage ein Phantasiegebilde war. In der Kleidung, in der er sich präsentierte, war er der zerlumpteste Bewohner des ganzen Männerheims. Er war nicht einmal in der Lage, die Bettlerbörse im Hause auszunützen, um brauchbare Sachen zu erwerben, die dort wirklich billig zu haben waren. So kosteten gute, getragene Schuhe beispielsweise zwei Kronen, eine verwendbare Hose gleichfalls zwei Kronen, und für eine Krone erhielt man ein „Bratenröckl“ — so nannten die Wiener damals den Salonrock —, von denen sehr viele in bester Qualität, sogar auf Seide gefüttert, vorhanden waren. Ich fragte einmal aus Neugierde, wieso diese Kleidungsstücke so billig seien, worauf mir der Verkäufer erwiderte: „Aber gengans, Herr! Wer rennt denn heutzutage noch in an Bratenröckl umanand!“

Eines Tages erzählte Hitler, daß er sehr unglücklich sei, weil er vom Verwalter des Männerheims verständigt wurde, daß ihm eine weitere Wohnkarte nicht mehr verkauft würde. Er gab die Schuld den „Schweinehunden von Kameraden“, die ihn aus dem Männerheim hinaussekeln wollen. Ich versprach Hitler, beim Verwalter selbst zu intervenieren und begab mich auch sogleich in dessen Büro.

Der Verwalter namens Kanya war ein pensionierter Offizier, der streng auf Disziplin hielt, keine Reibereien duldete, unangenehme Menschen vom Männerheim fernhielt und der sehr bestimmt, aber dabei doch entgegenkommend auftrat. Ich trug ihm mein Anliegen wegen des [21] Kameraden Hitler vor, wozu er ein sehr bedenkliches Gesicht machte und mir erklärte: „So gerne ich sonst armen Teufeln entgegenkomme, im Falle Hitler ist mir dies nicht mehr möglich. Ich habe ihn bereits mehrmals zu mir gerufen und ihm gesagt, daß er in dieser Kleidung nicht mehr kommen dürfe, denn das Männerheim ist keine Herberge für Vagabunden. Hitler wohnt einmal im Obdachlosenasyll in Meidling und übersiedelt, wenn er etwas Geld auftreibt, wieder ins Männerheim. Es ist also kein Wunder, daß er verlaust ist. Die Fetzen, die er trägt, kann man nicht mehr ausbrennen, da zu befürchten ist, daß sich diese in Fasern auflösen und der gute Hitler nackt dastünde. Auf so etwas kann ich mich bei allerbestem Willen nicht einlassen, zumal da Hitler auch keine Wäsche mehr am Leibe hat.“ Schließlich behauptete der Verwalter, Hitler sei unverträglich, politisiere aufreizend, so daß er schon mehrmals Raufhändel schlichten mußte. Herr Kanya bestätigte, daß Hitlers Kameraden, in der Befürchtung, von ihm verlaust zu werden, seinen Ausschluß aus dem Männerheim forderten. Diese Situation war

natürlich sehr bitter für Hitler, weil im Obdachlosenasyll nur Herberge für die Nacht geboten wurde und er somit die Malerei, seinen Hungerverdienst, dem er tagsüber nachging, hätte aufgeben müssen. Der Verwalter zeigte mir gegenüber für diese Folgen, auf die ich ihn aufmerksam gemacht hatte, zwar volles Verständnis, war aber von seinem Entschluß nicht abzubringen.

Da fiel mir ein, daß ich eine schöne, goldene Firmungsuhr mit Kette besitze. Ich fragte Herrn [22] Kanya, ob er wüßte, wer mir darauf Geld leihen könnte. Ich erklärte mich bereit, Hitler an der Bettlerbörse auszustatten. Der Verwalter besichtigte meine Uhr und sagte mir, daß es in Wien verschiedene Pfandleihanstalten gäbe. Er sei aber bereit, mir 50 Kronen ohne Verzinsung zu leihen. Nun erstand ich für Hitler an der Bettlerbörse eine Ausstattung für 5 Kronen, bestehend aus einem Paar Schuhen, einer gestreiften Hose und einem Salonrock (Bratenrock). Einen steifen Hut, den die Wiener wegen seiner Form „Melone“ nennen, kaufte ich um 50 Heller, Wäsche gab ich aus meinem Vorrat. Als ich die erworbenen Schätze Hitler überbrachte, hatte er vor Rührung Tränen in den Augen. Ich drückte ihm überdies noch 5 Kronen in die Hand, damit er im Männerheim ein Wannenbad, das 60 Heller kostete, nehme und seine in zwei Tagen fällige Wochenkarte bezahle.

Am folgenden Tag präsentierte sich Hitler in der neuen Aufmachung und sah wirklich recht gut darin aus. Herr Kanya stand nun von seinem Vorsatz ab. Aber mit den übrigen Kameraden hatte ich es mir gründlich verscherzt. Sie beschimpften mich, daß ich so „ein reaktionäres Schwein wie den Hitler“ unterstütze, sie wären alle schon froh gewesen, wenn ihn endlich der Teufel geholt hätte. Ich hatte keine Ahnung, daß Hitler so unbeliebt war. Es ist richtig, daß er über die Sozialdemokraten dauernd schimpfte und die Arbeiterführer als Schwerverbrecher bezeichnete, wohingegen sich die Wohnungskameraden [23] damit revanchierten, daß sie Hitler einen Hochstapler nannten, da er sich als Kunstmaler ausgäbe. Die gegenseitigen Anschuldigungen nahmen, wie ich hörte, zumeist noch einen rein persönlichen Charakter an und arteten dann oft in eine Schlägerei aus. Ich verlangte daher von Hitler durch Handschlag die Zusicherung, daß er in Hinkunft nicht mehr politisiere.

Neumann brachte mir tatsächlich nach wenigen Tagen den versprochenen Auftrag. Es handelte sich um eine Reklamezeichnung für ein Miedergeschäft: „Tanzpaarmieder“ auf der Landstraßer Hauptstraße. Ich mußte mich dorthin begeben, um nach einem Modell eine Dame im Mieder zu

zeichnen. Herr Neumann begleitete mich und stellte mich dem Firmeninhaber als Reklamezeichner vor. Meine Idee, die ich auf dem Papier bereits festgehalten hatte, gefiele dem Chef, es wurde ein Betrag von fünfzig Kronen für die Ausführung vereinbart und in zwei Tagen sollte die Zeichnung geliefert werden. Bei der Firma Katzer in der Wollzeile kaufte ich eiligst noch die notwendigen Zeichenutensilien und kehrte ins Männerheim zurück, um mich mit Feuereifer auf den Auftrag zu stürzen. Am Nachmittag erschien Herr Neumann abermals und betraute mich mit einem großen Auftrag für das Schuhhaus: „Ha-Ha“, das gleichfalls auf der Landstraße sein Geschäft betrieb. Es waren zwanzig Schuhklischees zu zeichnen, für welche Neumann die Schuhmuster — lauter linke Schuhe — gleich mitgebracht hatte. In der Zeichnung mußte auftragsgemäß der handgesteppte Rahmen besonders hervorgehoben werden. Für jede einzelne [24] Zeichnung wurden dreißig Kronen geboten, Neumann erhielt eine Provision von zwanzig Prozent zugesichert. Hitler lud ich ein, gemeinsam mit mir zu arbeiten. Er brauchte nur die Konturen mit Tusche nachzuziehen und die Schattenstellen anzulegen. Zur Feier des Ereignisses verbrachten wir diesen Abend zu dritt, indem wir zuerst das Gasthaus Marhold am Fleischmarkt besuchten, wo es herrliche knusprige Kalbs- und Schweinsstelzen gab. Hitler verzehrte eine Doppelportion Kaiserschmarren. Nachher gingen wir in das Café Silber am Franz-Josefs-Kai. Hitler begann alsbald von Schönerer zu schwärmen, was Neumann nicht gerade entzückte, da er Jude war. Dann fuhr er mit schwerem Geschütz gegen die sozialdemokratischen Führer auf und behauptete, daß sie die Arbeitergelder verfressen und verhuren, daß sie nur die Trabanten der Juden seien und das Bürgertum vernichten wollten. Auf meine Frage, wer ihm denn diesen Unsinn eingegeben hätte, antwortete Hitler, daß er dies auch so wisse, ohne erst eines Vorbeters oder Einsagers zu bedürfen. Er erzählte, daß er nach seiner Ankunft in Wien täglich ins Parlament gegangen sei, wo er seine gründlichen Studien gemacht habe, die ihm jedes Hochschulwissen ersetzen. Die Abgeordneten nannte er durch die Bank „Schweinehunde und Diätenschinder“. Am meisten war er darüber aufgebracht, daß die Volksvertreter den Sitzungssaal verlassen, wenn uninteressante Themen zur Erörterung gelangten und in der Zwischenzeit im Buffetvestibul Würstel und Schinkensemmeln fressen. Er habe ihnen, wie er uns mitteilte, auch schon des öfteren [25] schriftliche Ratschläge erteilt, die aber alle unbeantwortet blieben.

Die Priester aller Religionen hielt Hitler für „Gaukler, die selbst nicht an den Unsinn glauben, den sie verzapfen“. Er sah wohl ein, daß jedes Volk zu einem Gott und zu einem Glauben stehen müßte, da nur ein gottgläubiges Volk die Autorität des Staates respektiere und das Einzelindividuum achte. Schließlich meinte er aber, daß die wahre Religion, die alle Völker führen sollte, noch nicht erfunden sei. Hitler kam dann auf seinen Vater zu sprechen und erwähnte mit Stolz, „daß der alte Herr als k. k. Zollamtsoberoffizial in Pension ging“. Dabei zog er ein verschmiertes Kuvert aus der Tasche und zeigte uns die Photographien seines Vaters, die ihn, da er fast nie in Zivil zu gehen pflegte, in Uniform darstellten. „Als k. k. Zollamtsoberoffizial ist mein seliger Herr Vater in Pension gegangen“, wiederholte Hitler mit stolzer Befriedigung. „Beim alten Herrn“, so fuhr er fort, „fingen die Menschen erst beim Staatsbeamten an. Krämer und Kaufleute, die Zibeben oder Wichsschachteln, Stoffe, Schnittreste und dergleichen verkauften, waren in seinen Augen jüdische Tandler, minderwertige Berufe jüdischen Charakters und Einschlags. Handleh-Handleh, nannte sie der alte Herr.“ Dabei unterstrich Hitler diese Bemerkung mit einer wegwerfenden Handbewegung und ahmte das „Handleh-Handleh“ der jüdischen Fetzen- und Knochensammler im Tonfall nach. „Die Arbeiter“, setzte Hitler fort, „betrachtete mein [26] Herr Vater als Ausgestoßene, die schon Gott in der Bibel dazu verdammt, im Schweiß des Angesichts das Brot verdienen zu müssen. Auserwählt sind nur die Staatsbeamten, wie dies bei meinem seligen Herrn Vater der Fall war.“

Ich stellte an Hitler die naheliegende Frage, warum er nicht auch wie sein Vater zur Zollwache gehe. Aber da winkte Hitler ganz entschieden ab. Das sei nichts für ihn, da er lieber in der Großstadt lebe. Er verwies darauf, daß die jungen Zollwächter zumeist in Grenzdörfern eingesetzt werden und bei Tag und Nacht sowie bei jedem Wetter lange Fußmärsche auf oft sehr gefährlichen Schmuggelwegen machen müßten. Auch dauere es nach Absolvierung dieses mühevollen Dienstes viel zu lange, bis man es zum k. k. Zollamtsoberoffizial bringe wie der selige Herr Vater. Hitler kam dann noch auf die Strenge seines Vaters zu sprechen, den die Kinder ausschließlich nur mit „Herr Vater“ und mit „Sie“ ansprechen durften, während die Mutter eine gütige Frau gewesen sei, die in der Hauswirtschaft aufging und zu der man „Du“ sagen konnte. Nach dieser ersten, freundschaftlichen Aussprache verließen wir ziemlich spät das Café Siller. Hitler und ich

kehrten ins Männerheim zurück, während Neumann seine Privatwohnung aufsuchte.

Gelegentlich gab ich Hitler einmal den Rat, eine Maturaschule zu besuchen, und hielt ihm vor Augen, daß man nach einem zweijährigen Abendkurs bei nur einigermaßen gutem Willen [27] und andauerndem Fleiß die Prüfung ablegen könnte, wodurch ihm die mittlere Beamtenlaufbahn offenstände und er noch früher als sein Vater die Beamtenuniform anziehen könnte. Dies paßte ihm aber nicht! Er erklärte, daß er keine Geduld mehr hätte, um fremde Sprachen, Vokabeln, Grammatik, Mathematik, Geometrie etc. zu lernen. Er wolle Kunstmaler oder Architekt werden. Dieser seiner Absicht hielt ich entgegen, daß die Architektur ohne mathematische und geometrische Vorkenntnisse ja auch unmöglich wäre und daß er für die Kunstmalerei nach meiner bescheidenen Ansicht auch nicht genügend Talent besäße. In einer ernsten, sehr eindringlichen Standpredigt versuchte ich, Hitler klarzumachen, daß ihm, wenn er nichts lerne, nur der Beruf als Hilfsarbeiter übrig bleibe, also jener Beruf, der nach der Meinung seines Vaters nur für die Ausgestoßenen bestimmt sei, die im Schweiß des Angesichtes ihr Brot verdienen müssen. Es sei grundfalsch und zeuge auch von krasser Unkenntnis, wenn er zu den Arbeitern auch die Handwerker zähle, wobei ich auf den kleinen Mechanikermeister Halske verwies, der mit Siemens einen Weltkonzern entwickelte. Auch auf Kremenetzky kam ich zu sprechen, der als einfacher Handwerker aus den kleinsten Anfängen emporkam und später die größte österreichische Glühlampenindustrie gründete.

Die bestellte Zeichnung hatte ich nach zwei Tagen fertiggestellt und ersuchte Hitler, er möge damit zur Miederfirma auf der Landstraßer Hauptstraße fahren und die Zeichnung dort abgeben. Auch die Inkassovollmacht besaß er. Anschließend [28] daran sollte er bei der Firma Katzer in der Wollzeile noch einige Zeichenblocks kaufen, damit durch das Trocknen der mit Tusche bemalten Schattenstellen kein Zeitverlust entsteht. Erst gegen Abend kam Hitler heim, brachte weder das Geld noch die Zeichenutensilien und sagte mir, daß die Firma die Arbeit nicht übernommen hätte. Da er mir genauere Angaben schuldig blieb, fuhr ich selbst sofort hin. Obwohl der Rollbalken des Geschäftes schon zur Hälfte herabgelassen war, schlüpfte ich schnell hinein und konnte den Chef noch antreffen. Er war anfangs verärgert, daß man ihm die Zeichnung so spät bringe; er hätte sie schon früher dringend gebraucht. Ich entschuldigte mich und erzählte ihm, daß ich mehrere Entwürfe anfertigte und ihm den besten

vorlegen wollte. Zugleich versprach ich, mich für sein Geschäft, das mir den ersten Auftrag erteilt hatte, in Hinkunft sehr zu bemühen. Mein Vorbringen gefiel und der Chef sagte wohlwollen: „Nun, junger Freund, zeigen Sie mir Ihr Kunstwerk!“ Mit den Worten: „Sehr schön — sehr brav“, übernahm er die Arbeit und bestellte mich für Montag vormittags zur Entgegennahme weiterer Aufträge wieder ins Geschäft. Ich wagte die bescheidene Frage, ob ich die abgelieferte Arbeit honoriert bekommen könnte, was sofort bereitwillig zugesagt wurde. Ich nannte den Betrag von 60 Kronen, worauf mir der Chef mit den Worten: „So, junger Künstler!“ einen Bon ausstellte, den ich an der Kassa einlöste. Nun eilte ich zur Firma Katzer und erhielt dort, trotz der überschrittenen Sperrstunde, über meine Bitte 6 Stück Zeichenblocks. Hitler [29] hatte mich noch vor dem Weggehen ersucht, ihm für den Fall, daß ich Geld erhalten sollte, zehn Stück Schaumrollen mitzubringen, die ich gleichfalls besorgte. Er war sehr überrascht, daß ich statt der 50 Kronen 60 Kronen erzielte. Ich nahm ihn ins Gebet und fragte ihn, wo er denn die ganze Zeit gewesen sei und warum er sich damit ausgedet habe, daß die Firma meine Arbeit nicht übernommen hätte. Er wurde sehr verlegen, begann hilflos zu stottern und gestand schließlich, daß er stundenlang vor dem Geschäft auf und ab gegangen sei, dauernd durch die Türe und die Auslagenfenster hineinschaute, daß er sich aber nicht getraut habe, das Geschäft zu betreten, „weil immer zu viele Frauen drinnen waren“. Nach langem, vergeblichen Warten sei er dann lieber nach Hause gefahren. Er sagte, daß er mir bestimmt die Wahrheit gebeichtet hätte, wenn ich nicht selbst mit der Zeichnung noch zur Firma hingefahren wäre, da ihm zum Bewußtsein gekommen sei, daß wir das Geld dringend benötigen. Ich entgegnete ihm kopfschüttelnd, daß er es Zeit seines Lebens zu nichts bringen würde, wenn er schon vor einigen Weibern Reißaus nähme. Ich machte ihm weiter keine Vorwürfe, da mir klar geworden war, daß er offensichtlich an Platzangst leide. Im Grunde war ich ja froh, das Inkasso selbst besorgt zu haben, da ich hierdurch zehn Kronen mehr erzielte.

Am nächsten Tage arbeiteten wir gemeinsam an dem Auftrag für das Schuhhaus „Ha-Ha“. Leider kam es auf Seite Hitlers zu einem peinlichen Zwischenfall, der die Lieferung um einige Tage verzögerte. Im Männerheim gab es nämlich für [30] Selbstkocher eine eigene Küche. Hitler machte von dieser Kochgelegenheit fast täglich Gebrauch, indem er sich, wenn er kein Geld besaß, eine Einbrennsuppe zubereitete, hingegen, wenn er bei Geld war, mit Vorliebe eine große

Schüssel voll Milchgrieß oder Milchreis kochte, welche Speisen er dann mit Zucker und geriebener Schokolade überstreute. Die Kochzeit, während der man untätig in den Topf schauen mußte, damit die Milch nicht überlaufe, benützte Hitler wieder einmal dazu, um über die sozialdemokratische Partei und ihre Führer in ausfälliger Weise loszuziehen. Die sozialistisch organisierten Arbeiter soll er dabei zum Überfluß „Idioten“ geheißen haben. An diesem Tage hatte aber Hitler Pech. Zwei herkulisch gebaute Transportarbeiter, im Nebenberuf Schwerathleten, verabreichten ihm für jeden gelästerten Gewerkschaftsvertreter einige Ohrfeigen und warfen ihn schließlich aus der Küche hinaus. Unter den Tischen der Kantine blieb er, jämmerlich zugerichtet, liegen. Er zog sich durch den Hinauswurf eine große Beule am Kopf, weiters eine starke Prellung des rechten Unterarms zu und sein sonst mageres, eingefallenes und blasses Gesicht wies infolge der Ohrfeigen Schwellungen und eine flammende Röte auf. Als er mir nun vorjammerte, nicht arbeiten zu können, erklärte ich ihm, daß ich die ihm versetzten Ohrfeigen für vollkommen in Ordnung halte. Wem nicht zu raten sei, dem sei auch nicht zu helfen. Die Klischeezeichnung mußte ich nun allein fertigstellen. Hitler sah mir bei der Arbeit zu und erzählte mir von seiner Familie.

Aus den Dokumenten seines Vaters ging hervor, [31] daß dieser ursprünglich Alois Schickelgruber hieß, da er ein uneheliches Kind der Anna Maria Schickelgruber war. Später heiratete der Großvater Hitlers, der sich noch Johann Georg Hiedler schrieb, die Kindesmutter Anna Maria Schickelgruber, ohne daß das von ihm gezeugte außereheliche Kind Alois Schickelgruber bei dieser Gelegenheit als ehelich eingetragen worden wäre. Dieser Akt erfolgte erst viel später vor dem Pfarramt in Döllersheim. Den Anlaß zur Namensänderung soll nach Angabe Hitlers eine Erbschaft gegeben haben, da sein Großonkel Nepomuk Hütler (man beachte diese Schreibweise!), also der Bruder seines Großvaters Johann Georg Hiedler, den Wunsch aussprach, daß der Name Hütler nicht aussterbe. Der Erblasser Nepomuk Hütler machte die Namensänderung zur Bedingung eines Legates, das er seinem Neffen Alois Schickelgruber aussetzte. Hitlers Vater, Alois Schickelgruber, war im Zeitpunkt der Namensänderung bereits Staatsbeamter und 40 Jahre alt, als der 84jährige Großvater Adolf Hitlers, Johann Georg Hiedler, ein Jahr vor seinem Tode die Legitimierung vornahm. Der Taufschein Hitlers, den ich selbst gesehen habe, trug in der Rubrik: Vater, die Namen Alois Schickelgruber, legit. Hitler. Adolf Hitler war sehr darauf bedacht,

daß die von seinem Vater angenommene Schreibweise: „Hitler“ genau beachtet werde. Die Schreibart: „Hütler“ bezeichnete er als jüdisch, da sie vom „Hut“, mithin von einem Sachgegenstand abgeleitet werden konnte, nach denen seinerzeit die Judennamen konstruiert wurden. Den Namen „Hiedler“ empfand er als kraftlos und weiblich. Nur die Schreibweise [32] „Hitler“ imponierte ihm, da der Name Schwung, Kraft und Wohllaut besitze. Den Namen Schickelgruber bezeichnete er selbst als entsetzlich und komisch zugleich. Hitler berichtete mir weiters, daß sein Vater dreimal verheiratet gewesen sei. Von den Kindern aus seiner zweiten Ehe, den Stiefgeschwistern Alois und Angela, erwähnte er nur oberflächliche Details, während er zu seiner leiblichen Schwester Paula, die gleich ihm aus der dritten Ehe seines Vaters stammte, fast gar keine Beziehungen besaß und nur wenig mit ihr verkehrte. Erst als Führer des Großdeutschen Reiches ließ er ihr eine bescheidene Rente zukommen.

Von seiner Stiefschwester Angela, verheiratete Raubal, erzählte er mir, daß sie eine Tochter gleichen Namens besäße, die kurz Gelly genannt wurde. Dieser Nichte zuliebe verzichtete er auf den kleinen Erziehungsbeitrag, der ihm nach dem Tode seines Vaters zugefallen war.

Vorweg sei genommen, daß Gelly später zu einem bildhübschen Mädchen heranwuchs, das Hitler, als er mittlerweile der Führer der NSDAP geworden war, zu heiraten gedachte. Er bewog seine junge Nichte, die den üppigen Wuchs und das rassige Aussehen einer tschechischen Schönheit besaß (ihr Vater, Herr Raubal, war Tscheche), bei ihm in München Quartier zu nehmen. Er beschenkte Gelly fürstlich und fuhr mit ihr im Auto durch ganz Deutschland, was in Parteikreisen zu Klatschereien Anlaß gab. So wurde zum Beispiel der württembergische Gauleiter [33] Munder, dem das Erscheinen Gellys am Parteitag 1928 nicht zusagte, von Hitler nach einer erregten Debatte sofort seines Amtes enthoben. Gelly, die für ihren berühmten Onkel, den sie „Alf“ nannte, anfangs kindlich schwärmte, faßte jedoch später eine tiefe Zuneigung zu einem Studenten. Sie wurde gegen ihren Onkel immer kühler und kühler und behauptete sogar, daß er ein „grauslicher Kerl“ sei. Ihre entschiedene Abweisung brachte Hitler schließlich zur Raserei und er ließ sie von S. A. überwachen, die nach kurzer Zeit ausforschte, daß Gelly zu einem jüdischen Studenten der Medizin Beziehungen unterhalte. In der Nacht zum 18. September 1931 wurde die dreiundzwanzigjährige Gelly Raubal von Hitler in seiner Wohnung in München, Briennerstraße, erschossen. Frau Raubal brachte ihre tote Tochter im

Auto nach Wien, da sie befürchtete, daß der Leichnam verschwinden könnte.

Als Hitler fassungslos vor dem Unglück stand, das er in seiner hemmungslosen Raserei angerichtet hatte, wollte er Selbstmord begehen. Um die Tat selbst zu verschleiern, wurde offiziell behauptet, Hitler wäre zur Zeit des Mordes nicht in München gewesen und Gelly habe Selbstmord begangen.

Nach Gellys Beerdigung am Wiener Zentralfriedhof erhielt Hitler, der aus Österreich ausgewiesen war, von der österreichischen Regierung die Erlaubnis, das Grab in Wien unter der Bedingung besuchen zu dürfen, daß er sich während des hiesigen Aufenthaltes jeder politischen Tätigkeit enthalte. Hitler, der sich vorher um seine Stiefschwester Angela nicht besonders viel bekümmert [34] hatte, gab sich nun alle erdenkliche Mühe, um zu verhindern, daß nicht etwa durch sie der wahre

Sachverhalt in die Öffentlichkeit gelange und berief sie als Wirtschaftlerin zu sich.

Hitlers Stiefbruder Alois war Kellner von Beruf und hatte ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Im Jahre 1934 tauchte er plötzlich in Berlin-Wilmersdorf auf und nahm dort eine Gastwirtschaft in Betrieb, in der viel SA-Leute verkehrten. Später übernahm er, angeblich mit Unterstützung seines Stiefbruders Adolf Hitler, ein großes Kaffee-restaurant am Wittenbergplatz. Hier waren keine Parteileute zu sehen, nachdem, wie es hieß, ein Besuchsverbot für Angehörige der NSDAP erlassen worden war, weil der Restaurateur Alois den Führer Adolf öffentlich einmal ein „spinnendes Luder“ genannt haben soll. In diese gleichen Worte sollen aber auch die Einwohner von Braunau ihr abschließendes Urteil über Hitlers Vater, den kaiser-königlichen Zollamtsoberrichter Alois Hitler, zusammengefaßt haben.

Hitler als „Kunstmaler und Baumeister“

(Die Akademie der bildenden Künste weist Hitler ab. Versagen als Reklamezeichner. Der politisierende Bauschreiber fliegt vom Baugerüst in die Kalkkiste. „Alle Abgeordneten Schweinehunde.“)

Nach Vollendung der Aufträge für das Schuhhaus „Ha-Ha“ verfügte ich, da auch andere Bestellungen vorlagen, über genügende Geldmittel, um für die nächste Zukunft gesichert zu sein, so daß ich daran denken konnte, meine Unterkunft im Männerheim aufzugeben. Ich mietete mir als Wohnung ein Kabinett auf der Wieden und ein Zimmer-Küchen-Lokal in der Klosterneuburgerstraße, um meine Zeichenarbeiten fortzusetzen. Dieses Maleratelier hätte Hitler nötigenfalls als Quartier benützen können, was ich ihm auch angeboten hatte. Er selbst stattete sich aus dem Verdienst, den er durch seine gemeinsame Arbeit mit mir erzielte, völlig neu aus und verbrachte mehrere Tage bei seiner Stiefschwester Angela Raubal. Da ich deren Adresse nicht kannte, ließ ich für Hitler im Männerheim sowohl meine Wohnungs- als auch meine Atelieradresse zurück. Inzwischen erkundigte ich mich in der Akademie für bildende Künste über die Aufnahmebedingungen und hatte Gelegenheit, mit Professor Delug bekannt zu werden. Ich legte ihm mehrere Arbeiten vor, die er recht günstig [36] beurteilte. Schließlich lud er mich ein, ihn am nächsten Tag in seinem Atelier in der Gußhausstraße zu besuchen. Als Prüfungsarbeit stellte er mir die Aufgabe, die schwer abgearbeitete Hand einer alten Frau und nachher den

Akt eines jungen Mädchens zu zeichnen. Professor Delug war mit beiden Arbeiten zufrieden, und nachdem ich ihm meine Studienzeugnisse gezeigt hatte, erzählte ich ihm, daß ich derzeit als Reklamezeichner mit einem Herrn Neumann zusammenarbeite und in kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Verdienst gelangt sei. Professor Delug forderte mich auf, am nächsten Tag in die Akademie der bildenden Künste am Schillerplatz zu kommen, er werde mich dem Direktor vorstellen und veranlassen, daß meine privat bei ihm abgelegte Prüfung als Anstaltsprüfung gelte. Meiner Aufnahme in die Akademie stand nun nichts mehr im Wege. Professor Delug ersuchte mich weiters, einige Reklamezeichnungen mitzubringen, da er sich für diesen neuen Kunstgewerbebezweig interessiere. Schließlich bat ich den Professor noch um seine Meinung über die Aussichten im Kunstmalerberuf. Obwohl er mein Talent, auf Grund der bestandenen Prüfung, voll und ganz anerkannte, entschied ich mich nach längerem Überlegen doch für den realeren Beruf des Ingenieurs.

Als Hitler nach Ermittlung meiner Adresse wieder bei mir erschien, erzählte ich ihm von meinem Glück in der Akademie, worauf er mich bat, ich möge mich bei Professor Delug für ihn verwenden. Bereits am nächsten Tag durfte ich

Hitler vorstellen. Allein seine mitgebrachten Zeichnungen befriedigten in keiner Weise [37] und als er bei der Prüfung gleichfalls die abgearbeitete Hand der alten Frau zeichnen mußte, versagte er vollständig. Professor Delug fragte nachher Hitler, ob er einverstanden sei, daß seine Prüfung der Direktion nicht angezeigt werde, in welchem Falle er auch keinen offiziellen Bescheid erhalte. Hitler dankte für das große Entgegenkommen und bat um die Vermittlung einer Prüfung im Architekturzeichnen, da er beabsichtige, Architekt zu werden. Professor Delug wies Hitler mit einer schriftlichen Empfehlung an einen Kollegen in der Akademie der bildenden Künste am Schillerplatz mit der Bitte, eine Prüfung vorzunehmen. Bestünde sie Hitler, so könnte der prüfende Professor das Ergebnis der Direktion melden und Hitlers Aufnahme in die Akademie erreichen. Im entgegengesetzten Falle habe keine Prüfung stattgefunden. Hitler mußte bei dieser Prüfung eine Skizze über die Dächer zur Straße hin anfertigen, doch da die Zeichnung das Wesentlichste, nämlich die richtige Perspektive, gänzlich vermissen ließ, winkte der Professor ab, nachdem er überdies aus dem vorgelegten Quarta-Zeugnis der Realschule in Steyr ersah, daß Hitler in Darstellender Geometrie ein „Nicht genügend“ erhalten hatte. Der Professor faßte sein Urteil in den gutgemeinten Rat zusammen, Hitler sollte sich lieber einem Handwerk zuwenden.

In der Folgezeit war Hitler über seinen Mißerfolg im Malen und Architekturzeichnen ziemlich niedergedrückt. Er zeigte zur Arbeit weder Lust noch Willen und nannte die Professoren rückständig, da ein Künstler keine guten Schulzeugnisse [38] brauche. Hätte er mit einem solchen aufwarten könne, so glaubte er, wären seine Zeichnungen bestimmt auch als gut qualifiziert worden. Es war immer einer der Hauptfehler Hitlers, daß er sehr eigensinnig und rechthaberisch war und die Schuld stets auf die anderen wälzte, wenn ihm etwas mißglückt war. Als er später die Prüfung in der Malschule der Akademie abermals versuchte und durchfiel, schrieb er die Schuld daran natürlich wieder den Professoren zu.

Da mir die Zusammenarbeit mit Hitler allmählich zu dumm wurde, weil er immer einen anderen Grund vorschützte, um nicht arbeiten zu müssen, vereinbarte ich mit Neumann, daß Hitler und ich, jeder getrennt und selbständig, für ihn arbeiten sollten. Hitler erhielt den Auftrag, ein Reklameplakat für das „Teddy-Schweißpuder“ anzufertigen, und zwar, wie ich glaube, über Bestellung der Firma Maager. Es war die Aufgabe gestellt, zwei Briefträger im Stiegenhaus zu zeich-

nen, von denen der eine, vor Müdigkeit erschöpft, am Stufenabsatz sitzen und einen schweißtriefenden Socken auswinden sollte, während der andere beschwingt und lächelnd die Treppe emporsteigt, da er um das Geheimnis von „Teddy-Schweißpuder“ Bescheid weiß. Am Fuße der Zeichnung hatte das Verslein zu stehen:

„Zehntausend Stufen, Tag für Tag,
Ist eine riesengroße Plag’!
Zehntausend Stufen, lieber Bruder,
Ist eine Lust mit Teddypuder!“

Dieses Plakat mißlang Hitler vollständig. Die beiden Briefträger schnitten Grimassen, als [39] wollten sie vor Wut einander auffressen. Neumann ist mir dieser Arbeit bei der Firma buchstäblich, wie er mir sagte: „hinausgeflogen“.

Hitler war sehr empört, da er sich gerade mit diesem Plakat große Mühe gegeben hatte. Doch sah er schließlich selbst ein, daß mit dem Entwurf nichts anzufangen war. Nach allen diesen Mißerfolgen dämmerte wenigstens einigermaßen in ihm die Erkenntnis auf, daß er zu einer selbständigen Arbeit nicht geschaffen sei und daß er in der Kunstmalerei oder in der graphischen Industrie keine Zukunft hätte.

Um Geld zu verdienen, versuchte er es auch einmal damit, Alt-Wiener Bilder zu malen, die er in der Bratröhre in der Wohnung seiner Schwester braun anrösten und hierauf im feuchten Keller eine Zeitlang liegen ließ. Allein die bildliche Darstellung zeigte alle Mängel der Hitler-Aquarelle. Die Staffagen wirkten steif und ungenau. Die Perspektive war verfehlt. Es waren künstlerisch durchwegs wertlose Erzeugnisse, an denen auch die künstliche Patina nichts zu verbessern vermochte. Die Bilder blieben unverkäuflich. Hitler bat mich, ihn wieder als Mitarbeiter zu akzeptieren, worauf ich unter der Bedingung einging, daß er fleißig arbeite und weniger eigensinnig sei.

Ein Reklameauftrag der Firma Anna Csillag am Kohlmarkt hatte Hitler beinahe um den Verstand gebracht. Diese Geschäftsfrau inserierte in allen Tageszeitungen, Wochen- und [40] Monatsschriften und pries ihre Haarpomade an. Die Reklame zeigte eine Dame mit langem, wallendem Haar, das vom Kopfscheitel bis zu den Fußknöcheln herabreichte und deren Text ständig begann:

„Ich, Anna Csillag, mit dem riesenlangen Loreleyhaar, habe nur durch Verwendung der von mir erfundenen Geheimpomade diese Haarpracht erreicht. Jeder, der einen so prächtigen Haarschmuck haben will, schreibe postwendend an Anna Csillag, worauf man gratis und franco einen

wundervollen Prospekt mit Beweisen und Dank-schreiben erhält.“

Hitler war von diesem Auftrag einfach begeistert. „Das nennt man Reklame machen! Propaganda, Propaganda, so lange, bis die Leute glauben, daß dieser Dreck helfen wird“, meinte Hitler. „Anna Csillag ist ein Reklamegenie, und vielleicht morgen schon wird man die neueste Erfindung der Anna Csillag anpreisen: Keine Schädeldecke für den Haarwuchs mehr notwendig! Anna Csillags Haarpomade wirkt sogar auf einer Billardkugel! Keine Angst mehr! Sollten aber mit Hilfe der Pomade weder am Kopf noch auf der Billardkugel Haare wachsen — durch die neueste Erfindung Anna Csillags, durch ihre Haarsamenpillen ist der Erfolg garantiert gesichert!“

So spintisierte Hitler fast eine Stunde lang. „Propaganda, Propaganda, so lange, bis daraus ein Glaube wird und man nicht mehr weiß, was Einbildung und was Wirklichkeit ist“, sagte er wörtlich und eilte, ohne Angabe von Gründen, plötzlich davon. Nach zwei Stunden erschien er wieder mit einem Prospekt der Anna Csillag. Er [41] hatte es einfach nicht länger ausgehalten, er mußte ins Geschäft der Auftraggeberin, um das Geheimnis der Pomadenpropaganda studieren zu können.

Vor allem interessierten ihn die Dankbriefe, denn diese müßten doch echt sein, und was mag unter Umständen so ein Dankbrief für eine Salbe, die nicht hilft, gekostet haben! Hitler dachte eine Weile nach, dann sagte er: „Vielleicht ist es ein gutes Geschäft, Dankbriefe für eine Haarpomade zu schreiben.“ Ein Dankbrief lockte Hitler ganz besonders an, er stammte mit voller Anschrift aus Wien. Hitler verschwand wieder und hatte das Geheimnis der Dankbriefschreiberin schneller ergründet als ein Detektiv. Die Briefschreiberin war nämlich schon lange verstorben. „Ja, Propaganda, Propaganda! Tote als Zeugen kosten nichts. Nicht mehr als das Abschreiben der Partien am Wiener Zentralfriedhof. Propaganda, richtige Propaganda macht aus Zweiflern Gläubige: Anna Csillag mit dem riesenlangen Loreleyhaar hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Sie verkauft die Haarpomade, verspricht unter Hinweis auf Dankbriefe den garantierten Erfolg, nur verschweigt sie, daß die Haare erst unter der Erde, im Grabe zu wachsen beginnen. Propaganda“, phantasierte Hitler weiter, „was wirst du erst vermögen, wenn du im Dienste einer Idee stehst, um die Menschen glücklich zu machen!“ Hitler war total verrückt geworden. Das von mir angefertigte Plakat hat Hitler persönlich zur Firma Csillag gebracht, um wieder im Pomadenheiligtum der Reklame schnuppern zu können.

Die in einigen Hitler-Büchern enthaltene [42] Behauptung, Hitler wollte selbst irgend eine Salbe fabrizieren und nach Art der Csillag-Reklame vertreiben, beruht auf einer irrigen Information. Er behauptete bloß, daß vielleicht jemand noch auf die Idee verfallen könnte, eine Salbe zu erfinden, mit deren Hilfe man Glas unzerbrechlich machen kann. Er wird die Salbe gewiß so sicher anbringen, wie die Csillag ihre Pomade. „Propaganda, nur Propaganda ist notwendig, die Dummen werden nicht alle. Propaganda ist die Grundessenz jeder Religion“, meinte Hitler, „ob Himmel oder Haarpomade, nur der durch die Propaganda gestärkte Glaube bringt den Pfaffen und der Anna Csillag den Segen.“

Im selben Zeitpunkt waren Aquarellreklameplakate in Auftrag, die eine gute Beherrschung der Aquarelltechnik erforderten, über die Hitler aber leider nicht verfügte. Deshalb wollte er also wieder einmal umsatteln und diesmal Baumeister werden. Wie früher stellte sich das gleiche Hindernis in den Weg, nämlich daß Hitler an der Realschule in der dritten Klasse aus Religion und Deutscher Sprache und in der vierten Klasse aus Darstellender Geometrie, einem Hauptfach für die Baumeisterlaufbahn, durchgefallen war. Hitler ersuchte mich, bei meinen Professoren Erkundigungen einzuziehen, wie man die Angelegenheit doch zu seinen Gunsten wenden könnte. Professor Budau gab mir eine Empfehlung an den Direktor der Staatsgewerbeschule in der Schellinggasse, zu dem sich Hitler schon am folgenden Tag begab. Es wurde ihm nahegelegt, ein Jahr Baupraxis zu [43] absolvieren und dann wieder zu kommen. Dieser Rat behagte aber Hitler nicht, da er weder Ziegel schupfen noch Schubkarren schieben wollte, wozu er sich zu schwach fühlte. Das entsprach auch tatsächlich der Wahrheit. Ich wußte, daß sich bei Professor Delug häufig auch Baumeister und Architekten beraten ließen und bat ihn daher um Unterstützung für Hitler als Bauaspiranten. Er gab mir die Empfehlung an einen Baumeister, dessen Name mir im Laufe der vielen Jahre entfallen ist. Hitler wurde als Bauschreiber aufgenommen und hatte am folgenden Montag seine Arbeit zu beginnen. Er war nun in großartiger Stimmung, fühlte sich bereits als berühmten Baumeister und war glücklich, daß es ohne schwere, manuelle Arbeit nun doch auch ging.

Adolf Hitler fand sich täglich auf dem Bau ein und hatte viele Besorgungen zu erledigen, was ihm sichtlich Freude bereitete. Aber schon am Freitag nahte das Verhängnis.

Er konnte das Politisieren nicht lassen. In seinem Rednerdrang bestieg er gegen 10 Uhr vormittags das Baugerüst, rief mit lauter Stimme,

unter Umgehung des Baupoliers, die Arbeiter zusammen und hielt eine Ansprache. Er proklamierte, er sei der Bauschreiber der Firma und hätte als solcher heute die Lohnliste zusammengestellt. Die Gewerkschaftsbeiträge, die bisher üblicherweise vom Lohn einbehalten wurden, habe er diesmal jedoch nicht mehr abgezogen. Er hoffe, daß die Arbeiter damit einverstanden und nicht so blöde seien, den Gewerkschaftsbonzen ihr sauer verdientes Geld in den Hintern zu stecken. Die Arbeiterführer nannte er stinkige [44] Saujuden, die jede manuelle Arbeit scheuen und nur vom Schmusen und auf Kosten der Arbeiter gut leben, indem sie die Arbeitergelder verfressen, versaufen und verhuren.

Als Antwort wurde Hitler vom Baugerüst hinuntergeworfen. Er landete in der Kalkkiste. Durch den Sturz auf die abgeschabte Kiste zog er sich vom Knie an einen zirka 15 cm langen Span ein, das linke Auge war durch die Kalkspritzer stark angeschwollen und der Anzug über und über mit Kalkflecken bedeckt. Die Arbeiter verlangten seine sofortige Entlassung, die der Baumeister, wollte er einen Streik vermeiden, auch aussprechen mußte. Ferner versprachen die Arbeiter, dafür Sorge zu tragen, daß die Gewerkschaft Hitlers Aufnahme vereitle, falls er versuchen sollte, bei einer anderen Baufirma unterzu-

kommen. Somit hatte Hitlers Traum, Baumeister zu werden, nach fünf Tagen ein wenig ruhmvolles Ende gefunden.

Hitler schimpfte und fluchte um so grimmiger über die jüdischen Gewerkschaftsbonzen und blöden Arbeiter. Aber daß er es selbst war, der einen unverantwortlichen Fehler begangen hatte, das wollte er sich nicht eingestehen. Nun war mit ihm erst recht nichts anzufangen.

Statt zu arbeiten, eilte er täglich ins Parlament, verfaßte an christlichsoziale und deutschnationale Abgeordnete Briefe und Denkschriften über sein Mißgeschick und forderte die Auflösung der Gewerkschaften, dieser „Streikbanditenorganisationen“, wie er sie zu bezeichnen pflegte. Auf seine Eingaben erhielt er zwar keine Antwort, weshalb er den Versuch machte, mit den Abgeordneten [45] in persönlichen Kontakt zu kommen. Dies gelang ihm auch, allein ein Volksvertreter gab ihm, nach seiner eigenen Mitteilung, den Rat, solche Dummheiten bleiben zu lassen und lieber bei der Gewerkschaft bittlich zu werden, daß diese von einer Stellungnahme gegen ihn absehe. Hierüber kam Hitler ganz aus der Fassung. Er wettete, fluchte und schimpfte und behauptete schließlich, daß alle Abgeordneten Schweinehunde seien.

Seine Realschulzeit

(In Linz. Lausbubenstreiche. Die Lehrer. Der „schwarze Schwarz“. Der Schönererianer Dr. Pötsch. In Steyr. Abneigung gegen das Studium.)

Der Vater Hitlers hegte den Wunsch, daß sein Sohn Adolf Ingenieur werde und als Akademiker zu den höchsten Stellen im Staatsdienst emporzuklimme. Aber die Faulheit und Unlust Adolfs zum Lernen machte alle Hoffnungen zunichte. Der Vater starb am 3. Jänner 1903 in Leonding und erlebte es nicht mehr, daß sein Sohn, ein Jahr später, mit Ende der dritten Klasse aus der Realschule in Linz hinausgewiesen wurde. In Religion erhielt er „Ganz ungenügend“ und im sittlichen Betragen einen Verweis. Nach Mitteilungen Hitlers hat ihm sein Religionslehrer Schwarz „die Suppe eingebrockt“.

Dieser Religionsprofessor, Franz Sales Schwarz, dürfte tatsächlich viel zum Gaudium der jungen Studenten beigetragen haben, die vom Geist Schönerers erfüllt waren. Er war ein fanatischer Streiter der katholischen Kirche. Gegen einen Schüler, den Professor Schwarz „verworfen hatte“, steigerte sich sein Zorn manchmal zu

Haßausbrüchen, wovon besonders Hitler ein Liedchen zu singen wußte. Solange aber Professor Schwarz, der ein kindliches Gemüt hatte, von den vermeintlich guten Absichten seiner eines Schülers überzeugt war, soll er nachsichtig, wie kein anderer Lehre, gewesen [47] sein. Wollte man sich aber gar bei ihm einschmeicheln, so genügte eine kleine Spende für den Linzer Dombau, der ihm über alles am Herzen lag.

Mit großem Eifer und geröteten Wangen, die ständig von grauen Bartstoppeln überwuchert waren, soll er auf die verrücktesten Fragen seiner Schüler liebevoll eingegangen sein. Hitler erzählte sehr ausführlich, wie es die Studenten mit viel Talent und List verstanden hätten, Professor Schwarz dadurch von Prüfungen abzuhalten, daß sie nicht genug Fragen an ihn stellen konnten. So entnahmen sie zum Beispiel einem Kalender die Namen der Kirchenväter oder Heiligen und hörten voll geheuchelter Begeisterung aus der Heiligen-

legende, wie einzelnen bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen wurde, sie vernahmen, wie Menschen in Öl oder Wasser gesotten wurden, wie ihnen die Glieder verrenkt, die Zungen ausgerissen, die Augen ausgestochen wurden etc. Mit erlogener Anteilnahme hörten sie von den Qualen der Heiligen, die sich diese selbst zufügten, indem sie sich geißelten oder nackt ins Dornengestrüpp warfen und anderes mehr. Oder sie befragten den Professor über die Unfehlbarkeit der Päpsten, wie es zum Beispiel erklärlich sei, daß der unfehlbare Papst Urban VIII. den großen Galileo Galilei vor dem päpstlichen Inquisitionsgericht zwingen konnte, seine später selbst von der Kirche als richtig erkannte Lehre abzuschwören. Ferner wurden über die Beichte und die Sünden, über die Ablasslehren, die Qualen der Hölle und des Fegefeuers Fragen gestellt, insbesondere welche Rolle die Teufel bei der Verabreichung [48] der Strafen spielen, ob die Geister spazieren gehen dürfen und ob hierzu Erlaubnisscheine ausgegeben werden, was mit einem Geist geschieht, der länger als erlaubt ausbleibt, welcher Beschäftigung die Abgeschiedenen im Himmel nachgehen, ob sie nur Halleluja singen, und schließlich, ob sie auch schlafen und genügend Betten vorhanden wären. Die größte Neugierde wurde für die Beantwortung der Frage vorgetäuscht, ob Jesus Jude und ob Maria Jüdin waren, warum Gott die Juden überhaupt erschaffen habe, da er doch in seiner Allwissenheit wissen mußte, daß sie seinen Sohn dereinst kreuzigen würden. Eine beliebte Frage war ferner, ob der Apostel Paulus ein Vorgänger Schönerers gewesen sei, da er im Briefe an Titus die Juden Schwätzer und Verführer nannte, „welchen man das Maul stopfen müsse, und lehren was nichts taugt, um schändlichen Gewinnes willen. Sie sagen, sie erkennen Gott, aber mit den Werken verleugnen sie es, sintemal sie es sind, an welchen Gott Greuel hat, und gehorchen nicht und sind zu allem guten Werk untüchtig.“

Ein großes Gesprächsthema soll die Unbefleckte Empfängnis Marias gebildet haben, Der Professor wurde unter anderem gefragt, warum die Protestanten unsere Auslegung von der Unbeflecktheit Mariens nicht anerkennen. Zu diesem Thema will Hitler seine Fragen so frech und herausfordernd vorgebracht haben, daß sie einer Verspottung Marias gleichkamen und der Professor mit hochrotem Kopf aus der Klasse stürzte, um beim Direktor Klage zu führen. Dieser war jedoch, nach Hitlers Angabe, ein Schönererianer, der [49] die Sache nicht so krumm nahm. Ihm verdankte es Hitler, daß er nicht augenblicklich aus der Schule hinausgeworfen wurde. Der Vorfall trug ihm aber einen Sechser in Religion und

eine schlechte Sittennote im Zeugnis ein. Hitler freute sich noch nachträglich, daß er dem Religionsprofessor mehrmals Deutsche-Schulvereins-Marken auf den Rücken oder auf den Hut geklebt oder diesen mit schwarz-rot-goldenen Bändchen verziert hatte.

Zu dem Zerwürfnis mit seinem Religionslehrer soll auch der Umstand wesentlich beigetragen haben, daß Hitler, wie er mitteilte, zum Dogma der Unbefleckten Empfängnis eine Legende verfaßte, die im Geiste Schönerers gehalten war und die er auf einem Hektographen-Apparat vervielfältigt hatte. Papst Pius IX. verkündete bekanntlich im Vatikanischen Konzil von 1854 aus der Glaubensüberlieferung, daß Maria unbefleckt vom Heiligen Geist empfangen habe, ein Glaubensdogma. Dieses nahm Hitler zum Anlaß und gestaltete daraus eine Spottlegende, die er auch vor den Bewohnern des Männerheims mit Vorliebe zum besten gab.

Eine dieser Vervielfältigungen soll auch dem Religionsprofessor in die Hände gefallen sein, der ungeheuer aufgebracht für alle Schüler einen Karzer verlangte, bis sich die Schuldigen gemeldet hätten. Hitler sagte mir, daß er sich als schuldig bekannte und gemeldet habe, worauf er einen sechsunddreißigstündigen Karzer „ausgefaßt“ hätte, den er in zwölf Raten zu je drei Stunden absitzen mußte. Sein Klassenvorstand hat ihn jedoch immer, nachdem seine Mitschüler das [50] Klassenzimmer verlassen hatten, bald nachher fortgeschickt. Übrigens sollen sich die Professoren, wie er mir gleichfalls öfters erzählte, über den Inhalt der Legende vor Lachen geschüttelt haben, nicht zuletzt aus Freude darüber, daß sich der „schwarze Schwarz“ grimmig ärgerte.

Hitlers Mutter soll damals ganz verzweifelt gewesen sein, da es ihr nicht gelang, den berechtigten Zorn des Religionslehrers Schwarz zu besänftigen, der sich auf keine Entschuldigung von Seite Adolf Hitlers einließ. In dem Pamphlet habe er seine wahre Gesinnung geoffenbart, die sich mit einer formellen Entschuldigung nicht mehr ändern ließe.

Sein Geschichtsprofessor Dr. Pötsch, der beliebteste Lehrer an der Realschule in Linz, hat durch einen Kollegen in Steyr erwirkt, daß Hitler dort zu einer Aufnahmeprüfung für die vierte Klasse zugelassen wurde. Dr. Pötsch soll seinen Unterricht ganz im Geiste Schönerers gehalten haben. Hitler sagt in seinem Buche „Mein Kampf“ hierüber folgendes: „Es wurde vielleicht bestimmend für mein ganzes späteres Leben, daß mir das Glück einst gerade für Geschichte einen Lehrer gab, der es als einer der ganz wenigen verstand, für Unterricht und Prüfung den Gesichtspunkt zu

vertreten, daß man Wesentliches behalten, Unwesentliches vergessen soll. In meinem damaligen Professor Dr. Leopold Pötsch an der Realschule in Linz war diese Forderung in wahrhaft idealer Weise verkörpert. Ein alter Herr von ebenso gutem als auch bestimmtem Auftreten, [51] vermochte er besonders durch seine blendende Beredsamkeit uns nicht nur zu fesseln, sondern wahrhaft mitzureißen. Noch heute erinnere ich mich mit leiser Rührung an den grauen Mann, der uns im Feuer der Darstellung manchmal die Gegenwart vergessen ließ, uns zurückzauberte in vergangene Zeiten und aus dem Nebelschleier der Jahrtausende die trockene geschichtliche Erinnerung zur lebendigen Wirklichkeit formte. Wir saßen dann da, oft zu heller Glut begeistert, mitunter sogar zu Tränen gerührt.

Das Glück ward um so größer, als dieser Lehrer es verstand, aus Gegenwart Vergangenes zu beleuchten, aus Vergangenheit aber die Konsequenzen für die Gegenwart zu ziehen. So brachte er denn auch, mehr als sonst einer, Verständnis auf für all die Tagesprobleme, die uns damals in Atem hielten. Unser kleiner nationaler Fanatismus ward ihm ein Mittel zu unserer Erziehung, indem er öfters als einmal, an das nationale Ehrgefühl appellierend, dadurch allein uns Rängen schneller in Ordnung brachte, als dies durch andere Mittel möglich gewesen wäre.

Mir hat dieser Lehrer Geschichte zum Lieblingsfach gemacht. Die Art des geschichtlichen Denkens, die mir so in der Schule beigebracht wurde, hat mich in der Folgezeit nicht mehr verlassen. Weltgeschichte ward mir immer mehr zu einem unerschöpflichen Quell des Verständnisses für das geschichtliche Handeln der Gegenwart, also für Politik. Ich will sie dabei nicht 'lernen', sondern sie soll mich lehren.“

In Steyr wohnte Hitler bei einem Gerichtsbeamten namens Chichini. Das Zeugnis der vierten [52] Realschulklasse schloß im ersten Semester mit einem „Nichtgenügend“ aus Mathematik, Deutscher Sprache und Stenographie, im zweiten Semester mit einem „Nichtgenügend“ aus Darstellender Geometrie.

Hitler bekannte offen ein, daß er zum Studium nicht taugte und so habe er auch keinen Versuch mehr gemacht, in der Realschule weiter verbleiben zu können, da ihn das Auswendiglernen von Vokabeln und Formeln zum Verzweifeln brachte.

Er habe sich lieber in einer geheimen Studentenverbindung aufgehhalten und für den Schulverein und die Südmark gearbeitet.

Im Buche „Mein Kampf“ berichtet er hierüber: „Auch ich hatte so einst die Möglichkeit, schon in verhältnismäßig früher Jugend am Nationalitätenkampf des alten Österreichs teilzunehmen. Für Südmark und Schulverein wurde da gesammelt, durch Kornblumen und schwarzrotgoldene Farben die Gesinnung betont, mit 'Heil' begrüßt und statt des Kaiserliedes lieber 'Deutschland über alles' gesungen, trotz Verwarnung und Strafen. Der Junge ward dabei politisch geschult in einer Zeit, da der Angehörige des sogenannten Nationalstaates meist noch von seinem Volkstum wenig mehr als die Sprache kennt. Daß ich damals schon nicht zu den Lauen gehört habe, versteht sich von selbst. In kurzer Zeit war ich zum fanatischen 'Deutschnationalen' geworden.“

In „Mein Kampf“ begründet jedoch Hitler seine Abneigung gegen das Studium damit, daß er sich gegen den väterlichen Zwang auflehnte, Beamter zu werden. Er schreibt: „Ich wollte nicht Beamter werden, nein und nochmals nein. Alle [53] Versuche, mir durch Schilderungen aus des Vaters eigenem Leben Liebe und Lust zu diesem Beruf erwecken zu wollen, schlugen ins Gegenteil um. Mir wurde gähnend übel bei dem Gedanken, als unfreier Mann einst in einem Büro sitzen zu dürfen; nicht Herr sein zu können der eigenen Zeit, sondern in auszufüllenden Formulare den Inhalt eines ganzen Lebens zwingen zu müssen.“

Als ich mit Hitler zusammenwohnte, bedauerte er es einmal sehr, daß er nicht einmal stenographieren konnte, da er sonst bei einem Rechtsanwalt, dem er sich vorstellte, eine Anstellung gefunden hätte. Die Darstellung Hitlers, die sich mir seiner Studentenzeit befaßt, ist also unrichtig. Er wollte einfach nicht studieren oder arbeiten. Denn gegen die Beamtenlaufbahn hätte er sich auch nach der Matura wehren können. Auch was er über den Unterricht seines Geschichtslehrers Dr. Pötsch schrieb, auf den er häufig in Dankbarkeit zu sprechen kam, dürfte ihm erst beim Verfassen des Buches als willkommener, verklärender Rückblick und als Rechtfertigung seiner geschichtlichen Anschauung und späteren politischen Einstellung gegenwärtig geworden sein.

Hitlers unglückliche Liebe

(Das hübsche Modell im Trikot macht Hitler verrückt. Die mißglückte Vergewaltigung. Gretl heiratet einen Juden. Privatdetektive verhindern Hitlers Überfall. Seine Verhaftung. Das Andenken der „Alhambra“.)

Ich hatte von einer Wirkwarenfabrik den Auftrag erhalten, Plakate für Damentrikotwäsche zu entwerfen. Hiezu benötigte ich ein hübsches Modell, denn das Reklameplakat ist um so wirkungsvoller, je schöner das Modell ist, das die Wäsche trägt. Meine Quartiergeberin kannte ein sehr hübsches Mädchen, eine Musikstudentin, die sich bereit erklärte, Modell zu stehen, um damit das Geld zum Bestreiten des Studiums zu verdienen. Ihr Vater war tot, und die kleine Pension, die ihre Mutter bezog, reichte hiefür nicht aus. Das Mädchen war siebzehn Jahre alt, groß, vollschlank, durch frühzeitige Entwicklung aber etwas älter aussehend. Lange, blonde Zöpfe fielen von einem edel geformten Kopf herab, schöne, große, blaue Augen, mit langen Wimpern, sowie prachtvolle Zähne vervollständigten das Bild der Schönheit. Fräulein Gretl, so hieß die junge Dame, stellte mich noch ihrer Mutter vor, der ich versicherte, daß ihrer Tochter nichts Schlimmes widerfahren würde und sie nur in Trikotwäsche Modell stehen müßte. Die Mutter gab ihre Zustimmung.

Tags darauf holte ich Fräulein Gretl in ihrer [55] Wohnung ab, brachte sie in mein Atelier und besorgte unterwegs noch eine Jause. Im Atelier trafen wir bereits Hitler an, der sich als „akademischer Maler Adolf Hitler“ vorstellte. Die junge, schöne Sängerin machte scheinbar einen unerhörten Eindruck auf ihn. Er freute sich sehr, daß sie uns nun täglich besuchen werde und zu uns gehörte. Auch schlug er ihr gleich vor, daß wir zueinander „Du“ sagen sollten, wie dies in Künstlerkreisen üblich sei, worauf Fräulein Gretl gerne einging. Bevor wir uns an die Arbeit machten, verzehrten wir unsere Jause, die aus sehr guten, nicht ausgepreßten Schweinsgrammeln bestand. Da Hitler keine Jause hatte, wollte ihm Gretl eine Tüte Grammeln abtreten. Doch Hitler lehnte mit der Begründung ab, daß er keine Kadaver esse. Gretl neckte ihn nun und sagte: „Herr Kunstmaler, du schaust aus wie ein verhungertes Schneidergeselle! Wird's deine Frau aber einmal schlecht bei dir haben! Statt Wienerschnitzeln oder einem Schweinsbraten bekommt sie einen Teller Karotten oder Bohnen vorgesetzt! Brrr!“

Hitler war sehr verärgert, daß man ihn mit einem verhungerten Schneidergesellen verglich. Er wurde sogar ausfällig und meinte, er könne es nicht verstehen, daß die Mehrzahl der Menschen so einen Dreck fresse, der nicht einmal den stinkigen Saujuden munde, da er ihnen nicht koscher

sei. Er müsse Gretl unbedingt bekehren und auch zur Vegetarierin machen, denn „Kadaveresser“ müssen frühzeitig sterben. Davor wolle er Gretl bewahren, sie müsse unbedingt seine Frau werden. Er würde sie dann mit Torten und Schaumrollen entschädigen, die noch besser als die koscheren [56] Enten und Gänse seien. Doch Gretl erwiderte: „Dich nehm' ich nicht, selbst wenn du ein Kaiser wärst!“ Nun wollte Hitler mit seiner zukünftigen großen Karriere Eindruck erwecken und rühmte sich, nicht nur ein sehr bedeutender Kunstmaler, sondern überdies auch Schriftsteller zu sein. Er werde einen Beweis seines Könnens liefern und Gretl ein Gedicht zu Füßen legen, wie es kein Goethe und kein Schiller je schöner hätte schreiben können. Gretl mußte über Hitlers überschwengliche Worte lachen. Da er ihr aber unbedingt imponieren wollte, versuchte er es mit der Walze von seinem „seligen Herrn Vater, dem kaiser-königlichen Zollamtsoberrassistenten“ und erzählte auch von Professor Pötsch, dessen Ansichten er wie ein Evangelium im Herzen trage. Damit kam er endlich zu seinem Steckenpferd, zur Politik, und glaubte, wie vor den Bewohnern des Männerheims damit Staat machen zu können. Er zog aus allen Registern gegen die Juden und die Pfaffen los und steigerte seine Ausführungen noch durch alle möglichen geschmacklosen Witze über die unbefleckte Empfängnis Marias. Allein Gretl zollte ihm hiefür nicht die geringste Anerkennung und beendete die Unterhaltung, indem sie die Trikotwäsche verlangte.

Ich forderte Hitler auf, sich mit mir in den Vorraum zu begeben, damit sich Gretl ungestört umkleiden könne. Dagegen polemisierte Hitler mit der Begründung, daß sich in der Akademie die Modelle auch nackt zeigen müßten, Gretl solle nicht zimperlich sein. Sie sei ja eine Schönheit und brauche daher nichts zu verbergen. Erst als Gretl erregt erwiderte, daß sie sich unter keinen [57] Umständen nackt auskleiden werde, gelang es mir, Hitler aus dem Raume hinauszudrängen.

Im Trikot war Gretl noch viel schöner, da die Formen besser zur Geltung kamen als im Kleide. Hitler verschlang sie mit unheimlich werbendem Blick und konnte vor Erregung überhaupt nicht zeichnen. Ich hatte dies von ihm auch gar nicht verlangt, da ich im vorhinein wußte, daß er diese Arbeit überhaupt nicht fertigbringen würde. Er wollte sich vor Gretl nur so aufspielen, als wäre für ihn, den Kunstmaler Hitler, die Zeichnung

eine selbstverständliche Kleinigkeit. In zirka einer Stunde war meine Arbeit vollendet, am Zeichenpapier Hitlers war jedoch nur eine durch Radieren verschmierte Zeichnung zu sehen, die sich von Gretl — wie ich bemerkte — so sehr unterschied, wie ein Auto von einem Pferd. Hitler wollte daher die Zeichnung zerreißen, doch Gretl erwischte sie noch rechtzeitig, sah sie an und sagte: „Herr Kunstmaler Hitler! Laß dir dein Lehrgeld zurückgeben, du wirst solange du lebst kein Kunstmaler, höchstens Anstreicher oder Lackierer!“ Hitler war über ihr Urteil sehr betroffen und meinte: „Liebe Gretl, deine Schönheit hat mich so verwirrt, daß ich einfach nicht fähig war, deine edlen Formen wiederzugeben. Meine Hand hat vor Erregung gebebt. Doch als Schriftsteller will ich die beweisen, daß ich ein großer Meister bin.“

Am nächsten Tage war Hitler außerordentlich nervös und konnte die Ankunft Gretls kaum erwarten. Er erzählte, er habe ihr einen heißen Liebesbrief geschrieben, himmlisch habe er sich darin ausgedrückt. Ein langes Gedicht habe er ihr auch gewidmet, die ganze Nacht wäre er dabei gesessen, [58] um die Reime in ihrer Form immer besser und besser zu gestalten. In aller Frühe habe er selbst den Brief zur Wohnung gebracht, denn die Post sei viel zu langsam. Er hoffe, daß Gretl tief beeindruckt sei. Er wolle sie bald heiraten und nunmehr Schriftsteller werden, denn er fühle, daß er hiezu besonders befähigt sei. Die Feder sei nur so über das Papier geflogen, als er an Gretl schrieb, sein ganzes Herz habe er ihr zu Füßen gelegt, sie sei der Traum seines Lebens, seine Glückseligkeit. Er bat mich, Gretl im Glauben zu bestärken, daß er ein großer Künstler wäre und eine sehr aussichtsreiche Zukunft habe. Ich erwiderte ihm, daß ich es für sehr ungeschickt von ihm fände, sich Hoffnungen zu machen. „Ich glaube nicht“ — sagte ich ihm —, „daß Gretl auf so etwas eingeht, denn sie ist ein sehr gescheites Mädl, das sich nicht fangen läßt.“ Diese Erörterungen konnten wir nicht länger fortsetzen, da Gretl inzwischen eintraf. Hitler bebte am ganzen Körper. Gretl begrüßte mich herzlich, Hitler versuchte sie dabei zu übersehen. Doch er faßte ihre Hand und wollte sie an seine Lippen führen. Mit den Worten: „Bitte laß das“ entwand sie sich ihm und bat, er möge ihr keine so dummen Briefe schreiben. Sie habe sich sehr gefreut, mit mir zusammenzuarbeiten, doch er mache ihr dies unmöglich. Hitler bekam seinen langen Brief, an dem er die ganze Nacht hindurch gefeilt hatte, mit der Weisung zurück, diesen Unsinn einer anderen zu überreichen. Hitler stürzte mit der zurückgehaltenen Poesie wortlos aus dem Atelier.

Tags darauf lauerte Hitler schweren Herzens auf Gretls Erscheinen. Er sagte, er müsse [59] sie auf alle Fälle versöhnen, er könne ohne sie nicht mehr leben. Ihr Bild stehe Tag und Nacht vor seinen Augen. Überall höre er ihre Stimme, und doch sehe er, daß er seinem Glücke noch unendlich fern sei. — Er beschwor mich, auf Gretl einzuwirken, daß sie seine Liebe erwidere, er wäre schon unendlich glücklich, wenn sie mit ihm ein Theater oder Kino besuchen würde.

Als Gretl eintraf, holte Hitler aus dem Kasten einen Strauß roter Rosen und wollte ihn ihr mit der Bitte überreichen, ihm wieder gut zu sein. Doch Gretl lehnte die Rosen ab und sagte: „Ich will mit dir keinen Kontakt, der über das Zusammensein und die Zusammenarbeit im Atelier hinausgeht.“ Hitler warf die Rosen wütend in eine Ecke und schwieg mit zusammengepreßten Lippen.

Während sich Gretl umkleidete, warteten wir wieder im Vorraum. Hitler hielt sich knapp neben der Türe auf, und ich hatte den Eindruck, daß er durch ein Loch spähe, da er sein Gesicht unmittelbar an die Türe anpreßte. Ich konnte mich zwar nicht entsinnen, daß die Türe ein Loch gehabt hätte, schwieg aber zur Taktlosigkeit Hitlers, da im Nebenraum alles zu hören war und ich Gretl nicht erschrecken wollte. Doch da geschah plötzlich etwas ganz Unerwartetes. Hitler riß die Türe gerade in dem Augenblicke auf, als Gretl vollständig entkleidet war, um die Trikotwäsche anzulegen. Mit den Worten: „Du... du! Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt“, stürzte er sich auf Grete, zerrte, da sie sich wehrte, wild an ihr herum und verbiß sich in ihren Körper. Es gelang mit nur mit Mühe, ihn aus dem Raum zu [60] drängen. Der Körper des Mädchens war mit Kratz- und Bißwunden übersät. An eine Arbeit war nicht zu denken, Gretl war zu aufgereggt und weinte, da sie in Sorge war, was ihre Mutter dazu sagen würde, wenn sie die Kratz- und Bißwunden sähe. Ich versprach ihr, sie selbstverständlich nach Hause zu bringen und ihre Mutter von dem Vorfall zu unterrichten, womit ich sie wenigstens beruhigen konnte. Ich holte ein Taxi und brachte sie zu ihrer Mutter. Unterwegs gestand sie mir, daß sie sich vor Hitler von allem Anfang an gefürchtet habe, weil er sie immer so angesehen hätte, als wollte er sie mit seinen Augen durchbohren.

Gretl wollte gegen Hitler die Anzeige erstatten, doch ihre Mutter und ich waren dagegen, da sie sich vom Polizeiarzt, Gerichtsarzt und weiß Gott noch von wem hätte untersuchen lassen müssen. Das Breittreten des Falles im Gerichtssaal wäre höchst peinlich und zum Schlusse stün-

de noch alles in der Zeitung. Der Vorfall hatte natürlich zur Folge, daß Grete die Erlaubnis entzogen wurde, Modell zu stehen, was mir sehr leid tat, denn ich hatte erst eine Trikotzeichnung fertig, jedoch sechs verschiedene Plakate anzufertigen.

Nach einigen Tagen besuchte ich Gretl, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ihre Mutter war nicht anwesend, wohl aber ihre Schwester Liesl, die ebenso schön war wie Gretl, nur um ein Jahr jünger. Ich mußte Liesl den ganzen Vorfall genau schildern, da sie ungemein neugierig war. Schließlich mußte ich ihr genau beschreiben, wie Hitler aussieht, worauf sie den Wunsch äußerte, ihn selbst kennenzulernen.

[61] Hitler hatte ich einige Tage nicht gesehen. Als er wieder ins Atelier kam, machte ich ihm die heftigsten Vorwürfe und empfahl ihm, Gott dankbar zu sein, daß gegen ihn keine Anzeige wegen versuchter Notzucht erstattet wurde. Ich forderte ihn auf, sich ohne Schwulstigkeiten bei Gretl und deren Mutter zu entschuldigen, was er versprach. Kleinlaut verließ er das Atelier.

Kurz darauf besuchte ich Gretl abermals. Sie war sehr erfreut und zeigte mir das in Gedichtform gehaltene Entschuldigungsschreiben Hitlers. Darin bekannte er sich als tiefreumütigen Sünder, der seine Göttin aus Walhall um Vergebung anfleht. Auch die Entschuldigung, die er an Gretls Mutter sandte, war in Versform abgefaßt.

Um der Frau und ihren Töchtern eine kleine Entschädigung für die erlittene Unbill zu bieten, schlug ich ihnen einen Ausflug in die Wachau vor und erklärte mich bereit, die Karten für übernächsten Tag zu besorgen. Mein Vorschlag wurde freudig angenommen und nach zwei Tagen saßen wir bereits alle im Gasthof „Richard Löwenherz“ in Dürnstein. Die drei schönen Frauen waren bei bester Laune und fielen allgemein auf. Die Mutter erweckte den Eindruck, als wäre sie die älteste Schwester. Beim Mittagstisch verstand es ein junger, distinguiert aussehender Herr, es sich mit Hilfe des Kellners so einzurichten, daß er neben Gretl zu sitzen kam. Er stellte sich als der Juniorchef einer bekannten Textilfabrik vor und war während des dreitägigen Aufenthaltes von uns nicht mehr wegzubringen. Auch die Rückfahrt zu [62] Schiff trat er gemeinsam mit uns an, obwohl er ursprünglich die Absicht gehabt hatte, länger zu bleiben. Er bemühte sich sehr um Gretl, bat mich auf dem Schiff um eine Unterredung, wollte Näheres über ihre Familie in Erfahrung bringen, und fragte mich zuletzt, ob ich mit einer der jungen Damen verlobt sei. Ich sagte, daß dies nicht der Fall wäre, da ich wegen des Studiums und der bevorstehenden Militärdienstzeit als Einjährig-Freiwilliger vorläufig nicht daran denken könnte,

mich zu verloben. Der Fragesteller bedankte sich vielmals und verriet mir seine Absicht, sich mit Gretl zu verloben.

Um meine Reklamezeichnungen fertigstellen zu können, wollte mir Gretl über meine Bitte hin weiter Modell stehen, erschien aber von nun an immer nur in Begleitung ihrer Schwester Liesl im Atelier.

Kurze Zeit nachher erhielt ich durch die Post tatsächlich eine Verlobungsanzeige. Als Hitler diese erspähte, gebärdete er sich wie ein Irrsinniger. Er rang nach Luft, lief gestikulierend im Zimmer auf und ab und schrie verzweifelt: „Ein Jude! Ein Jude!“ Ich machte Hitler darauf aufmerksam, daß der Bräutigam, ungeachtet seines Namens, gar kein Jude wäre, da er selbst getauft und seine Mutter Arierin sei. Doch diese Erklärung ließ Hitler absolut nicht gelten und begann vielmehr zu toben: „Saujuden sind sie alle, ob getauft oder nicht, spielt keine Rolle! Das Weihwasser und der Hokuspokus des Pfaffen machen aus keinem Juden einen Arier!“ Er drohte, den „Kerl“ zu erwürgen, falls er es wagen sollte, seine heißgeliebte Gretl, diese Göttin aus [63] Walhall, wie er sie zu bezeichnen pflegte, zur Geliebten zu machen.

Ich hörte nun eine Woche lang nichts von ihm. Hingegen besuchte mich der Bräutigam, Herr Siegfried K., im Atelier und überreichte mir einen Brief Hitlers zum Lesen, in dem dieser die Behauptung aufstellte, Gretl habe ihm bereits als Geliebte angehört. Er gab weiters die Versicherung ab, daß er niemals von Gretl lassen werde, da er ohne sie nicht mehr leben könne. Ein deutsches Mädchen, das des schnöden Mammons willen eine alte Freundschaft aufgibt, um sich einem stinkenden, borstigen, schwarzen Saujuden anzubieten, sei ein Schandfleck! Einem Juden gezieme es nur, eine artgleiche, jüdische Rebekka oder eine feiste Gansljüdin zu freien. Zum Schluß enthielt der Brief die unverhüllte Drohung, daß der Adressat noch Wunder deutschen Heldentums kennenlernen und zu spüren bekommen werde, falls es ihm einfallen sollte, den Verkehr mit Gretl fortzusetzen.

Ich klärte den Fabrikanten über das Vorgefallene auf.

Nach längerer Pause erschien Hitler wieder bei mir und tat so, als ob sich gar nichts zugetragen hätte. Mit eisiger Ruhe sagte er mir, daß er bereits mehrmals im Atelier gewesen sei, ohne mich anzutreffen. Ich erwiderte einleitend, daß ich mit einem solchen Menschen, wie er einer sei, nichts mehr zu schaffen haben möchte. Seinen Brief an Gretls Bräutigam bezeichnete ich als grenzenlose Infamie und fragte ihn, ob er sich denn nicht [64]

schäme, solche Lügen über ein anständiges Mädchen zu erfinden und den Bräutigam so ordinär zu beschimpfen. Ich erklärte ihm dann, daß er unsere Zusammenarbeit ein für allemal als beendet betrachten könnte, falls er nicht sofort das Schreiben an Herrn K. widerrufe und richtigstelle.

Nach ungefähr zwei Wochen besuchte mich Gretl wieder gemeinsam mit ihrer Schwester im Atelier. Sie erzählte mir, daß ihr Bräutigam neuerlich zwei Briefe von Hitler erhalten hätte, die sie mir zum Lesen überreichte. Im letzten Brief drohte Hitler, er werde auf der Straße Krawalle provozieren, falls er Gretl mit Siegfried antreffen sollte. Sie befürchtete, daß er möglicherweise eine Störung der Hochzeitsfeierlichkeiten im Schilde führen könnte, da er es an solchen Drohungen nicht fehlen ließ, und bat mich, die notwendigen Maßnahmen, die allenfalls getroffen werden müßten, mit ihrem Bräutigam zu besprechen.

Um Hitler abzulenken, betraute ich ihn mit einem größeren Auftrag, den das Kleiderhaus „Zum Eisenbahner“ am Althanplatz in Bestellung gegeben hatte. Ich hoffte, ihn durch die Arbeit abzuhalten, sich um Gretls Hochzeit zu kümmern. Einen Tag vor der Trauung provozierte aber Hitler in der nächsten Nähe der Hofoper einen großen Auflauf. Er hat Gretl mit ihrem Bräutigam gestellt und letzteren in seinem schon damals wütenden Judenhaß angeschrien, daß es „eine Schande sei, wenn ein deutsches Mädgl, noch dazu eine Wienerin, sich von einem asiatischen, jüdischen Dreckschwein aushalten lasse, die Saujuden sollen bei ihrer Sarah bleiben und den braven, [65] bodenständigen Burschen nicht die Braut verführen! Haut's nieder das borstige Judenschwein!“

Da damals noch der Geist Schönerers, Wolfs und Luegers in den Massen lebendig war, nahmen die Leute, von Hitler aufgeputscht, eine drohende Haltung gegen Gretl und ihren Bräutigam an, der nur durch die Dazwischenkunft eines Wachmannes vor Tätlichkeiten bewahrt werden konnte, während Hitler selbst im Trubel verschwand. Gretl war über diesen Streich Hitlers sehr empört und beschwor mich unter Tränen, auf ihn mit Vernunftgründen einzuwirken. Noch am späten Abend besuchte ich Hitler in seiner Wohnung und suchte ihn in Güte zu überreden, Gretl und ihren Bräutigam künftig in Ruhe zu lassen. Aber da kam ich schön an! Hitler begann mir Vorwürfe zu machen, daß ich ein Feigling sei, wenn ich nicht selbst rasch zupacke und Gretl heirate. Ja, er gab mir sogar die Schuld, daß dieses deutsche Mädchen jetzt den Juden heirate, da ich immer so tat, als würde ich ihre Zuneigung, die sie zu mir gefaßt hatte, nicht bemerken.

Gretl sah im Brautkleid wie eine Königin aus. Als wir den Wagen vor der Karlskirche verließen, drängte sich plötzlich, sehr aufgeregt, ein Mann vor. Es war Adolf Hitler! Zwei Männer umklammerten jedoch sofort seinen Arm und führten ihn ab, was die Brautleute und ich natürlich bemerkten.

Ich erfuhr, daß Hitler, in dem Augenblick, als er einen Auflauf zu inszenieren beabsichtigte, tatsächlich verhaftet wurde. Der vom Bräutigam [66] zu seinem persönlichen Schutz bestellt gewesene Privatdetektiv hatte als ehemaliger Polizeibeamter gute Beziehungen zu seiner früheren Behörde und konnte daher erwirken, daß ein amtliches Polizeiorgan in Zivil zur Vermeidung von Störungen zur Kirche beordert wurde. Hitler trug bei seiner Verhaftung eine Hundspeitsche, die er unter dem Rock versteckt hatte. Er protestierte gegen seine Festnahme mit der Begründung, daß er sich bei der Ankunft des Hochzeitszuges nur zur Begrüßung weiter nach vorne begeben wollte. Auf die Frage, warum er hiezu ein Hundspeitsche benötigte, redete sich Hitler dahin aus, daß er für seine Schwester einen Hund zu kaufen beabsichtigte und deswegen schon vorher die Peitsche besorgte. Nach zweitägiger Haft wurde er entlassen, da keine formelle Anzeige erstattet worden war.

Nach ungefähr vierzehn Tagen besuchte mich Hitler in meiner Wohnung. Er sah sehr bedrückt aus und bat mich, ich möge ihm helfen. Er glaube sehr krank zu sein, habe aber kein Geld, um einen Arzt zu konsultieren. Er erzählte, daß ihn ein Kamerad aus dem Café „Fenstergucker“ in die „Alhambra“ mitgenommen habe, die damals in der Taborstraße etabliert war. Diese Vergnü- gungsstätte zählte zu den billigen, minderwertigen Nachtlokalen, deren Plafonds und Seitenwände mit Spiegeln eingelegt waren und in denen sich die Mädchen im Negligé aufhielten. Dort hatte Hitler — nach seinem eigenen Geständnis — seinen Kummer um Gretl praktisch abreagiert. Er klagte mir, [67] daß sein Leben nun wertlos geworden sei, nachdem er Gretl für immer verloren habe, und auch die Freundschaft mit mir sei ihretwegen in Brüche gegangen. Er verfiel in einen Weinkampf und beteuerte, daß alle Weiber verbrannt werden müßten, da sie nur die Freundschaft zwischen den Männern zerstörten und gelobte, zeit seines Lebens keine Frau mehr anzuschauen. Ich bedauerte im stillen seinen kläglichen Zustand und gab ihm wieder fünfzig Kronen, damit er sich vorläufig helfen könne und versprach, ihn nach Tunlichkeit auch wieder zu beschäftigen.

Hitlers Bohemenatur

(Der Schüler. Der Baumeister. Der Kinooperateur. Der Hauslehrer als Wanzenjäger. Der Judenfeind. Schönerers und Luegers Einfluß. Lesehunger. Rom. Fakir und Yogatum. Okkultismus. Physiognomik. Graphologie. Astrologie und andere Geheimlehren. Geheimlehren. Sein Horoskop. Hypnose und Somnambulismus. Luther. Die katholische Kirche. Homosexualität. Lichtseiten.)

Es war unmöglich, aus Hitler ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu machen.

Seine Ausbildung fand schon in der dritten Realschulklasse in Linz mit einem „Ganz ungenügend“ in Religion und einem „Nichtgenügend“ in Deutscher Sprache, in der vierten Realschulklasse in Steyr mit einem „Nichtgenügend“ in Darstellender Geometrie ihren Abschluß. Auch die Klassifikation in den übrigen Gegenständen bewegte sich tief unter dem Durchschnitt. Da er keine brauchbaren Zeugnisse besaß, war er vom Besuch einer Oberschule ausgeschlossen. So hatte er auch die Berechtigung verwirkt, die Militärdienstzeit als Einjährig-Freiwilliger abdiene zu können. Für gewöhnliche Büroarbeiten kam er gleichfalls nicht in Frage und da er auch kein Handwerk erlernt hatte, konnte er nur Hilfsarbeiterposten annehmen, was er jedoch verächtlich ablehnte. So verfiel er auf die Kunstmalerei, die in seiner Vorstellung wahrscheinlich nichts mir „Arbeit“ zu tun hatte, und nannte sich Kunstmalers, [69] ohne aber die wesentlichsten Voraussetzungen für diesen Beruf zu erfüllen. Auch zum graphischen Zeichnen reichten seine Fähigkeiten nicht aus, um damit den Unterhalt verdienen zu können. Er vergeudete die kostbare Übergangszeit von der Jugend zum Mannesalter mit überflüssigem Politisieren, was ihm keinen Verdienst bot, sondern nur mit den Kameraden entzweite. Mitunter erwarb er durch Gelegenheitsarbeiten Geld, hatte er aber keines, verkaufte er lieber ein Kleidungsstück, solange es noch verkaufsfähig war, und tauschte dafür beim Trödler ein schlechteres ein, bis er schließlich in Lumpen dastand.

Zeichnungen fertigte er meist nicht nach der Natur, sondern nach Vorlagen an, wozu er mit Vorliebe Ansichtskarten verwendete, diese mit einem Raster versah und die einzelnen Teile der Zeichnung im vergrößerten Maßstab auf das Papier übertrug. Machte er seine Entwürfe aber gelegentlich nach der Natur, dann war die Perspektive verzeichnet. Es blieb mir daher immer unverständlich, wie Hitler annehmen konnte, sich einmal als Baumeister einen Namen zu machen, da er kein Talent für diesen Beruf besaß.

Aber in seinem Buche „Mein Kampf“ schreibt er: „Ich war fest überzeugt, als Baumeister mir dereinst einen Namen zu machen. Daß ich neben-

bei auch das größte Interesse für alles besaß, was mit Politik zusammenhing, schien mir nicht viel zu bedeuten, im Gegenteil, dies war in meinen Augen ja selbstverständliche Pflicht eines jeden denkenden Menschen überhaupt. Wer dafür kein [70] Verständnis besaß, verlor eben das Recht zu jeglicher Kritik und jeglicher Beschwerde.“ — Er schreibt weiter: „Ich wollte nicht Beamter werden, nein, und nochmals nein, mir wurde gähnend übel bei dem Gedanken, als unfreier Mann einst im Büro sitzen zu müssen...“ Hitler wollte also weder als Beamter noch als Arbeiter sein Leben fristen und mußte zwangsläufig in jene Situation geraten, in der ich seine Bekanntschaft im Wiener Männerheim machte.

Nachdem ich später Hitler eine Verdienstmöglichkeit dadurch verschaffte, daß ich ihn, wie bereits geschildert, zu Malarbeiten als Helfer heranzog und ihn auch sonst unterstützte, war er in der Lage, zeitweise auch auf das Vergnügen bedacht zu sein. Wenn es ihm beispielsweise die Kleidung erlaubte, besuchte er häufig die Hofoper und das Burgtheater, mit großer Vorliebe aber die Kinos. Zur **Wagner-Musik** fühlte er sich unheimlich hingezogen, und wir weilten oft stundenlang vor der Grottenbahn „Zum Wahlfisch“, die eine der schönsten Orgeln im Prater besaß, auf der die Tannhäuser- und Holländer-Ouverture besonders gut zur Geltung kamen. Hitler verfügte über eine sehr schöne, laute Singstimme, in seinen Zeugnissen war Gesang einigemal der einzige Lehrgegenstand, in dem er es zu einem „Vorzüglich“ brachte. Da auch seine Sprache ausdrucksreich war, versuchte er, bei der Bühne unterzukommen. Professor Delug war, wie immer, so auch in diesem Falle wieder Hitlers Protektor. Er war mit Direktor Karczag vom Theater an der Wien gut bekannt und gab mir eine schriftliche Empfehlung, mit der Hitler vorsprach. Hitler [71] mußte einen Monolog sprechen und — wenn ich mich nicht irre — ein Couplet aus der „Lustigen Witwe“ vorsingen. Das Engagement für den Chor wäre zweifellos zustande gekommen, wenn er mehrere Straßenanzüge sowie einen Smoking und Frack besessen hätte.

Damals interessierte mich neben dem Studium und der Malerei die noch in den Kinderschuhen steckende **Kinematographie**. Ich suchte Herrn Rady-Mahler auf, der mehrere Kinos unter der

Bezeichnung „Maxim-Bio“ in Wien betrieb, und bat ihn, ohne jede Bezahlung mitarbeiten zu dürfen. Herr Rady-Mahler beschäftigte sich damals gerade mit der Verbesserung der Filmspuleinrichtung, deren technisch einwandfreie Konstruktion mir nach kürzester Zeit gelang und wofür ich 100 Kronen erhielt. Diese Auszeichnung benützte ich dazu, Herrn Rady-Mahler zu bitten, meinen Freund Adolf Hitler als Kinooperateur auszubilden und anzustellen, was er mir zusagte.

Als ich Hitler den Vorschlag machte, **Kinooperateur** zu werden, war ich der Überzeugung, daß er sich darüber freuen würde. Dies war jedoch nicht der Fall. Er besichtigte mit mir im Maxim-Bio auf der Praterstraße, wo er die Praxis hätte antreten sollen, wohl die Anlage, beobachtete aufmerksam die Tätigkeit des Operateurs, der dauernd am Licht herummanipulierte und in der kleinen Kabine wie in einem Dampfbad schwitzte, ohne die Handlung auf dem Filmstreifen selbst verfolgen zu können. Hitler faßte seinen Eindruck dahin zusammen, daß dies ein [72] schrecklicher Beruf sei. In einer heißen Zelle, die noch dazu feuergefährlich ist, jahraus, jahrein arbeiten zu müssen, immer nur darauf bedacht, daß die Lampe hell genug brennt, der Filmstreifen nicht stecken bleibt oder Feuer fängt, daß weiters die Aufspuleinrichtung klappt und der Film für die nächste Vorstellung zeitgerecht umgespult ist, das sei keine Beschäftigung für ihn, da bleibe er schon lieber bei der Kunstmalerei.

Hitler hatte damit wieder einmal ein Möglichkeit, ohne Vorschulen und Vorbereitungen einen auskömmlichen Beruf zu finden, ausgeschlagen. Ich war darüber verärgert und führte ihm das traurige Los der Berg- und Hüttenarbeiter vor Augen, die unter viel schlechteren Bedingungen arbeiten mußten und dabei viel, viel weniger verdienen. Meine Worte waren in den Wind gesprochen. Er fand an manuellen Arbeiten keine Freude, wich ihnen vielmehr geflissentlich aus und hat in seinem Buch „Mein Kampf“ die Wahrheit gesprochen: „Es war mir gähnend übel bei dem Gedanken, als unfreier Mensch arbeiten zu müssen.“ Statt dessen ging er täglich vormittags ins Parlament, wo er pünktlicher eintraf als der gewissenhafteste Volksvertreter.

Als alle meine Versuche fehlgeschlagen waren, Hitler eine dauernde Anstellung zu verschaffen, riet ich ihm, durch **Stundengeben** Geld zu verdienen. Ein Studienkamerad war auf der Suche nach einem Hauslehrer für eine jüdische Trödlerin, die aus Polen stammte und weder lesen noch schreiben konnte. Da er mit anderen Nachhilfestunden [73] überlastet war, fragte er bei den Kollegen, ob jemand hiezu bereit wäre. Ich besuchte

die Trödlerin, die in der Favoritenstraße in der Nähe des Südbahnhofes ihren Laden hatte, sie bot für täglich drei Stunden Unterricht zwei Kronen und ein ausgiebiges Mittagessen. Ohne Hitler erst befragt zu haben, schloß ich dieses Geschäft kurzerhand für ihn ab. Ich verständigte ihn von dieser „Gelehrtentätigkeit“, und er begann sofort zu toben. Als er gar erfuhr, daß seine zukünftige Schülerin eine ältere polnische Jüdin sei, verlor er für eine Viertelstunde buchstäblich die Sprache und griff mit der Hand ständig nach der Stirne, um damit anzudeuten, daß ich nicht bei Verstand sein könne, wenn ich ihm so etwas zumute. Schließlich begann er zu überlegen, ob dieses Geschäft sich nicht doch einträglich gestalten würde, wenn er neben der ausbedingten Entlohnung noch Schuhe und Kleider billig erwerben könnte. Es erwies sich auch in kürzester Zeit, daß der Unterricht bei der Trödlerin tatsächlich ein sogenannter „Herausriß“ für Hitler wurde, denn er kam täglich zumindest mit einem ansehnlichen Paket Mehlspeisen nach Hause, deren Güte er uns nicht genug rühmen konnte. Durch drei Monate hindurch übte Hitler sein praktisches Lehramt aus, länger ließ es sein eingefleischter Antisemitismus nicht zu.

Einmal klagten nämlich der Trödlerin einige Freundinnen ihr Leid wegen der entsetzlichen Wanzenplage. Zur gemeinsamen Beratung wurde auch der Herr Hauslehrer Adolf Hitler beigezogen, der sich erbötig machte, sämtlichen Wanzen binnen kürzester Zeit das Leben auszulöschen. Für [74] diese Tätigkeit wurde ihm von jeder der geplagten Frauen eine Belohnung von zwei Gulden (vier Kronen) zugesichert und auch pünktlich ausbezahlt. Hitler stöberte auf einer Leiter den Wanzen in Mauerritzen, hinter Bilderrahmen, in Matratzen und Betten eifrig nach und fand, wie er mir erzählte, daß die zahllosen Wanzen eigentlich einen besseren Kostplatz nötig hätten. Da die Trödlerin, der er Unterricht erteilte, sehr dick war, hingegen ihre beiden Freundinnen sehr mager, beschloß Hitler, die Wanzen einfach umzusiedeln. Er kaufte zu diesem Zweck in einer Apotheke mehrere Pillenschachteln, die er dann eine nach der andern mit hungrigen Wanzen füllte. Während des Unterrichtes praktizierte er diese in das Bett seiner Schülerin, was leicht möglich war, da die Wohnung unmittelbar an den Geschäftsraum angrenzte. Die arme Trödlerin jammerte dann — wie Hitler mit begeisterter Schadenfreude erzählte — über ihre schlaflosen Nächte, in denen ganze Heerzüge über das Bett und die Wände wanderten. Anfänglich war sie der kindlichen Ansicht, daß Hitler das Ungeziefer an den Kleidern mitgebracht hätte. Aber kurze Zeit darauf kam die

Wahrheit doch ans Tageslicht. Das Enkelkind einer Freundin hatte beobachtet, wie Hitler die Wanzen in kleine Schachteln einsammelte. Ja, die geplagte Trödlerin entdeckte selbst zwei solche Schachteln, die noch einige Wanzen enthielten. Somit war der Beweis erbracht, daß Hitler die Wanzen umgesiedelt hatte. Durch diesen undankbaren Bosheitsakt, der die sofortige Entlassung zur Folge hatte, brachte sich Hitler, wiederum aus eigenem Verschulden, um einen einträglichen Verdienst, [75] der ihm wenigstens zeitweilig die Lebenshaltung ein wenig erleichterte. Er zeigte aber nicht das geringste Bedauern, sondern freute sich vielmehr wie ein Schulbub und wollte gelegentlich das Bild der „alten, dicken Jüdin“ malen, wie sie gerade im Nachthemd auf die Wanzen Jagd macht.

Im Kaffeehaus fand Hitler unter seinen zahlreichen Stehparterre-Kameraden der Hoftheater einige Gleichgesinnte, die seine Heldentat mit Begeisterung anhörten und sogleich andere Streiche gegen Judengeschäfte ausheckten, um sich daraus — wie die Wiener sagen — eine „Mordshetz“ zu machen. Einer aus der Gruppe warf eine Stinkkapsel in ein Geschäft, ein anderer ging später die Wirkung erforschen.

Kinder liebte Hitler im allgemeinen sehr, besonders blonde Mädchen, wenn sie ihre Abstammung schon aus dem Äußeren erkennen ließen. Im Hause in der Klosterneuburgerstraße, in dem sich mein Atelier befand, gab es neben Christen auch Judenkinder, die miteinander im großen Hof friedlich spielten. Hitler beschenkte mehrmals jedes der arischen Kinder mit einer kleinen Rippe Schokolade, doch mußten diese dafür ihre jüdischen Spielkameraden mit „Saujud“ beschimpfen. Ich machte Hitler darüber Vorwürfe und bat ihn inständig, doch die Herzen der kleinen Kinder nicht zu vergiften und im Hause keinen Unfrieden zu stiften, welcher kameradschaftlichen Bitte sich auch Gretl öfters anschloß.

Diese judenfeindliche Taktik befolgte Hitler auch im Augarten, in dem er den Spitznamen [76] „Onkel Jud“ erhielt, den ihm die jüdischen Kinder beilegte, da er es sich etwas kosten ließ, wenn man sie mit dem Schimpfwort „Saujud“ anflegte. Hitler war über diese jüdische Gegenaktion sehr verärgert, so daß er seine Schokoladenspenden an die arischen Kinder einstellte.

Eines Abends ging ich mit Fräulein Liesl und meinem Onkel, der nach Wien zu Besuch kam, ins Café „Fenstergucker“ auf der Kärntnerstraße. Zufällig war auch Hitler anwesend, der in unserer Hörweite im Kreise einiger junger Leute aufgeregt politisierte. Liesl und ich hatten ihn schon durch längere Zeit beobachtet und auch meinen

Onkel auf ihn aufmerksam gemacht. Hitler behandelte gerade ein Lieblingsthema, daß man nämlich alle Juden ausrotten müßte, da sie unsere schönen, blonden Wienermädel vergewaltigen. Erst als wir schon im Weggehen begriffen waren, bemerkte uns Hitler, eilte auf uns zu und bat uns, noch ein wenig zu bleiben, um dann mit ihm in die Oper zu gehen. Aber vorher müsse er uns noch rasch seine neueste Erfindung vorführen. Inzwischen stellte er uns seine andächtigen politischen Zuhörer als die Elite des Opern-Stehparterres vor. Es waren durchwegs junge Musikstudenten und -studentinnen. Ich war natürlich sehr neugierig, was uns Hitler vorführen würde. Er bat, auf eine unmittelbar in der Nähe sitzende Dame mein Augenmerk zu richten, die etwas beleibt und offenbar Jüdin war und die gerade Anstalten traf, das Kaffeehaus zu verlassen. Nach ihrer eleganten Kleidung zu schließen war sie im Begriff, die gegenüberliegende Hofoper zu besuchen. Als die Dame an uns vorüberschritt, bemerkte ich, daß [77] sie auf dem Kleid am Gesäß einen großen, roten Fleck hatte. Während Hitler triumphierend ausrief: „Dieser Saujüdin habe ich gründlich die Oper versalzen, weit wird sie in diesem Aufzug nicht kommen“, erklärte eine Studentin aus seiner Gruppe, daß es „Adolf“ mit großer Geschicklichkeit verstünde, eine mit roter Tinte gefüllte Fischblase unbemerkt unter das Gesäß einer Jüdin zu schieben, auch wenn diese noch so fest und behäbig auf ihrem Sessel sitzen würde. Beim Stiegenaufgang zur Oper machte ein Begleiter Hitlers die Dame auf das „Malheur“ am Kleid aufmerksam, worauf diese entsetzt und fassungslos ausrief: „Ach Gott, wie ist das möglich gewesen“ und eiligst einen Wagen heranrief.

Nach diesem Vorfall hatte mein Onkel seinen Eindruck und sein Urteil über Hitler in die Worte zusammengefaßt: „Wenn der einmal viele Anhänger gewinnt, dann wehe Zion! Dieser Hitler ist ein Fanatiker in Wort und Tat. Er wird entweder ein Prediger wie Abraham a Santa Clara, aber gegen Zion, oder er endet im Irrenhaus!“

Aber selbst zu den Juden zeigte Hitler ein zwiespältiges Verhalten. Die Kunden, die uns Aufträge gaben, waren fast durchwegs jüdische Kaufleute, zu denen Hitler häufig liefern und einkassieren ging. Bei dieser Gelegenheit kam er mit den jüdischen Chefs in Berührung. Er rühmte sogar wiederholt ihre Großzügigkeit, mit der sie weiter Bestellungen machten, die oft mit nennenswerten Kosten verbunden waren, während arische Firmen nicht viel Geld für Reklamezwecke ausgaben. Herr Neumann, der ebenfalls Jude war, sich mit Hitler gut verstand und mit ihm gemein-

sam [78] oftmals liefern ging, beklagte sich einmal bei mir, daß Hitler die devotesten Verbeugungen vor den jüdischen Chefs mache, was eines Untergebenen, nicht aber eines Kaufmannes würdig sei.

Wir hatten auch für das Bettfederngeschäft Ginata in der Schmalzhofgasse ein Plakat anzufertigen. Die Tochter der Geschäftinhaberin war eine auffallend hübsche Jüdin, die Herr Neumann sehr verehrte und der er zum Abschied stets die Hand küßte, was auch Hitler regelmäßig getan haben soll. Jedenfalls schwärmte er noch lange Zeit von dieser schönen Jüdin und sprach mehrmals bei ihr vor, obwohl es sonst nicht seine Gewohnheit war, sich bei unseren Kunden wegen eines weiteren Bedarfs zu erkundigen.

Der Hausarzt der Familie Hitler war gleichfalls Jude. Zu den Feiertagen malte ihm Hitler gerne Postkarten mit Blumenstücken et. und zu Neujahr einen dicken Kapuziner, der ein Weinglas erhebt und „Prosit“ ruft. Unterschrieben wurden die Karten stets mit: „Ihr dankbarer Hitler“. Vom Arzt langte dann regelmäßig als Dank eine Postanweisung über 20 Kronen ein.

Hitlers antisemitische Einstellung war mir stets ein Rätsel, denn auch ich kam, wie er, vom Lande nach Wien, hatte mit Juden nicht weniger und nicht mehr Berührung als er, und die wenigen armen Juden, die im Männerheim wohnten, gingen tagsüber ihrer Arbeit nach und sammelten alte Fetzen, leere Flaschen und Knochen. Der Antisemitismus ist in Hitler auch nicht in Wien aus eigener Erfahrung oder Beobachtung heraus erwacht, wengleich er der Wienerstadt in dieser Hinsicht das Hauptverschulden zuschreibt. In [79] Wahrheit brachte er den Antisemitismus mit sich nach Wien, den ihm sein Geschichtsprofessor, Dr. Pötsch, schon frühzeitig in der Realschule in Linz eingepflichtet hatte.

Politisch war Hitler ein entschiedener Anhänger und Nachbeter **Georg Schönerers**, der den Rassenantisemitismus unter der Parole predigte: „Im Blute liegt die Schweinerei!“, wobei jedoch für ihn der Umstand kein Hindernis bildete, daß der Urgroßvater seiner Gattin Philippine, noch ehe er in der Taufe den Namen Leopold erhielt und dann den bürgerlichen Namen Provander annahm, Leeb Schmul Kohn geheißen hatte und aus Pohrlitz in Mähren stammte. Schönerers Aussprüche, daß der Antisemitismus der „Grundpfeiler des nationalen Gedankens“ sei und daß „jeder Jude unter dem unentrinnbaren Einfluß semitischer Blutes und semitischer Moral bewußt oder unbewußt an der Untergrabung germanischen Wesens arbeite“, diese Schlagworte machte sich auch Hitler wörtlich zu eigen, ohne sie überdacht oder auf den Wahrheitsgehalt geprüft zu haben.

Schönerers glühender, maßloser Haß gegen das Judentum, seine offene, hochverräterische Abneigung gegen die Habsburger-Dynastie, seine Liebe zum Hohenzollern-Geschlecht sowie endlich sein Kampf gegen die katholische Kirche, der damals in der „Los-von-Rom“-Bewegung ausgefochten werden sollte, lieferten — in Schlagworten zusammengefaßt wie alle Doktrinen politischen Inhalts — Hitler schon in der Realschule in Linz das geistige Rüstzeug für sein [80] weiteres Leben. Zur Zeit, da Hitler das österreichische Parlament sozusagen als Stammgast besuchte, waren die Wirkungen der Reden Schönerers noch sehr nachhaltig, in denen er bereits offen die Forderung einer staatlichen Vereinigung Österreichs mit Deutschland gestellt hatte. Über die Form, in der dieser Anschluß hätte erfolgen sollen, ließ er beim Monarchen, Franz Joseph I., keinen Zweifel aufkommen, als er sagte: „Mit der Auflösung eines Staates kann die Erlösung eines Volkes verbunden sein.“

Auch von **Lueger** schwärmte Hitler in seiner Wiener Zeit, da auch dieser, allerdings in sehr gemäßiger Form, gegen die Juden auftrat. Den klerikalen Kurs dieses populären Wiener Bürgermeisters konnte er nicht verstehen. Er entschuldigte ihn damit, daß Lueger keine andere Möglichkeit übrig blieb, als mit der katholischen Kirche und ihren Anhängern, die in ihrer gewaltigen Mehrheit den Mittelstand und das Kleinbürgertum umfaßten, eine Partei zu gründen, die er den Liberalen und Sozialdemokraten entgegenstellte, deren Parteiführer entweder Juden waren oder nach seiner Meinung zumindest im jüdischen Lager standen. Die christlichsoziale Partei als solche haßte Hitler als „Trabantin Roms“. Ihrem Führer aber, Dr. Karl Lueger, zollte er für seine organisatorischen Leistungen, wie Hochquellenwasserleitung, Elektrizitätswerk etc., die größte Bewunderung, was aber schließlich alle Wiener taten.

Dies war in seiner Gesamtheit das politische Gedankengut, aus dem Hitler den Stoff für seine Reden und Diskussionen im Männerheim bezog [81] und aus dem er in ständigen, fast immer wortgetreuen Wiederholungen die zahllosen Schlagworte und Zitate schöpfte. Seine politische Anschauung kam aber in prägnantester Form in zwei Versen zum Ausdruck, die er in schwarz-rot-goldenen Buchstaben hinter Glas und Rahmen und jedermann sichtbar über seinem Bett hängen hatte:

*„Ohne Juda, ohne Rom
wird gebaut Germaniens Dom!
Heil!“*

und

„Wir schauen frei und offen,

*wir schauen unverwandt,
wir schauen froh hinüber
ins Deutsche Vaterland!
Heil!“*

Hitler befaßte sich auch eifrig mit dem Programm antisemitischer Vereinigungen und besaß sogar vom „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“ eine Mitgliederliste, die hochgestellte Persönlichkeiten, wie Professor Nothnagel, Sueß, Billroth, Exner etc., enthielt. Auf meine Frage, was er mit den Namen seiner weltanschaulichen Gegner, von denen einige nicht mehr am Leben waren, eigentlich bezwecke, meinte Hitler: „Die Kenntnis, wer im gegnerischen Lager steht, ist viel wichtiger als die Evidenz der Personen, die sich im eigenen Lager befinden.“

Gewiß hatte Hitler in seiner Wiener Zeit auch praktische Erfahrungen mit dem wirtschaftlich überragenden Einfluß des Judentums machen [82] können. Seinen ewig gleichlautenden Klagen über den jüdischen Einfluß, insbesondere über die jüdischen Blätter, begegnete ich regelmäßig mit dem Hinweis auf den beispielhaften Fleiß der Juden und ihre Ausdauer und sagte ihm einmal, als er wieder über die Trödlerin schimpfte, der er Unterricht erteilte: „Nimm einen Sack, geh durch die Gassen und Straßen von Wien, rufe ‘Handleh’, kaufe wie die Juden alte Fetzen, Flaschen und Beiner (Knochen), fülle und entleere im Tag mehrmals deinen Sack in einer gemieteten Rumpelkammer, sortiere das Eingesammelte, das dich praktisch kaum etwas kostet, da viele Leute froh sind, wenn sie den Kram loswerden, und du bist in Kürze ein gemachter Mann. Das Geld liegt auf der Straße. Man braucht es nur aufzuheben. Die Glasfabriken brauchen die Flaschen, die Textilfabriken die Fetzen und die Leimfabriken die Knochen. Das sind wertvolle Rohstoffe.“ Hitler fragte mich entrüstet, was ich wohl glaube, wer er sei! Seine Eltern würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie wüßten, welchen ehrlosen Beruf er als Sohn eines kaiserlich-königlichen Zollamtsoberoffizials ergriffen habe, denn die Handlehs seien Betrüger. Er würde sich bodenlos schämen, mit dem Sack auf dem Rücken und „Handleh“ rufend durch die Straßen von Wien zu ziehen.

So wenig Hitler etwas unternahm, um zu einer dauernden, halbwegs ersprießlichen Arbeit zu gelangen, ebensowenig kümmerte er sich um eine vorbereitende, ernstliche Berufsausbildung, wie Buchhaltung, Maschinenschreiben oder Stenographieren. [83] Statt dessen schleppte er **Lesestoff** aus Leihbibliotheken kilogrammweise nach Hause. Er vergrub sich in Übersetzungen der altgriechischen und altrömischen Literatur, wie

Sophokles, Homer und Aristophanes sowie Horaz und Ovid. Besonders liebte er die Göttersagen der altgermanischen Literatur, und den Inhalt der 25'000 Verse des „Parzival“ hatte er besser im Gedächtnis als so mancher Professor.

Sehr am Herzen lag ihm Martin Luther und die ganze Reformationsgeschichte, auch der Dominikaner Savonarola begegnete seinem lebhaften Interesse. Er wußte Bescheid über die Tätigkeit Zwinglis in Zürich und Calvins in Genf, und die Lehre des Confucius hatte er genau so gelesen wie die Buddhas und ihrer Epochen. Mit den Lehren des Moses und Jesus sowie mit der Entstehungsgeschichte des jüdisch-christlichen Glaubens machte er sich aus umfangreichen Büchern vertraut und studierte in diesem Zusammenhang auch die Werke Renans und Rosaltis. Von den Klassikern las er Shakespeare, Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Rückert und Dante, dann Scheffel, Stifter, Hamerling), Hebbel, Rosegger, Hauptmann, Sudermann, Ibsen und Zola. Hitler hat durch das umfangreiche Studium dieser literarischen Werke sein Wissen zweifellos weit über das Durchschnittsniveau eines Arbeiters gehoben, wenngleich es nicht mit den systematischen Kenntnissen eines absolvierten Gymnasiasten verglichen werden kann. Aber es hatte für ihn gar keinen praktischen Wert, da er es nicht verstand, dieses Wissen mit der Kunst des Broterwerbes zu verbinden. Sonderbarerweise hat aber auch das Studium der humanistischen [84] Schriftsteller seine politische Anschauungen und seine Unduldsamkeit praktisch nicht gewandelt.

Mit Vorliebe befaßte sich Hitler mit der Geschichte des alten **Rom**. Da ich in den Schulferien mit meinem Onkel zweimal in Rom war, konnte ich ihm nicht genug Auskünfte über diese Stadt geben. Das größte Interesse zeigte Hitler für die Geschichte des jüdisch-christlichen Glaubens, dessen Entwicklung in den Katakomben von den Wänden abgelesen werden konnte. Die Gräber der Urchristen sind je nach ihrer Abstammung on Juden oder römischen Heiden mit den entsprechenden Glaubenssymbolen gekennzeichnet. Daß die Judenchristengräber mit dem Zionsstern, die Römerchristengräber hingegen mit dem Hakenkreuz geschmückt waren, brachte Hitler vor Begeisterung fast um den Verstand. Er glaubte, daraus den untrüglichen Schluß ziehen zu dürfen, daß die Römer trotz der bestehenden Glaubensgemeinschaft nicht einmal im Tode mit den Juden etwas gemeinsam haben wollten. Hitler beschaffte sich daraufhin Werke, die ihm über die Katakomben näheren, vor allem bildlichen Aufschluß geben sollten. Er bedauerte es unendlich, daß zum Beispiel in einem Buch mit 2000 Seiten Text nur

eine Viertelseite dem Symbol des Hakenkreuzes gewidmet war. Umsomehr mußte ich ihm von den Katakomben des Heiligen Callistus an der Via Appia und von San Sebastiano berichten. In den letzteren Katakomben waren der Tradition nach die Leichen der Apostelfürsten Petrus und Paulus ursprünglich begraben. [85] Ihr gemeinsames Doppelgrab weist jedoch dekorativ keine Übereinstimmung mit den christlichen Grabkammern auf, da an der Decke Hunderte von Hakenkreuzen sternförmig angebracht sind, während die Symbole der ersten Christen vornehmlich aus dem Fisch, Anker, Schiff oder Palme und dem Kranz bestanden. Mit glühender Begeisterung lauschte Hitler meinen Berichten über die Bauten der alten Römer, deren Pracht heute nur noch aus den vorhandenen Resten am Forum und in den Thermen erahnt werden kann. An Hand von Büchern und Abbildungen führte ich ihn über das Forum Romanum und das Trajansforum bis zum Kolosseum, das einst 50'000 Zuschauern Platz bot und in dem Kämpfe größten Ausmaßes zwischen Gladiatoren und wilden Tieren ausgetragen wurden. Hier loderten die Fackeln des Nero, in Pech getränktes Stroh, aus dem nackte Menschenleiber emporragten, die um ihres Glaubens willen verbrannt wurden. Hier sind vor den Augen tausender lüsterner Römer die ersten Märtyrerkristen von ausgehungerten Löwen und Tigern zerrissen worden. Ich führte Hitler durch den Garten der Vestalinnen, denen die Köpfe fehlten, die ihnen die Urchristen in der Meinung, hiedurch den heidnischen Geist getötet zu haben, abgeschlagen hatten. Hitler geriet über die Schändung dieser herrlichen Kunstwerke beinahe in Raserei und meinte, daß man alle Heiligen von ihren Postamenten hinunterwerfen mußte, da sie, seiner Meinung nach, mit Duldermiene nur lächerliche Grimassen schneiden und sinnlose Schmerzen vortäuschen, während die römischen Statuen der alten Götter und Göttinnen die Schönheit und den Adel [86] des menschlichen Körpers in sinnlicher Freude der Welt verkündeten.

Ich erklärte Hitler an Hand von Bildern überdies die Anlagen des Vatikans und der Peterskirche, die er mit dem Interesse eines Architekten betrachtete.

Hätte Hitler Geld gehabt, er wäre wahrscheinlich sofort nach Rom gefahren. Statt dessen ließ er sich bei einem Goldschmied in der Mollardgasse eine silberne Krawattennadel mit dem Hakenkreuz anfertigen.

Hitler zerbrach sich auch den Kopf über das **Fakir- und Yogatum** in Indien, deren Anhänger durch die Abwendung der Sinne von der Außenwelt und durch die Konzentration des Denkens

nach innen, die sie durch Selbstkasteiung aller Art erreichen, unglaubliche Wunder an menschlicher Willenskraft vollbringen. Er verglich die Fakire mit den Heiligen der katholischen Kirche, die gleichfalls durch konsequente Bußübungen in Ekstase gerieten und in diesem Zustand Wunder wirkten. Er verwies dabei auf die Verzückungen der Katharina Emmerich, welche die Passionsgeschichte Jesu in allen Phasen schaute und dabei Blut schwitzte.

In diesem Zusammenhang gedachte er der evangelischen Kirche, die keine Heiligen und keine Heiligenlegenden kennt. Hitler setzte nicht den geringsten Zweifel in die Wahrheit der Berichte, daß Fakire willkürlich ihr Herz zum Stillstand bringen konnten und sich tagelang eingraben ließen, oder daß sie mehrmals nacheinander nackt [87] durch fünf Meter lange Feuergräben gehen konnten, ohne Schaden zu nehmen, obwohl die Flammen ihnen bis an die Hüften reichten. Dieses Geheimnis suchte er selbst zu ergründen und machte mit seiner Hand Proben über dem Gasrechaud in meinem Atelier. Bei den ersten Versuchen gelang es ihm lediglich, die Hand rasch und dann immer langsamer durch die Gasflamme zu ziehen, später zeigte er mir, daß er durch besondere Willenskonzentration imstande sei, die Hand schon mehrere Sekunden lang inmitten der Flamme zu halten, ohne Brandwunden zu erleiden, wobei es nur ein wenig nach angebranntem Horn roch. Dabei hielt er einen Vortrag über den Dominikanerprior Savonarola, der sich bereit erklärte, die Wahrheit seiner Predigten und Prophezeiungen den Florentinern in einem Gottesgericht zu beweisen. Zu diesem Zweck wollte er mit dem Kreuz und der geweihten Hostie durch das Feuer schreiten, doch die Obrigkeit verbot ihm die Mitnahme der Hostie. Hitler knüpfte daran die Erwägung, daß Savonarola nur seinen Willen stark hätte festigen müssen, wie die Fakire es tun, dann wäre es ihm sicher gelungen, die Feuerprobe zu bestehen. Er polemisierte hierauf gegen den berühmten Prediger, daß er dem anrühlichen Papst Alexander VI. diesen Triumph ließ und dann am Scheiterhaufen verbrannt wurde, worauf er beinahe ekstatisch auf die Haarpomade und auf den „durch die Propaganda unausgesetzt gestärkten Glauben“ zu sprechen kam, die der Anna Csillag und den Pfaffen zu Reichtum und Nichtstun verhalfen.

[88] Da zur damaligen Zeit in Wien mehrere öffentliche Vorträge über **Okkultismus** gehalten wurden, besuchte sie Hitler. Er gelangte durch sie auf das Gebiet der Telekinese, der Berührung von Gegenständen aus der Ferne. Er verschaffte sich Zutritt zu solchen Kreisen in der Absicht, einen

etwaigen Schwindel oder Betrug rücksichtslos aufzudecken. Doch er kam staunend von derlei Sitzungen nach Hause und konnte sich die Vorgänge nicht enträtseln, deren Zeuge er war. Er berichtete, daß beim Erscheinen des Mediums eine Wasserflasche und ein Trinkglas vorerst in heftige Bewegungen gerieten und dann vom Tische fielen, obwohl der Tisch selbst am Boden befestigt war, sich nicht rührte und auch keine mechanischen Einrichtungen angebracht waren, die eine Bewegung hätten auslösen können. Hitler suchte diese Erscheinung durch Materialisierung von fluidalen, rutenartigen Gliedern zu erklären und glaubte an ähnliche Erscheinungen wie bei der Wünschelrute.

Sofort ging er daran, die Probe auf das Exempel zu machen. Er verfertigte mehrere Gabeln, die wie ein Y aussahen, und zog, die beiden Gabelenden haltend, quer durch den Wienerwald. Mehrmals neigten sich, seinen Berichten zufolge, die Gabelspitzen ziemlich stark nach unten. Er bezeichnete die einzelnen Stellen und wiederholte in der Folge an verschiedenen Tagen die Versuche mit abwechselndem Erfolg. Was lag näher, als mich gelegentlich zu einem solchen Wünschelrutengang einzuladen? Wir begaben uns gemeinsam im Wienerwald zum Schottenhof, vor dessen Ziel mit Hitler am Wege eine bestimmte [89] Stelle bezeichnete. Sowohl in seiner als auch in meiner Hand machten die Rutengabeln einen starken, deutlichen Ausschlag nach unten, was sich ständig wiederholte.

Einige Tage später wanderte Hitler in Begleitung zweier Leute und mit Krampen und Schaufel bewaffnet zu dieser merkwürdigen Stelle und begann zu graben. Aber kaum hatte er ein zirka ein Meter tiefes Loch gegraben, als schon ein Flurwächter kam, der ihn und seine beiden Helfer als „grauperte Lauser“ beschimpfte und fortjagte. Der Flurhüter hatte offenbar vermutet, daß die Angehaltenen eine Wildfalle errichten wollten und zeigte für die Rutengängerei nicht das geringste Verständnis. Hitler verschaffte sich dann noch einige Broschüren über die Rutengängerei, ließ aber, wie alle Projekte, so auch dieses plötzlich fallen.

Mit Vorliebe befaßte sich Hitler auch mit der **Physiognomik** und machte, wenn wir zusammen im Kaffeehaus oder in der Straßenbahn saßen, Gesichts-Analysen. Er teilte die Menschheit in verschiedene Gruppe ein, wie: Schwärmer, einfache und verbissene Fanatiker, primitive, sinnliche Genußmenschen, willenlose und unreife Geistes-kinder, eingebildete Schwätzer, Kretins, sensible Künstlernaturen und dergleichen. Auf Grund phrenologischer Studien schloß er nach Betrachtung

des Schädels auf Ehrgefühl, Tatendrang, Adel und Roheit, Eigenwilligkeit und schöpferische Begabung, wobei er sich häufig einer Tafel mit phrenologischen Darstellungen bediente.

[90] Auch der **Graphologie**, der zur Erforschung der Persönlichkeit immerhin eine gewisse praktische Bedeutung zukommen mag, brachte Hitler großes Interesse entgegen. Seine Liebe galt aber zweifellos der **Astrologie**. Er war immer bemüht, aus der Sterndeutung seine Zukunft zu erforschen. Ich kann nicht entscheiden, ob es einem natürlichen Wissensdrang oder dem Streben nach Erkenntnis zuzuschreiben ist, oder ob es bloß den verzweifelten Versuch darstellt, sein Los durch übernatürliche Kräfte zu verbessern und zu diesem Zweck die Zukunft zu erfahren, daß sich Hitler fast unausgesetzt mit dem Okkultismus und mit der Astrologie abgab. Gerade auf diesem Gebiete bedrängte er mich, nach der Lektüre aller nur verfügbaren Bücher, ständig mit Fragen nach meiner Meinung oder wie er es anstellen sollte, aus diesen Geheimlehren einen praktischen Nutzen oder Erfolg zu erzielen. Mit nüchterner Sachlichkeit habe ich ihm stets gleichlautend erwidert, daß es sich hier um keine Wissenschaften handle, die einen Broterwerb in Aussicht stellen, und habe ihm immer in aufrichtiger Kameradschaft geraten, sich durch Arbeit ein praktisches Lebensziel zu setzen, da die Beschäftigung mit derlei Wissenszweigen nur reichen Leuten oder indischen Bettlern ruhigen Gewissens anempfohlen werden könnte.

Heute glaube ich, gerade bei diesen **Geheimlehren** etwas länger verweilen zu müssen, da gewisse Anzeichen im späteren Leben Hitlers dafür sprechen, daß er besonders auf die [91] Astrologie wie auf ein Glaubensmysterium blind baute, und er auch sein Bekenntnis einmal öffentlich in die Worte kleidete: „Ich bin in meinem Leben oft Prophet gewesen, aber man hat mich immer ausgelacht.“

Adolf Hitler ist am 20. April 1889 geboren. Man hat wiederholt versucht, dieses Datum als ein Fiktion hinzustellen, besonders als Anschläge sein Leben bedrohten, um den Neugierigen die Nachkonstruktion seines Horoskops zu erschweren und damit die Deutung seiner weiteren Zukunft unmöglich zu machen. Dieses Datum ist jedoch unumstößlich.

Das **Horoskop**, das sich Hitler schon im Männerheim unter Zuhilfenahme aller damals verfügbaren Mittel und mit allen erdenklichen Varianten selbst erstellte, zeigte folgendes Bild:

Die Sonne steht am 20. April im Tierkreis des Widlers. Die in diesem Zeitabschnitt geborenen

Menschen eignen sich nicht zu Untergebenen. Sie sind wenig beständig, waghalsig, führen ein wechselvolles Leben, sind jähzornig und impulsiv. Sie haben Freude am Befehlen, sind geborene Führernaturen und besonders für den militärischen Beruf geeignet. Sie besitzen großes Selbstvertrauen und die Gabe, andere Menschen für ihre Ideen zu begeistern, sind aber in der Liebe unbeständig und schwer zufriedenzustellen. Diese, in jedem besseren astrologischen Kalender aufgezählten Charakteristika, die bald auf jemanden passen, dürfte Hitler ernstlich auf sich bezogen und sein Leben darnach eingerichtet haben. Ich erinnere mich mit untrüglicher Sicherheit, daß er stets darauf hinwies, zu Besserem geboren zu sein, [92] wozu ich damals nur den Kopf schütteln konnte. Jedenfalls hat er mir, da das Horoskop darüber offenbar keine Auskunft gab, niemals sein voraussichtliches Ende prophezeit. Hitler beharrte bei der Erklärung astrologischer Phänomene auf dem Standpunkt, daß kosmische Einflüsse auf die Psyche des Neugeborenen einwirken und sein ganzes weiteres Leben beeinflussen. Seiner Erwägung stimmte ich mit der Einschränkung zu, daß Tag und Jahr der Geburt im Zeichen eines bestimmten Sternbildes nicht blindlings die Zukunft des Menschen entscheiden können, wenn er selbst nichts dazu beiträgt. Aber was tut der Mensch nicht alles, der — wie Hitler — vom Zufall statt vom erworbenen Können seine Existenz abhängig machen will!

Im Zusammenhang mit diesen Fragen wurde von Hitler auch die menschliche Psyche in den sogenannten **Frühlingskrisen** berührt, wonach in immerwährender Wiederkehr, alljährlich vom April bis Juni, in unseren Breitengraden geschlechtliche Überfälle, Selbstmorde, geistige Erkrankungen erfolgen und der Föhnwind bei vielen Menschen eigenartige Zustände auslöst.

Belehrung ließ ich Hitler nur auf dem Gebiet seiner **Zahlenmystik** zuteil werden. Da die ganze Natur und auch die Kunst dem Gesetz des Maßes und der Zahl unterworfen ist und das Licht, die Sterne, die Kristalle und Bienenwaben ebenso wie der Tanz oder die Musik von der Zahl beherrscht werden, führte ich Hitler in die Grundlagen der Zahlen ein. Aber dafür hatte er, wie dies seine Schulzeugnisse eindeutig beweisen und trotz seiner Architekten-Aspirationen, kein Interesse, [93] denn er wollte hinter die Geheimnisse der Zahlen wie hinter jene der Sterne kommen, da er in ihnen eine Wunderkraft vermutete, deren Kenntnis ihm die Beherrschung der Natur und der Menschheit zu verheißen schien. Wie die Gnostiker aller Religionen, wollte er die Geheimnisse der 3, 7, 9, 13 etc. ergründen und war auf die

Zahlen 23 und 28 eingeschworen, die mit der Umlaufzeit des Mondes und mit der Mensis des Weibes in engem Zusammenhang stehen sollen. Auch dem System der Quadratur, aus dem das **Hakenkreuz** abzuleiten ist, widmete er als Zeichner große Aufmerksamkeit.

Was die Erforschung der menschlichen Seele betrifft, befaßte sich Hitler emsig mit der **Hypnose**, dem Vorahnungsvermögen und dem Zweiten Gesicht. Seine Führereigenschaften wurden ja später von seinen Anhängern gerne damit begründet, daß er die Zukunft zu schauen vermöge, daß er also von der Vorsehung mit besonderen übersinnlichen Eigenschaften ausgestattet worden sei, die schließlich für das deutsche Volk so verhängnisvoll werden sollten, und zwar schon zu einer Zeit, als selbst dieses den rettungslosen Untergang bereits vor Augen sah.

Der natürliche **Somnambulismus**, der sogenannte Schlafwandel, erweckte gleichfalls Hitlers größtes Interesse. Er wollte Personen, die in derartige Zustände verfallen, unbedingt kennenlernen. Ob ihm dies einmal gelang und mit welchem Erfolg, blieb mir unbekannt. Ich konnte ihm jedenfalls die Frage nicht beantworten, was in der [94] Seele eines Menschen vorgeht, der sich in diesem Zustand befindet und der schlafwandelnd sich aus dem Fenster eines hohen Stockwerks schwingt, an kleinen Mauervorsprüngen hochklettert und über Dächer schreiten kann, als dürfte das Gesetz der Schwere für ihn bis zum tödlichen Anruf überhaupt nicht existieren. Auch die Fähigkeit, im somnambulen Zustand verschlossene Briefe zu lesen und hellzusehen, beziehungsweise die somnambule Schrift, die mit unseren Schriftzeichen nichts gemein hat und nur von Somnambulen gelesen werden kann, studierte Hitler, ohne wahrscheinlich in die Tiefe dieser Phänomene weiter eingedrungen zu sein.

Das **österreichische Kaiserhaus** haßte Hitler und schmähte es als degeneriert. Er war für die Auflösung des österreichischen Reiches und für den **Anschluß** der deutschen Sprachgebiete an das Nachbarreich, ganz im Sinne der Schlagworte Schönerers. Vom regierenden **Hause Savoyen** meinte er, es wäre einsichtslos, sich im Falle eines Krieges auf die Seite Österreichs zu stellen. Persönlich war er für ein Bündnis zwischen Deutschland und Rußland und sagte vor dem ersten Weltkrieg richtig voraus, daß der Untergang der beiden Häuser **Hohenzollern** und **Romanow** besiegelt wäre, wenn diese beiden Nationen unglückseligerweise einmal gegeneinander Krieg führen müßten.

Hitler schwärmte damals von den **Engländern**, die er als geschickte, praktische Kaufleute und überragende Sportler pries, während er die [95] Franzosen für kleinliche Sparer, aber für außerordentlich intelligent hielt. Am interessantesten war wohl seine Meinung über eine **Einigung aller Nationen**, von der er später als Führer in seinen Handlungen so gründlich abgewichen ist. Er wollte allen Nationen gleiche Rechte zubilligt wissen. Jede nationale Minderheit sollte das Recht erhalten, dort, wo sie es für zweckmäßig erachtet, Schulen und Heime zu errichten und ihre nationalen Gepflogenheiten auszuüben, unter der Bedingung, daß sie für die Kosten selbst aufkommt. Die **panslawistische Bewegung**, also die Vereinigung der in Österreich lebenden Slowenen, Kroaten, Serben, Bulgaren, ging nach Hitlers Meinung Deutschland überhaupt nichts an. Hitler sah vielmehr in der panslawistischen Bewegung eine der besten und wirksamsten Waffen, um Österreich zu zerstückeln und damit die deutschen Sprachteile der Monarchie an Deutschland anschließen zu können.

Hitler hing dem **protestantischen Glauben**, der Lehre Martin Luthers an und wollte, daß dieser zur alleinigen Staatsreligion in Deutschland erhoben werde. Ich fragte schon damals Hitler, warum er dann eigentlich nicht zur protestantischen Kirche übertrete, worauf er mir entgegnete, daß er es sofort nach erreichter Großjährigkeit tun würde. Er blieb aber auch später als Führer formell katholisch, und zwar aus dem Grunde, weil man ernstlich daran dachte, aus der Heldenverehrung eine Art neuer Religion zu gründen, in der Hitler als die Inkarnation Gottes [96] hätte gelten sollen. Unmittelbar nach Beendigung des erhofften, siegreichen Krieges wären in allen Schulen statt des Religionsunterrichtes nationalsozialistische Heldenandachtsübungen vorgeschrieben worden. Die bestehenden Religionsbekenntnisse wollte man so rasch als möglich liquidieren und sie bei der heranwachsenden Jugend überhaupt ganz verbieten.

Die **katholische Kirche** und deren Vertreter haßte Hitler nicht weniger als die Juden und machte über den Himmel, die unbefleckte Empfängnis und die Päpste immer nur hohnstrotzende Witze. Eine beliebte Zielscheibe für seinen Spott bildete der Dominikanermönch Johann Tetzel, der als Prediger absonderliche Lehren verbreitete und seine Ablaßzettel mit der Verheißung anpries: „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seel’ aus dem Fegefeuer in den Himmel springt“, sowie die Gottesurteile und Hexenprozesse. Bei den letzteren informierte er sich aus Büchern über jede der

einzelnen Qualen, denen die armen Opfer ausgesetzt wurden, und verlangte, daß das Volk die Priester und ihren Anhang mit denselben Mitteln, die die Inquisition erfunden und angewendet hatte, ausrotten sollte. Ohne das päpstliche Rom, das seiner Meinung nach alles Unglück, das je über Deutschland hereingebrochen war, verschuldet hatte, hätte es keinen Dreißigjährigen Krieg, keine Inquisition und keine Hexenprozesse gegeben. Meinen Hinweis auf die ungeheuren, kulturvermittelnden Leistungen der Mönche und auf den Bischof Wulfila, der die gotischen [97] Schriftzeichen erfand und die altgermanischen Heldenlieder niederschrieb, beachtete er nicht oder ließ ihn nicht gelten, sondern behauptete, daß es für die Deutschen weit besser gewesen wäre, wenn sie Wotan weiter verehrt hätten.

Wenn Hitler gegen die **katholische Kirche** und gegen die **Juden** wetterte, hatte er im Männerheim die Arbeiter als Zuhörer immer auf seiner Seite, die ihm auch gerne für seine Ausführungen Beifall spendeten. Der Lesesaal war in kürzester Zeit gefüllt, da er gut sprechen konnte. Jeden seiner Vorträge beendete Hitler mit dem Satz: „Ohne Juda — ohne Rom wird gebaut Germaniens Dom! Heil!“ Wenn er aber, vom Erfolg be rauscht, hie und da den Versuch machte, auch die Schlagwortplatte gegen die Sozialdemokraten aufzulegen, gab es ständig einen Krawall. Die Arbeiter konnten einfach nicht begreifen, daß Hitler einerseits antiklerikal, andererseits aber auch antisozialistisch eingestellt sei, da in ihrem Denken der Antiklerikalismus und der Sozialismus nahe verwandte Begriffe waren. Dieser Gegensatz in den Begriffen ist damals dadurch entstanden, daß die christlichsoziale Partei als Vertreterin der Kleinbürger oft gegen die Forderungen der Arbeiter Stellung nehmen mußte, was besonders bei Lohnkämpfen geschah, da sie besorgt war, daß ihre Parteigänger erhöhte Löhne oder soziale Mehrbelastungen nicht tragen würden können. Letzten Endes wirkten sich dann oft schwer überbrückbare Gegensätze und Spannungen gegen die Kirche aus, obwohl diese am ablehnenden Standpunkt der christlichsozialen Partei gegenüber [98] Forderungen der Arbeiterschaft gar kein Interesse hatte.

An dieser Stelle muß noch eines Vorfalles gedacht werden, der ein eigenartiges Licht auf die Gesellschaft wirft, in der Hitler zeitweilig verkehrte. In der Spiegelgasse befand sich damals ein vorzügliches, vegetarisches Restaurant. Der in Wien so beliebte Milchrahmstrudel wurde dort geradezu als Delikatesse zubereitet, auch gab es unter den Gemüsespeisen wahre Leckerbissen. In dieses Restaurant führte mich Hitler ein, das er gerne

besuchte, wenn er bei Geld war. Eines Tages wurde mir ein Tischnachbar sehr lästig, da er mir eine Liebeserklärung machte und handgreiflich wurde. Nachdem er meiner Aufforderung, mich in Ruhe zu lassen, keine Folge leistete, goß ich ihm ein Glas mit Himbeersaft ins Gesicht und beschimpfte ihn mit den entsprechenden Worten. Statt bei den Gästen Verständnis zu finden, war man über mein Vorgehen höchst empört und meinte, daß ich dieses Restaurant nicht zu besuchen brauchte, wenn mir solche Vorkommnisse unliebsam wären. Ich warf das Geld für meine Zeche auf den Tisch und verließ erregt das Lokal, während Hitler noch zurückblieb. Später überhäufte er mich mit Vorwürfen, daß ich wegen einer solchen Kleinigkeit einen derartigen Skandal heraufbeschwor. Er sagte mir, daß die Leute dort gut zahlen, wenn sie an einem Gefallen fänden. Er sei zu mager und im Aussehen zu kränzlich, weshalb er auch noch keine Eroberung gemacht hätte. Auf meine Frage, ob er gewußt [99] habe, daß dort derart widerliche Kreaturen verkehren, gab er zur Antwort, daß dies ja stadtbekannt wäre. Ich habe Hitler eindeutig zu verstehen gegeben, daß mir vor ihm ekeln würde, falls er weiterhin unter diesen Leuten verkehrt, worauf er entgegnete, daß ich unbesorgt sein könnte, ihn wolle kein Mädels und auch kein Mann, da man ihm schon von weitem ansähe, daß er tuberkulös sei.

Ob Hitler selbst abnormale Beziehungen unterhalten hatte, ist mir nicht bekannt geworden. Daß er aber dagegen keine offene Abneigung empfand, beeinträchtigte eine Zeitlang sehr we-


sentlich die bedenkenlose Kameradschaft, die zwischen uns bestand. Erst nachdem ich ihn genau beobachtet hatte und zur Überzeugung gelangt war, daß er tatsächlich kein Objekt für maskuline oder feminine Annäherungen bildete, ließ ich meine Bedenken gegen ihn wieder fallen. Im Grunde tat mir Hitler leid, daß er beim weiblichen Geschlecht kein Glück hatte, woran aber nicht nur sein Minderwertigkeitskomplex schuldtragend war, sondern offenbar auch der Denkkzettel, den er sich in der „Alhambra“ geholt hatte. Jedenfalls ist in diesem Zusammenhang der Umstand sehr auffallend, daß Hitler später selbst bei Männern seiner nächsten Umgebung homosexuelle Beziehungen duldet und nicht öffentlich dagegen auftrat.

Hitlers Gesamtbild wäre unvollständig, würde man nicht auch die **guten Eigenschaften** aufzählen, die ihm eigen waren und darin bestanden, [100] daß er weder rauchte noch trank, keine Rennplätze oder Vergnügungslokale besuchte, sowie daß er sparsam war und sich mit Vorliebe vegetarisch ernährte. In guter Kleidung machte er einen netten Eindruck. Er verfügte über eine gewählte Ausdrucksweise und über einwandfreie Umgangsformen, solange man ihm nicht widersprach. Doch wehe, wenn man anderer Ansicht war. Da wackelte er mit dem Kopf, daß sein Haarschopf dabei in Unordnung kam, gestikuliert mit den Händen, durchmaß mit großen Schritten den Raum und begann in verächtlichem Ton seine Gegenäußerung immer mit den mehr schreienden wie sprechenden Worten: „Ja, ja, natürlich...“^[CM4]

Aviatische Versuche. Meine Trennung von Hitler

Im Kaffeehaus „Zur goldenen Kugel“ auf der Wieden verkehrte der Altmeister der Wiener Aviatik: Ingenieur Kreß, mit dem ich mich angefreundet hatte. Kreß grübelte nach seinem Mißerfolg unausgesetzt weiter über Flugprobleme. Er wollte den Flügelruderschlag der Vögel oder Insekten nachahmen und gedachte sogar — wie Leonardo da Vinci — eine Art Luftveloziped mit Muskelantrieb zu konstruieren.

Hitler bat mich, ihn Kreß vorzustellen. Von nun an studierte Hitler „Aviatik“ und beschaffte sich eine Unzahl Broschüren, welche die Versuche Otto von Lilienthals und der Brüder Wright behandelten. Als ich eines Tages mit dünnen Bambusstäben und Seidenstoff nach Hause kam, um ein von mir konstruiertes Gleitflugmodell

herzustellen, bat Hitler, mitarbeiten zu dürfen. Aus meinem Maleratelier wurde eine Flugmodellwerkstätte. Hitler war für meine Arbeiten außerordentlich gut zu verwenden. Er klebte  leimte mit einem Fleiß und einer Begeisterung, daß er sogar auf den Schlaf verzichtete. Diesen Arbeiten zuliebe änderte er seine bisher gewohnte Lebensweise, indem er statt um 9 Uhr vormittags schon um 5 Uhr früh aufstand und bis 11 Uhr nachts schuftete. Ich konnte mich über meinen Kameraden [102] Adolf Hitler nicht genug wundern und glaubte, daß eine neue Ära in seinem Leben angebrochen sei.

Die kleinen Modelle rüsteten wir mit einem von mir konstruierten Motor aus, der wohl als der erste Düsenmotor der Welt bezeichnet werden

kann. Er bestand nämlich aus einem Schweinsdarm, den wir im Rumpf einbauten und vor dem Start aufbliesen. Rückwärts entströmte die eingblasene Luft aus einem kleinen Röhrchen. Aufsteigen konnte das Gleitflugzeug damit natürlich nicht. Aber es vermochte durch den Reaktionsdruck längere Zeit in der Luft zu schweben. Kleine Gleitsegler, bis zu 30 cm Spannweite, die mit diesem Luftdüsenmotor ausgestattet waren, konnten wir zum Beispiel im Kaffeehaus mit größter Präzision zu hübschen Besucherinnen fliegen lassen. Diese neuartigen technischen Versuche, Damenbekanntschaften anzuknüpfen, verfehlten niemals ihre Wirkung.

Im Inundationsgebiet machten wir unsere Flugversuche. Unser erstes größeres Segelflugzeug mit stärkerem Dampfmaschinenmotor hatte 2 Meter Spannweite und wog flugfertig mit Brennstoff und Wasser 18 kg. Der Motor bestand aus einem zylindrischen Kupferkessel, an dessen Außenmantelfläche ein Kupferrohr spiralenartig gewickelt war. Darin wurde der austretende Dampf überhitzt. Das Rohrende verlief gerade und bildete die Düse, die vorerst mit einem Korkstoppel verschlossen war. Vor der Inbetriebsetzung wurde Holzkohle mit Spiritus übergossen, entzündet und mit einem Blasebalg angefacht, der während des Fluges durch den Staudruck ersetzt wurde. Bei etwa 8 Atmosphären [103] riß die Drahtschlinge, die den Korkstoppel vorerst sicherte, worauf er mit lautem Knall herausflog und das Flugzeugmodell, das Hitler und ich an den beiden Tragflächen schwebend hielten, durch den Reaktionsdruck den Antrieb erhielt, rasch hochstieg und für immer unseren Blicken entwand. Hitler, der durch seine Mitarbeit die technischen Probleme des Fluges und deren Lösungsmöglichkeiten genau kennengelernt hatte, geriet in einen Begeisterungstau. Daß unser schöner Motorvogel, dem wir den Namen „Ikarus“ gaben, nun verloren war, empfanden wir als recht betrüblich, denn wir mußten einen neuen bauen, was wieder Geld und Zeit erforderte. Das Versuchsergebnis war jedenfalls befriedigend. Es erwies klar und deutlich, daß das Motorflugzeug den jahrhundertalten Traum des Menschen erfüllen und ihn bald durch die Lüfte tragen werden, wenn er den dazu notwendigen Motor, auf den es allein ankommt, ersinnt. Als Techniker war mir klar, daß an eine Fortentwicklung des Dampfmaschinenmotors nicht zu denken sei, da die Mitnahme größerer Wassermengen zur Dampferzeugung das Gewicht des Flugzeuges zu sehr erhöhte.

Um den Bau eines neuen Flugzeuges beginnen zu können, mußten wir vorerst mit Reklameplakaten wieder Geld verdienen. Hitler arbeitete

freudig mit, um die Mittel für den Bau eines neuen Modells beschaffen zu können. Ich versprach ihm, ihn am Flugzeugmodellbau mit der Hälfte des Ertrages zu beteiligen.

Nach fünf Wochen war unser zweites Modell fertiggestellt, so daß wir es wagen konnten, den [104] bekannten Ballonflieger Hinterstoisser sowie Professor Delug und Professor Budau zum Probeflug einzuladen. Über Aufforderung des Hauptmanns Hinterstoisser hatten sich noch Ritter von Löbl und mehrere andere Herren eingefunden.

Beim ersten Versuch verankerten wir unseren Vogel, dem wir den Namen „Kondor“ gaben, an einer 600 Meter langen Rebschnur, die sich beim Aufstieg an der Abspulvorrichtung rasch abwickelte. Nach etwa zwölf Minuten ließ die Spannung an der Befestigungsschleife nach, ein Beweis, daß in unserem Motor das Wasser verdampft war. Wir zogen daher den „Kondor“ wie einen Papierdrachen ein, versahen ihn aus der Donau mit neuem Betriebsstoff und feuerten nach.

Diesmal befreiten wir aber den Apparat von der fesselnden Schnur und gaben ihm Grüße in die Ferne mit, wobei wir den Finder baten, uns das Schicksal und den Auffindungsort des Flugmodells bekanntzugeben. Unheimlich rasch entwand der „Kondor“ unseren Augen. Hauptmann Hinterstoisser und mehrere Herren seiner Gesellschaft waren mit Feldstechern ausgerüstet und konnten den Flug des Apparates in östlicher Richtung verfolgen, bis er hinter einer Wolkenbank entwand. Vergebens warteten wir in der Folge auf eine Nachricht über unseren „Kondor“. Hauptmann Hinterstoisser handigte uns als Ersatz 100 Kronen ein, die ich mit Hitler vereinbarungsgemäß teilte und gab weitere Beträge für den Bau eines dritten Vogels. Über seinen Wunsch wurde unser neues Flugmodell mit einer von ihm zur Verfügung gestellten großen Rakete als Antriebsmotor ausgerüstet.

[105] Hitler arbeitete entgegen seinen sonstigen Gewohnheiten wieder fleißig am Bau unseres „Luzifer“, den wir wegen seines Feuerschwanzes so benannten. Wahrscheinlich hat auch der Teufel sein weiteres Schicksal entschieden, denn die eingebaute Rakete kam vorzeitig zur Zündung, sie explodierte mit heftigem Knall am anderen Ufer der Donau und zertrümmerte das ganze Gerippe, das wir, in Einzelteile aufgelöst, hinunterfallen sahen.

Nun bauten wir mit Unterstützung Hinterstoissers unseren vierten Vogel und kehrten zum Dampfmaschinenmotor zurück. Das neue Flugzeug nannten wir stolz „Kondor II“. Es hatte bereits eine Spannweite von drei Metern und besaß zur Erleichterung

des Transportes aushängbare Tragflächen. Für den Probeflug traf Hauptmann Hinterstoisser umfangreiche Vorbereitungen. Er selbst stieg im Prater in einem Freiballon auf, in dessen Nähe wir das Modell ungefähr in der Flugrichtung des Ballons starteten. „Kondor II“ war mit einem starken bengalischen Licht versehen, das seine leichtere Beobachtung, beziehungsweise Verfolgung ermöglichen sollte. Er hielt sich etwa 25 Minuten in der Luft und glitt vor dem Neusiedler See zu Boden, wo er verbrannte, was Hinterstoisser vom Ballon aus mit dem Fernglas beobachten konnte.

Hauptmann Hinterstoisser ersuchte mich, die erfolgversprechenden Versuche fortzusetzen und versprach, die nötigen Mittel vom Staat beizustellen. Doch verlangte er die Fortentwicklung [106] meines Dampfdüsenmotors für größere Leistungen. Ich besprach die Frage mit Professor Budau, der sich meiner Ansicht anschloß, daß sich ein Dampfdüsenmotor für größere Leistungen und längere Flugzeiten wegen des hohen Gewichtes der mitzunehmenden Wassermengen nicht eigne.

Eines Tages erhielt ich den Besuch meines Onkels, eines Geologen, den ich bisher selten gesehen hatte und der mir vorschlug, statt in Wien auf seine Kosten in Deutschland zu studieren. Ich stimmte zu, da die damaligen österreichischen Industrien einem Studenten der Technik kein richtiges Bild vom tatsächlichen Stand der Entwicklung vermittelten. Mein Onkel erzählte viel über meine längst verstorbene Mutter sowie darüber, daß mein Großvater mütterlicherseits die Alpine-Montan gegründet und die ersten Hochöfen in Zeltweg in der Steiermark errichtete. Er hatte im Orient zu tun und sprach den Wunsch aus, daß ich anlässlich seiner Rückreise Wien mit ihm verlasse, worauf ich gerne einging.

Als ich diesen Entschluß Hitler mitteilte, war er niedergeschlagen und suchte mich von meinem Vorhaben abzubringen. Er meinte, daß ich als Reklamezeichner heute schon viel mehr verdiene als ein Ingenieur. Er denke mit Schaudern daran, daß ich, statt als freischaffender Künstler zu arbeiten, in einer Fabrik bei gebundener Arbeitszeit werde schuften müssen. Er wünschte, daß ich die aviatischen Versuche fortsetze, da auch Hauptmann Hinterstoisser mich nur ungern würde scheiden sehen. Schließlich entwarf er hochtrabende Pläne. Er sah im Geiste schon eine große Flugzeugfabrik entstehen, sich selbst als Flugzeugfabrikanten [107] in der Firma „Greiner & Hitler“ und meinte: „Reich, sehr reich könnten wir beide werden, wenn du nur bei der Stange bleibst!“ Daß unsere Versuche am Problem des Motors zum Stillstand kommen mußten, ließ er absolut nicht gelten, zeigte auch kein Verständnis dafür, daß die Lösung dieser Frage nicht nur viel Erfahrung, sondern auch ein gründliches Ingenieurstudium zur Voraussetzung habe. Er glaubte, daß sich dies alles durch einige gute Ideen ersetzen lasse.

So kam der Tag der Abreise. Ich überließ Hitler meine sehr gut dotierte Mustermappe mit Reklamezeichnungen, ferner das Atelier mit allen seinen Einrichtungen sowie 80 Kronen und Außenstände im Wert von zirka 70 Kronen, die ich ihn einzukassieren ermächtigte. In überschwenglicher Form dankte er für die großzügige Unterstützung. Er erschien ebenso wie Liesl am Bahnhof. Ich wußte, daß nun für Hitler wieder eine schwere Zeit beginnt und daß er sich allein in der ihm immer fremd gebliebenen Wienerstadt nicht werde fortbringen können.

Hitlers „Fatum“

(Die Affäre Hanisch. Noch immer Vagabund. „Epochale Erfindungen.“)


Im Frühling 1909 schrieb mir Hitler, mit dem ich in zeitweisem Briefwechsel verblieb, daß er vorübergehend wieder im Männerheim in der Meldemannstraße Quartier bezogen habe und fragte mich, ob es möglich sei, in Berlin als graphischer Zeichner unterzukommen und davon leben zu können. Ich antwortete, daß er hiezu gar nicht erst nach Berlin fahren müsse, da sich diese Möglichkeit überall biete, wenn man nur zeichnen könne und gute Einfälle hätte. Darauf hörte ich von ihm, da er offenbar über meine kurze Antwort ver-


schnupft war, längere Zeit nichts. Fräulein Liesl schrieb mir gelegentlich, daß sie Hitler in der Kämtnerstraße getroffen habe. Er sähe furchtbar heruntergekommen aus.

Im Sommer 1910 weilte ich fast 3 Monate in Wien, wo ich Hitler in demselben traurigen Zustand antraf, in dem ich ihn seinerzeit kennengelernt hatte. Er konnte mit dem Leben eben nicht fertig werden, kam aus der Not nicht heraus, ja er verbohrtete sich geradezu immer tiefer in das Elend, da er sich vom Strom willenlos treiben

ließ, statt gegen ihn anzukämpfen. Der primitivste Hilfsarbeiter stand dem Leben ungleich praktischer gegenüber als Hitler. Als ich ihm darob Vorwürfe machte, erhob er beschwörend und wie [109] zur Abwehr beide Hände und sprach nur, sich leicht verbeugend, gesenkten Hauptes, tief beschämt das einzige Wort: „Fatum“^[CM6].



Mit Neumann hatte sich Hitler inzwischen überworfen. Er widmete sein erstes literarisches Produkt, das eine Verspottung und Herabwürdigung der Juden enthielt, ausgerechnet seinem besten Helfer, dem Juden Neumann, da selbst nationale Blätter die Drucklegung des Pamphletes ablehnten.

Vom Kleiderhaus Gerstl in der Mariahilferstraße und einigen anderen Firmen erhielt ich sogleich nach meiner Ankunft in  en größere Aufträge, zu deren Bearbeitung ich neuerlich Hitler heranzog, dem ich hiedurch in kurzer Zeit wieder aus der Not half.

Ehe ich nach Wien kam, arbeitete Hitler gemeinsam mit einem Mann namens Reinhold Hanisch, dem Informator Konrad Heidens, der mit Hitler allerdings nur ganz kurz in Verbindung stand. Dieser hatte sich jedoch aus irgend einem Grunde, den ich nicht erfragte, polizeilich als Walter Fritz gemeldet. Gegen ihn erstattete Hitler die Strafanzeige wegen Veruntreuung, die beim Polizeikommissariat Brigittenau am 5. August 1910^[CM7] zu Protokoll gebracht wurde. Hitler gab an, Kunstmaler zu sein und dem Hanisch, den er als Walter Fritz kennenlernte, Aquarelle zum Verkauf übergeben zu haben, die dieser veruntreute. Das Bild „Parlament“^[CM8] habe einen Wert von fünfzig Kronen, ein weiteres Bild von neun Kronen gehabt. Schließlich gab Hitler zu Protokoll, daß [110] er mit Hanisch im Obdachlosenasyll in Meidling bekannt wurde. Hanisch mußte wegen dieser Anzeige 7 Tage Arrest absitzen. Nach seiner Entlassung verprügelte er mit anderen Bewohnern des Männerheims Hitler gründlich. Dieser hatte durch falsche Angaben das Bild viel zu hoch bewertet, während es Hanisch außerordentlich günstig der Frau Pichler in der Hernalser Hauptstraße tatsächlich  um nur 15 Kronen verkauft hatte, wovon Hitler bloß 7.50 Kronen gebührten, da die Hälfte dem Verkäufer als Provision verblieb. Ich begab mich zur Frau Pichler, um die Richtigkeit der Angaben des Hanisch zu überprüfen, die diese bestätigte. Nur weil Hanisch die Notlage Hitlers, den sie von zahlreichen Besuchen her persönlich kannte, so eindringlich geschildert habe, sei sie ausnahmsweise auf 15 Kronen hinaufgegangen. Das Bild war tatsächlich weniger wert als ein schlechter Druck, da es, wie unsere Reproduktion veranschaulicht, recht man-

gelhaft ausgeführt war. Die Farbtöne waren verschmutzt, so daß die Photokopie weit besser wirkt als das Original.

1911 war ich wieder durch fast drei Monate in Wien. Hitler wohnte diesmal im neuen Männerheim in der Wurlitzergasse. Aus seinen Briefen wußte ich, daß er verschiedentlich sein Quartier gewechselt hatte und wiederholt in Untermiete wohnte, woraus ich jeweils schloß, daß er offenbar das Geld hiezu besaß. Unüberprüften, aber glaubwürdigen Mitteilungen zufolge soll jedoch Hitler sehr häufig ohne Bezahlung des Mietzinses einfach am Monatsende, nur mit Kamm und Zahnbürste [111] versehen, aus seinem jeweiligen Quartier heimlich verschwunden sein. In diesem Zusammenhang sei eine Episode erwähnt, die sich beim Einzug Hitlers in Linz zutrug. Es gelang einem emsigen Forscher, sechzehn Privathäuser in Wien festzustellen, in denen Hitler gewohnt hatte. Alle diese Gebäude sollten mit Marmortafeln samt entsprechender Erläuterung gekennzeichnet werden. Der Forscher hatte auch bereits ein Widmungsblatt mit den photographischen Abbildungen der Wohnhäuser und textlichen Beifügungen anfertigen und es Hitler in Linz überreichen lassen. Allein der Überbringer wurde von Hitler — vermutlich in der plötzlich wachgerufenen, bedrückenden Erinnerung, daß er eigentlich noch einige Mietzinse in Wien schuldig sei — mit dem Wort: „Trottel“ brüsk abgewiesen. Hitler zerknüllte die Huldigungsadresse. Der Druck und die Weiterverbreitung wurden bei der Druckerei inhibiert.^[CM9]

Als ich Hitler, der wieder in bitterster Not war, in der Wurlitzergasse besuchte, kam ich vorerst mit dem Verwalter Kanya ins Gespräch, der nun dieses neue, größere Männerheim leitete. Er erklärte mir, daß er ein solches Exemplar wie Hitler in seiner ganzen Praxis und obwohl er täglich 916 Personen beherberge, noch nie zu Gesicht bekommen habe. Nach seiner Angabe pendelte Hitler noch immer  zwischen dem Obdachlosenasyll in M  ng und seiner Anstalt hin und her und bleibe ein ewiger Vagabund. Schließlich meinte Herr Kanya, daß bei Hitler „im oberen Stüberl [112] etwas nicht ganz in Ordnung sein dürfte“, da sonst sein Vagieren nicht zu erklären wäre. Er berichtete, daß er Hitler bereits selbst mit alten Kleidern ausgeholfen habe, um ihn nicht aus dem Heim weisen zu müssen. Aber alle Mahnungen seien fruchtlos geblieben.

Das Männerheim an der Wurlitzergasse ist eine Art Großhotel, wie etwa das Centralhotel in Berlin am Bahnhof Friedrichstraße. Nur ist es für bescheidenere Ansprüche eingerichtet. Jeder der

916 Einzelschlafräume enthält die notwendigen Gebrauchsgegenstände in tadellosem Zustand, und den Bewohnern steht ein geräumiger Speisesaal, für die teure Klasse überdies ein Extrazimmer, ein Rauchersaal und ein Schreibzimmer — in dem zahlreiche Tageszeitungen aufliegen — zur Verfügung. Auch ein Vortragssaal für Veranstaltungen ist vorhanden. Ferner Wannenbäder und ein Frisiersalon. Das Wiener Männerheim, das heute den Namen „Wiener Ledigenheim“ führt, ist Eigentum der Société Immobilière Elinor A. G.

Da sich Hitler damals wieder in einem völlig heruntergekommenen Zustand befand, schenkte ich ihm einen neuen, tadellosen Anzug. Er schämte sich, in seinen Lumpen mit mir das Kleiderhaus Gerstl in der Mariahilferstraße aufzusuchen, weshalb ich, da wir ungefähr gleich groß waren, den Anzug für ihn probieren mußte. Wir hatten vereinbart, uns vor dem Café Siller am Franz-Josefs-Kai zu treffen. Hitler wartete bereits auf mich, übernahm freudestrahlend das Paket und begab sich in den Anstandsort vor dem Kaffeehaus, in dem er die Kleidungsstücke wechselte. Da sein alter Anzug nicht einmal bei einem Trödler mehr [113] zu verkaufen gewesen wäre, ließ er ihn in der Kabine zurück. Hieraus begaben wir uns ins Restaurant Marhold am Fleischmarkt, wo er mit bei einem guten Mittagessen bewegt dankte.

Einige Tage später hatte Hitler an einer neuen Erfindung, die ich machte, aktiv mitgewirkt. Im Kaffeehaus „Zur goldenen Kugel“, das ich bereits erwähnte und das wir immer mit Vorliebe besuchten, lud uns unvermittelt ein junger Mann freigebig zu einer Jause ein. Er erzählte uns prahlend, daß er in den nächsten Tagen auf Grund seiner großen Erfindung ein Millionär sein würde. Nachdem jeder von bereits an die zwanzig Krapfen gegessen hatte, für die besonders Hitler eine große Schwäche an den Tag legte, demonstrierte unser Gastgeber seine epochale Erfindung.

Sie bestand aus einer kleinen Zange, die rückwärts an der Krawatte befestigt war. Durch den Druck des Daumens und Zeigefingers der rechten Hand öffnete sich die Zange, die am Kragenknopf festgeklemmt wurde, wodurch die Krawatte einen festen Halt bekam und sich nicht mehr verschieben ließ. Hitler und der Erfinder stellten nun Berechnungen an, wieviele Menschen wohl Krawatten mit dieser neuen Befestigungsvorrichtung kaufen würden, wobei die Ziffern sowohl in Krawatten als auch in Kronen ins Gigantische anschwellen, so daß der Bestellung eines neuen Berges von Krapfen und mehrerer Kaffees mit Schlagobers nichts mehr im Wege stand. —

[114] Auf dem Heimweg kaufte ich mehrere Krawatten, Kohinoor-Druckknöpfe, Kragenkn pfe und eine Feile. Zu Hause beauftragte ich Hitler, die Mutterst cke der Druckknöpfe an der Innenseite der Krawatten anzunähen und die Kragenkn pfe aus Bein so zuzufeilen, daß sie in die Mutterst cke paßten. Während Hitler emsig arbeitete, verfaßte ich eine Gebrauchsmusterschrift und begab mich dann mit ihm zu der mir gut bekannten Frau Dr. Löwy, der Gattin eines in Wien angesehenen B rsenmaklers, der in meiner Heimat ein großes Gut besaß. Ich bat sie um eine Empfehlung zu den Krawattenfabrikanten Gebrüder Breuer in der Kohlmessergasse, mit denen sie verwandt war. Frau Dr. Löwy, die uns vorerst großzügig bewirtete, begleitete uns persönlich zum Firmeninhaber, der mit die Erfindung sofort zweihundert Kronen anbot, welchen Betrag ich mit Hitler teilte.

Tags darauf luden wir unseren Gastgeber von gestern zu einem fürstlichen Krapfenschmaus ein. Als er aber erfuhr, auf welche Weise wir zu Geld gekommen waren, blieb ihm ein halber Krapfen buchstäblich im Munde stecken. Er rang nach Luft und machte mir dann die bittersten Vorwürfe, daß ich seine Erfindung viel, viel, viel zu billig verschleudert hätte. Ich machte ihm klar, daß seine Erfindung nur die Zangenvorrichtung beinhaltete, während meine in der Verwendung eines Kohinoor-Mutterst ckes mit einem entsprechend geformten Kragenknopf bestand, die nun Erfinderschutz geno ^[CM10]. Hitler hatte später die Verbindung zu Frau Dr. Löwy, einer Nichtarierin, die am Schottenring [115] wohnte, mehrmals unter Berufung auf mich ausgenützt und von ihr einmal eine Spende von fünfzig Kronen und das Reisegeld von Wien nach München erhalten, als er der Donaustadt, in der Befürchtung, seine Milit rdienstplicht erfüllen zu müssen, schleunig den Rücken kehrte.

Die vielen Schicksalgenossen, mit denen ich im Laufe der Zeit im Wiener Männerheim in der Meldemannstraße bekannt geworden bin, habe ich fast alle wieder vergessen. Ich kenne sie nicht einmal mehr dem Namen nach. Nur bei Hitler blieben mir alle Einzelheiten so deutlich, ja fast greifbar in Erinnerung, da mich dieser sonderbare Mensch, der von großer Intelligenz, aber von einer beispiellosen Indolenz gegenüber dem praktischen Leben war, immer irgendwie interessierte, ohne daß ich damals ahnen konnte, daß er sich dereinst vom Bettler zum größten Tyrannen der Weltgeschichte entwickeln würde.

Begegnungen mit Hitler in München

(Fremdenführer. Retortenmenschen. Mitteleuropäische Politik. Rassenpolitik im Schwabinger Weinlokal „Brennessel“. Versammlungsredner.)

Im Juli 1913 sprach ich im Bayrischen Postministerium in München vor, um die Fernsprechanlagen studieren zu dürfen^[CM11]. Auf dem Bahnhof traf ich — welche Überraschung! — Hitler. Er erzählte mir, nun Fremdenführer zu sein und an regnerischen Tagen vom Schuldenmachen zu leben, da mit der Malerei in der Kunststadt München schon gar nichts zu verdienen sei. Ich blieb zwei Monate in München und bewohnte gemeinsam mit Hitler sein Zimmer. Hitler bekam sofort gratis den Frühstückskaffee, mußte aber dafür verschiedene häusliche Arbeit, wie Teppichklopfen, Kohlentragen und Einkäufe besorgen. Als ich mich bei ihm einquartierte, betrug seine Mietschuld bereits 90 Mark.

In einem Münchner Kaffeehaus lernte ich zwei sehr hübsche, junge Studentinnen der Malakademie kennen. Ich verabredete mit ihnen einen Ausflug in die Umgebung und lud auch Hitler dazu ein. Er begann natürlich sofort zu politisieren, doch war dafür bei uns kein Interesse vorhanden, weshalb er sich verabschiedete. Als ich nach Hause kam, fragte ich ihn, warum er ein^[117] Sonderling geworden wäre. Die beiden Mädchen seien doch reizend und überaus anregend. Hitler entgegnete, daß er für die Weiber nichts mehr übrig habe. Sie seien alle — durch die Bank — gefallsüchtig, verführen die Männer und seien an der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten schuld. Er bezeichnete den Geschlechtsverkehr als tierisch und gab auf meine Frage, wie er sich dann die Fortpflanzung der Menschheit vorstelle, die Antwort, man müßte eben versuchen, diese durch künstliche Befruchtung zu erreichen. Er hielt mit nun einen Vortrag über die Abstammungslehre, insbesondere die Mischung der Spermatozoen verschiedener hochintelligenter Menschen und Athleten, wodurch eine besonders wertvolle Rasse aufgezüchtet werden könnte. Dies sei jedoch nur bei einer künstlichen Befruchtung denkbar, da beim normalen Verkehr die Befruchtung nur durch einen Mann möglich sei, selbst wenn die Frau unmittelbar hintereinander mehreren Männern angehörte.


Hitler verkehrte damals mit einem verkrachten Medizinstudenten^[CM12], der an der Universität

alt wurde, einen schönen Vollbart trug, die Vorlesungen nur so nebenher besuchte und keine Prüfungen ablegte. Er bildete ein ausgezeichnetes Gegenstück zu Hitler. Nur mit dem beneidenswerten Unterschied, daß er über sehr beträchtliche Geldmittel verfügte. Ich war mir natürlich sofort im klaren, woher Hitler seine neue Weisheit bezog, Retortenmenschen aufzuchten zu wollen. Hitler schien sich damals intensiv mit biologischen Fragen zu befassen. Ergrübelte darüber nach, ob die Spermatozoen verschiedener^[118] Männer gleichzeitig zur Eizelle vordringen könnten und welche Resultate die Samenmischung von 3–4 Männern mit ganz verschiedenen körperlichen und seelischen Merkmalen ergeben würde. Er suchte auch tatsächliche Frauen, welche derartige Versuche an sich geduldet hätten und schlug mir vor, die beiden jungen Mädchen zu überreden, auf die geschilderten Experimente einzugehen. Ich wußte im Augenblick nicht, ob ich dieses Ansinnen, das mir als der Gipfelpunkt der Frechheit erschien, wütend oder lachend zur Kenntnis nehmen sollte. Jedenfalls verhehlte ich Hitler nicht, daß ich ernstlich an seinem Verstand zu zweifeln beginne. Ich erklärte, daß er für diese Alraune-Ideen nicht einmal eine Prostituierte finden dürfte, die vielleicht mit der Einführung der Mischspermatozoen, sicherlich aber nicht mit der Austragung der Frucht einverstanden wäre. Hitler ließ aber von seinem Wahn nicht ab und bat mich, ehestens eine Zusammenkunft mit den beiden Mädeln zu arrangieren. Er würde ihnen dann selbst den biologischen Vorschlag unterbreiten, falls ich hiezu nicht den Mut hätte. Ich bedang mir lediglich aus, über die Tatsache zu schweigen, daß er mich schon vorher von seiner Absicht in Kenntnis gesetzt habe, denn ich war auf den unmittelbaren Eindruck, den sein verrücktes Vorhaben auf die Mädchen ausüben würde, recht neugierig.

Am nächsten Sonntag trafen wir uns. Hitler machte aber keine Anstalten, auch nur mit einem Wort sein Anliegen vorzutragen. Ehe wir uns aber trennten, entnahm er seiner Rocktasche ein Schreiben, das an beide Damen gerichtet war und überreichte^[119] es ihnen, worauf er sich sofort

verabschiedete. Er brachte im Schreiben einleitend seine Bewunderung für ihre Schönheit zum Ausdruck und schloß mit der Bitte, sie mögen ihren Körper für erbbiologische Studien zur Verfügung stellen, da durch seine „Erfindung“ die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes grundlegend revolutioniert würde. Die beiden jungen Mädchen waren klug genug, die Sache von der heitersten Seite zu nehmen und schrieben gemeinsam Hitler einen Brief, der in seiner Sammlung — falls eine solche besteht — wohl ein Kuriosum darstellen müßte. Sie erklärten, daß sie gegen seinen Vorschlag im Prinzip nichts einzuwenden hätten und gerne bereit wären, auf diesen genialen Versuch einzugehen. Allerdings gaben sie der Besorgnis Ausdruck, daß ein Teil des verwendeten Samens von ihm selbst stamme und daß sie dann statt Menschenkinder Affen zur Welt bringen müßten^[CM13].

Ob solche künstliche Befruchtungsversuche, gleich der Euthanasie, später als nationalsozialistisches Gedankengut verwirklicht wurden, ist mir nicht bekannt.

Ich fragte Hitler wiederholt, ob er denn noch immer keine konkreten Pläne für seine Zukunft habe, da ihn doch dieses ewige Vegetieren von heute auf morgen unmöglich befriedigen könne. Er erwiderte, daß er  nedies in Kürze einen Krieg gäbe. Es sei also ganz gleichgültig, ob er vorher einen Beruf habe oder nicht, denn beim Militär bedeute ein Generaldirektor nicht mehr als ein Pudelscherer. Hitler erzählte mir gleich [120] nach meiner Ankunft, daß er von der österreichischen Polizei bereits mehrmals gesucht wurde, um sich wegen des Militärdienstes zu stellen, doch habe er sich immer wieder drücken können. Als er aber wegen konsequenter Nichtbefolgung des Stellungsbefehls bereits mit seiner Verhaftung rechnen mußte, habe er Wien den Rücken gekehrt und sei nach München gekommen. Auch rechtfertigte er seine Übersiedlung nach München damit, daß er in einem österreichischen Heer, das von Tschechen, Polacken, Kroaten und Slowaken durchsetzt sei, absolut nicht dienen wolle. Er hegte immer die Hoffnung, daß Kaiser Wilhelm II. so vernünftig sein werde, den Dreibund aufzugeben und ein Bündnis mit Rußland zu schließen. Wenn diese beiden Mächte — meinte er — gegen Österreich marschieren sollten, mache er begeistert mir, damit „endlich das Schwert des Papstes und der Einfluß Roms verschwinden und das verpfaffte Österreich einer neuen Auferstehung im deutschen Vaterlande entgegensehen könne.“ Ich erinnerte Hitler an Bismarcks Ausspruch, daß, wenn Österreich nicht schon existierte, es geschaffen werden müßte, um einer Reihe

von Nationen, die allein nicht lebensfähig wären, die Möglichkeit zu bieten, im Schoße einer großen Gemeinschaft friedlich leben zu können. Der österreichischen Regierung müßte es nur gelingen, den Nationalitätenhader zu beenden und aus dem dualistischen Staatsgebilde einen Bundesstaat gleichberechtigter Nationalstaaten zu schaffen, wodurch alle Gegensätze mit einem Schlag verschwinden würden. Aber dieses Projekt entsprach ganz und gar nicht Hitlers politischen Anschauungen, da die Verwirklichung dieses [121] Planes die Existenz Österreichs gestärkt statt geschwächt hätte. Sein Haß galt Juda und Rom, jenen beiden internationalen Mächten, deren wirksamste Schutzmacht, nach seiner Meinung, Österreich darstellte. Damals hielt er es für besser, wenn sich die slawischen Staaten zusammenschließen, der deutsch sprechende Teil Österreichs aber mit dem Reiche vereint werde.

Hitler behielt mit der Voraussage eines baldigen Krieges recht. Neun Jahre besaß ich keinerlei Verbindung mit ihm, und als ich im Jahre 1922 wieder nach München kam, hatte sich vieles geändert. Ich griff mit vor Erstaunen an den Kopf und glaubte von der Einbildung genarrt zu werden, als ich auf Plakatsäulen in riesengroßen Lettern die Einladung zu einer Massenversammlung im Zirkus Krone erblickte und in noch größeren Buchstaben die Ankündigung las:

„Es spricht der Kunstmaler Adolf Hitler.“

Also doch! Hitler ist Politiker geworden! Ich konnte mich eines Lachens auf offener Straße nicht erwehren. Ich überlegte, ob seine Politik wohl auch so aussehen mag wie seine Kunstmalerei. Die Neugierde ließ mir keine Ruhe. Ich befragte meinen Hotelportier über Adolf Hitler und erfuhr über ihn nun geradezu Legendäres. Der gute Mann bezeichnete ihn als einen ganz großen Maler, dessen Bilder in den Wiener Galerien hängen. Ich erfuhr weiters, daß sich Hitler häufig im Schwabinger Weinlokal „Brennessel“ aufhalte. Sofort machte ich mich auf den Weg. Tatsächlich fand ich Hitler im Kreise seiner neuen Kameraden. [122] Unter diesen fiel mir auf den ersten Blick der Schriftsteller Dietrich Eckart auf, der eine imposante Glatze hatte, ziemlich beleibt war und den edlen Rebensaft wie Wasser hinter die Binde goß. Dietrich Eckart ist der Schöpfer des Führermythos und der Rassentheorie, laut welcher sich die höherwertige, nordische Rasse im steten Kampf mit den minderwertigen Elementen der Mittelmeerländer befindet, zu denen natürlich auch der Jude gehört, der dem arischen Volk seine Bräuche und seine Weltanschauung in der Gestalt des Christentums aufdrängte. Unter anderen war auch der Architekt Alfred Rosenberg

anwesend, der die Gedankengänge Eckarts philosophisch ausbaute.

Im Verlauf einer erregten Debatte erlaubte ich mir den Einwand, daß die Rassentheorie ein Loch hätte. Die Babylonier und Assyrer hinterließen uns Bauten und Kulturschätze, die die Gelehrten in Erstaunen versetzten. Sowohl diese Völker als auch die Juden besaßen bereits Schriftzeichen, und die letzteren überdies einen Gottesglauben und ein Sittengesetz, die unseren modernen Anschauungen nicht widerstreiten, obwohl inzwischen mehr als 6000 Jahre vergangen sind. Die Annahme, daß sich also vom Mittelmeerraum her ein minderwertiger Einfluß geltend mache, sei keinesfalls gerechtfertigt. Es hätte nicht viel gefehlt und ich wäre zur Türe hinausgeflogen, wenn nicht Hitler energisch für mich Partei ergriffen hätte. Er selbst meinte, daß meine Ausführungen einer gewissen Berechtigung nicht entbehren, doch sei es sicher, daß auch die Babylonier und Assyrer aus irgend welchen Gründen, vermutlich durch die Verhältnisse gezwungen, aus dem Norden nach dem Süden gewandert [123] seien, sich dort seßhaft machten und ihren toten Königen Baudenkmäler errichteten. Meinen Einwand, daß bei der Richtigkeit dieser Annahme sich doch wohl auch die Juden vom Norden nach dem Süden verirrt haben müßten, nachdem ihre Schriftzeichen die besten der damaligen Zeit waren, was sohin auf eine außerordentliche, kulturelle Bildung dieses Volkes schließen läßt, bestritt Hitler auf das entschiedenste. Er meinte, daß die Juden diese geistigen Errungenschaften zweifellos von einem anderen Volke abgeschwindelt hätten, das heute nur nicht mehr eruierbar sei. Diese sonderbare Auslegung Hitlers reizte mich zum Lachen, worauf die Tischrunde laut erklärte, ich sei bestimmt ein Judenstämmeling. Hitler bestritt für mich diese Behauptung, da er wußte, daß ich meine Vorfahren weit über die Urgroßeltern hinaus als Arier verfolgen konnte und entschuldigte meine Ansichten damit, daß ich aus dem durch und durch verjudeten und verpfafften Wien komme und überdies gar nichts von der Rassentheorie verstehe. Nun behauptete Eckart, ich müßte sicherlich ein Schwarzer sein. Ich erwiderte diesem Dichter, der mir vom ersten Augenblick an unsympathisch war, in erregtem Ton, daß sich mein Gott nicht hinter Altären verborgen halte, die ihm Menschenhände errichten, sondern daß ich ihn überall und in mir fühle, wenn er mir befiehlt, das Gute zu tun und das Böse zu lassen. Und so seien auch die Priester aller Religionen nur als das mahnende Gewissen zu betrachten, wenn die Menschen die Gesetze Gottes nicht befolgen. Nun wurde unter lautem Hohngelächter

der Ruf laut, daß ich meinen [124] Beruf verfehlt hätte und lieber Pfaffe werden sollte.

Da die Stimmung gegen mich ziemlich erregt zu werden begann, verabschiedete ich mich von Hitler, verließ die gastliche Stätte und begab mich ins Pschorrbräu.

Abends besuchte ich in gespanntester Erwartung das Versammlungslokal Zirkus Krone. Der große Raum war von einer unübersehbaren Menschenmenge gefüllt, die Hitler bei seinem Erscheinen stürmisch begrüßte. Ich konnte mich vor Staunen nicht fassen! Dieselben billigen Phrasen, die Hitler schon vor den Arbeitern im Wiener Männerheim erfolglos aufgetischt hatte, ja, für die er sogar verprügelt wurde, fanden hier eine begeisterte Aufnahme. Hatten sich die Zeiten so sehr verändert?

Das Deutschland der Nachkriegszeit, das Reich ohne Kaiser und Könige, wurde zum Betätigungsfeld der Desperados. Vom verlorenen Krieg eilte man mit Riesenschritten einem neuen entgegen! Die Parole lautete:

„Schuld ist der Jud!“

Ihr neuer Bannerträger hieß Adolf Hitler! Neue Dogmen tauchten auf, wie:

„Brechung der Zinsknechtschaft“ und

„Weg mit dem faulen Frieden!“

Hitler kritisierte den Diktatfrieden und versuchte unter Beweis zu stellen, daß dieser unerfüllbar sei, solange man dem Deutschen Reich die Absatzgebiete vorenthalte, die es für seine Industrieprodukte brauche, um die nötigen Rohstoffe [125] und Lebensmittel kaufen zu können und das geknechtete deutsche Volk vor dem Verhungern zu bewahren. Darum der Ruf:

„Deutschland, erwache!“

Ein frenetischer Beifall brach los. Stürmische Heilrufe ertönten, und das Deutschlandlied beendigte die Versammlung.

Tags darauf kam ich im Reichstelegraphenkonstruktionsamt auf die Hitlerversammlung zu sprechen. Alles war von Hitler begeistert. Die jungen Damen des Amtes küßten sich vor Begeisterung und Freude, als sie den Namen „Adolf“ hörten. Ein Ingenieur, der der Bewegung Oberland angehörte, meinte: „Recht hat Hitler. Nur feste darauf los! Das Hungern muß ein Ende nehmen. Es wird eine Zeit kommen, daß den Feinden des Reiches Hören und Sehen vergeht!“ Hitler hat im Deutschland der Nachkriegszeit den Nährboden gefunden, auf dem seine neue Partei, die NSDAP, skrupellos gezüchtet, vorzüglich gedieh.

Am folgenden Tage traf ich auf dem Wege zum Hauptpostamt Hitler in Gesellschaft einiger Parteileute. Als er mich erblickte, trennte er sich

sofort von ihnen und besuchte mit mir ein Kaffeehaus. Ich kam auf die Versammlung im Zirkus Krone zu sprechen. Er war hoch erfreut, als ich ihm sagte, daß ich auch dort gewesen sei. Nun begann er mit einer fanatischen Suada ein Programm zu entwickeln, vor dem mir ganz angst und bang wurde. Vom Wegfegen der Gegner, Köpferollen, Vernichten und Ausrotten, sowie von Bartholomäusnächten, Kirchen-, Juden-, Sozialisten- und Kommunistenverfolgungen sprach er leichthin, als würde es sich um eine Varietéschau handeln. Ich [126] fühlte bereits den unheimlichen Einfluß, dem Hitler im Verkehr mit seinen Leuten erlegen war.

Ehe wir uns trennten, bat mich Hitler eindringlich, niemandem, auch nicht seinen engsten Parteigenossen, über sein Jugendzeit in Wien und München Auskünfte zu erteilen. Hier, in München, sei er der Kunstmaler Adolf Hitler. Nach dieser langen Unterredung, einer der letzten, die ich vor der Machtergreifung mit ihm hatte, begleitete er mich in mein Hotel. Unterwegs wurde er immer wieder begrüßt, was ihm sichtlich Freude bereite, denn er fragte mich stolz: „Hättest du jemals geahnt, daß ich einen solchen Aufstieg nehmen werde? Wenn das meine liebe Mutter wüßte, die sich vor ihrem Tode noch sorgenvolle Gedanken machte, was wohl einmal aus mir werden würde!“

Hitler entzieht sich der Militärdienstpflicht

In „Mein Kampf“ schreibt Hitler: „Mir selber kamen die damaligen Stunden (Kriegserklärung Österreichs an Serbien) wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor. Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, daß ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte, daß er mir das Glück geschenkt, in dieser Zeit leben zu dürfen.“

Wie sah die Sache bei Hitler wirklich aus, solange er in Österreich weilte? Ich habe bereits erwähnt, daß er, laut seiner eigenen Angabe, Wien nur aus dem Grunde verließ, um den Nachforschungen der Wiener Polizei zu entgehen, die ihn wegen Unterlassung seiner Stellungspflicht suchte. Die Polizei in Linz beauftragte die Wiener Polizei, Hitler vorerst bei seinen Schwestern ausfindig zu machen, die aber behaupteten, seinen Aufenthaltsort nicht zu kennen. Durch seine Abreise nach München war er für die Wiener Polizei verschollen, denn im Männerheim, wo er zuletzt wohnte, gab es kein Abmeldeverfahren. In Wien ist Hitler seiner Verpflichtung, sich zur Assentierung zu melden, dauernd nicht nachgekommen, da er, wie er sagte, im österreichischen Heer, das von „nichtdeutschen Elementen“ durchsetzt sei, absolut nicht [128] dienen wollte. Die Linzer Polizei forschte zuletzt aber Hitler doch in München aus, wo er über Einschreiten des österreichischen Konsulates von der Münchner Polizei aufgefordert wurde, sich binnen wenigen Stunden zur Assentierung in Linz zu melden.

Herr Dr. Jetzinger, der fünfzehn Jahre lang Abgeordneter und Mitglied der Oberösterreichischen Landesregierung war, besitzt zwölf Auszü-

ge aus dem amtlichen Akt des Magistrates Linz, welche einige interessante Aufschlüsse über Hitlers Drückebergerei sowie über seine Ausbürgerung geben. Die damals historisch wertvoll gewordenen Dokumente hat die Gestapo beim Einzug Hitlers in Linz eifrigst gesucht und den Beamten eine hohe Belohnung für die Auffindung des Aktes in Aussicht gestellt, im entgegengesetzten Fall jedoch mit strengen Strafen gedroht. Auch Herr Dr. Jetzinger wurde zur Gestapo zitiert, wo man ihm eine „gehobene“ Lebensstellung und einen namhaften Geldbetrag für das Zustandekommen der Akten versprach. Trotz emsigen Nachforschungen bei Tag und Nacht blieben aber die Dokumente unauffindbar.

Mit Zustimmung des Herrn Dr. Jetzinger bringe ich eine gekürzte Inhaltsangabe aus dem in seinen Händen befindlichen Originalschreiben Hitlers an den Magistrat Linz, Abt. II.^[CM14]

*„Magistrat Linz, Abt. II.
München, 23. Jänner 1914.*

Sonntag, den 18ten halb 4 Uhr nachmittags erhielt ich eine Stellungsvorladung durch den Kriminal-Schutzmann Herle, Rothmannstr. 11/II [129] zugestellt, nach der ich mich am 20ten in Linz zur Stellung einzufinden hätte, widrigenfalls ich nach § 64 und 66 des Wehrgesetzes behandelt würde

Hitler beklagt sich über die Art der Zustellung und behauptet, nicht deshalb in München zu wohnen, um sich der Stellungspflicht in Österreich zu entziehen. In diesem, drei Seiten umfassenden Schreiben im Aktenformat, bittet er um eine milde Strafe und schildert in bewegten Worten seine

Notlage, die es ihm unmöglich mache, das Reise-geld nach Linz aufzubringen, um der Stellungspflicht zu genügen. Er weist darauf hin, daß er im Stellungsbefehl allerdings als Kunstmaler bezeichnet wurde, daß aber dieser Titel nur bedingt richtig sei, da er von der Malerei in der Kunststadt München nicht leben könne. Er verwies darauf, daß er nach Linz telegraphiert hatte und um einen Reiseaufschub bat, der ihm nicht gewährt wurde, daß er aber trotzdem nicht hinfahren konnte, da er kein Geld besaß. Zum Schlusse schreibt er:

„Ich sende dieses Schreiben unabhängig von einem ebenfalls heute abgefaßten Protokoll, das ich am Konsulate unterzeichnete. Ich bitte auch, daß man mir die weiteren Verfügungen durch das Konsulat zugehen läßt und bitte überzeugt zu sein, daß ich ihre pünktliche Erfüllung nicht versäumen werde. Was endlich meine Angaben in der Stellungsvorlage anlangen, so werden diese durch Konsulatsbehörde bestätigt. Diese war großherzig genug, und sprach mir die Hoffnung aus, sich dafür verwenden zu können, daß ich meiner Stellungspflicht in Salzburg genügen könne. Wenn ich dies nun auch kaum mehr zu hoffen wage, so bitte [130] ich doch, mir die Sache nicht unnötig zu erschweren.

Ich bitte sehr ergeben dieses Schreiben gütig zur Kenntnis nehmen zu wollen, und unterzeichne

sehr ehrerbietig

Adolf Hitler,

Kunstmaler

München, Schleißheimerstr. 34/III.“

Nachdem Hitler seiner Stellungspflicht am 5. Februar 1914 in Salzburg nachgekommen war, wurde er für den Waffen- und Hilfsdienst als untauglich erklärt. In einem Schreiben an das Konsulat in München, dessen Original gleichfalls Dr. Jetzinger besitzt, erklärt er, daß er zum Militärdienst wegen eines Leidens unfähig sei, ohne die Krankheit selbst näher zu bezeichnen.

Als man Hitler bei seinem Einzug in Linz melden mußte, daß sein Militär- und Ausbürgerungsakt unauffindbar sei, tobte er stundenlang wie ein Besessener und blieb nur aus diesem Grunde einen Tag länger als vorgesehen war.

Welches Leiden damals Hitler für den Militärdienst untauglich machte, ist schwer zu sagen. Jedenfalls klagte er mir, anlässlich meines Aufent-

haltes in München im Jahre 1913, daß er vom Abenteuer in der „Alhambra“ noch immer das Andenken mitschleppe. Zahlreiche Biographen schreiben über Hitlers Kriegsdienstleistung, daß er sofort bei Kriegsbeginn an die Westfront abgegangen sei. Hiebei können sie sich allerdings nur auf seine eigenen Angaben in „Mein Kampf“ berufen:

[131] *„Am 3. August reichte ich ein Immediatgesuch an Seine Majestät König Ludwig III. ein mit der Bitte, in ein bayrisches Regiment eintreten zu dürfen... Als ich mit zitternden Händen das Schreiben geöffnet hatte und die Genehmigung meiner Bitte mit der Aufforderung las, mich bei einem bayerischen Regiment zu melden, kannte Jubel und Dankbarkeit keine Grenze. Wenige Tage später trug ich dann den Rock, den ich erst nach nahezu sechs Jahren wieder ausziehen sollte.“*

Daraus erklären sich die später aufgetauchten Zweifel und Bedenken an Hitlers Angaben über seine Militärdienstzeit, besonders da er es trotz seiner Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz und seiner Tapferkeit nur bis zum Gefreiten gebracht hatte. Im Jahre 1922 erzählte mir Hitler, gelegentlich des Austausches von Kriegserinnerungen, daß er wegen Krankheit erst zwei Jahre nach Kriegsbeginn an die Westfront abgegangen sei, während er niemals von seiner Auszeichnung oder von seiner Erblindung durch Giftgas eine Erwähnung machte, was doch naheliegend gewesen wäre, da ich ihm von einem Unglücksfall berichtete, den ich selbst erlitt^[CM15].

Eines kann wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß für Hitler der Eintritt Österreichs in den Krieg den Untergang der Donaumonarchie bedeuten mußte. Darüber schreibt er:

„Es genügt, hier festzustellen, daß ich im Grunde genommen schon in der frühesten Jugend zur Einsicht kam, die mich niemals mehr verließ, sondern sich nur noch vertiefte: daß nämlich die Sicherung d[er] Deutschtums die Vernichtung Österreichs [132] voraussetzte und daß weiter Nationalgefühl in nichts identisch ist mit dynastischem Patriotismus; daß vor allem das habsburgische Erbhaus zum Unglück der deutschen Nation bestimmt war.“

Rückblick

Wenn ich geahnt hätte, daß Adolf Hitler dereinst in der Geschichte eine Rolle spielen würde, hätte ich bestimmt ein Tagebuch „Hitler“ angelegt und darin alle Gespräche und Ereignisse gewissenhaft vermerkt. So war ich lediglich auf mein Gedächtnis angewiesen, in dem Hitlers Bild allerdings durch unser mehrjähriges, enges Zusammensein und durch seine einmalige Eigenart feste, unveränderliche Umrisse und Formen angenommen hatte.

Zur Zeit meines „Kompagnonsverhältnisses“ mit Hitler in Wien und München konnte ich nichts an ihm finden, das mich zu der Vermutung berechtigte, daß er dereinst der Führer des Deutschen Reiches werden würde, um es in den Abgrund zu reißen. Junge Schönererianer, große Chauvinisten fand ich zur damaligen Zeit unter vielen Kollegen. Aber diese hatten alle ein bestimmtes Ziel vor Augen. Sie lernten für einen späteren Beruf. Auch sie beteiligten sich gerne an Krawallen, schimpften auf die Juden, Sozialdemokraten und Pfaffen und schrien sich die Kehle mit dem „Wacht-am-Rhein“- und „Los-von-Rom“-Lied heiser, aber nur so gelegentlich. Bei Hitler war es ganz anders. — Er tat es unentwegt. Er trug, als ich ihn kennenlernte, alle charakteristischen Merkmale eines durch eigene Schuld gescheiterten Studenten an sich.

[134] Ich wurde oftmals mit einem leisen Ton des Vorwurfs gefragt, warum ich Hitler eigentlich geholfen hätte. Diese Frage kann ich sehr einfach beantworten. Als ich nach meiner Ankunft in Wien vergeblich ein billiges Quartier suchte, endlich im Männerheim in der Meldemannstraße landete und dort einen jungen Menschen traf, der mit der Malerei sein Brot verdienen wollte, erblickte ich in Hitler einen Schicksalsgenossen. Daß er vom Zeichnen und Malen nicht viel verstand, war für mich nebensächlich, denn durch ihn wurde ich auf Neumann aufmerksam, worauf aus Neumann, Hitler und mir eine „Arbeitsgemeinschaft“ entstand. Der Anschluß an die beiden kam mir, dem Fremdling in der Wienerstadt, gelegen, zumal da beide Gefährten auch ein gutes Benehmen hatten, das sich vom Umgangston der übrigen Bewohner des Männerheims wohltuend abhob.

Ich kam aus geordneten Verhältnissen, war gut gekleidet, besaß gute Zeugnisse und konnte, was augenblicklich das Wichtigste war, gut zeichnen und malen und war um zweieinhalb Jahre älter als Hitler^[CM16], so daß mir dieser in allen Dingen sein unbegrenztes Vertrauen schenken konnte. Sein Vater war Staatsbeamter wie mein Vater^[CM17], und das unglückliche Los Hitlers machte damals auf mich einen erbarmungswürdigen,

tiefen Eindruck. Es war das erstmal in meinem Leben, daß ich einem Menschen begegnete, dessen Intelligenz mit den Fetzen nicht in Einklang zu bringen war, die ihm vom Leibe hingen, weshalb ich ihm, ohne erst viel nachzudenken, half, wo ich nur konnte. Schon im Oktober 1907, bald nach unserer Bekanntschaft, erhielt ich von seiner Mutter einen [135] mit zitternder Hand geschriebenen Brief, in dem sie mit sehr besorgter ihr Leid um ihren Sohn Adolf klagte, mit vielem dafür dankte, daß ich ihm kameradschaftlich half. Sie bat mich inständig, ihm auch weiterhin ein guter Freund zu bleiben. Anfangs Dezember 1907 erhielt Hitler die Nachricht, daß seine Mutter den letzten Stunden entgegensehe. Sie starb am 21. Dezember 1907 in Urfahr bei Linz, Blütenstraße 9, an einer schweren Lungenkrankheit. Hitler beteuerte mir seine ewige Dankbarkeit, daß ich es ihm ermöglicht hatte, in würdiger Verfassung an das Sterbebett der Mutter zu eilen.

Im Grunde genommen war Hitler ein Sonderling. Dies war auch der erste Eindruck, den ich von ihm gewann. Ich sah, daß er wohl in Worten, aber niemals durch Taten etwas leisten konnte. Schwerere, manuelle Arbeiten konnte er wegen seines Schwächezustandes nicht verrichten, da er lungenleidend war und dauernd hungerte. Er eignete sich nicht einmal für die Akquisition von Kunden, da er an Platzangst litt. Wortführer war er nur, wenn er gute Bekannte um sich sah oder wenn er wußte, daß die Zuhörer, wie dies im Männerheim der Fall war, sein geistiges Niveau nicht überragten.

Die Version, daß Hitler, ehe er nach Wien kam, die Malschule Professor Grübners in München besuchte, ist unrichtig, da er nicht über die Mittel verfügte, um eine teure, private Malschule zu frequentieren, und auch seine Mutter ihn nicht unterstützen konnte, deren Pension kaum ausreichte, die Ärztespesen und Medikamente zu bezahlen.

[136] Ob der fanatische Haß Hitlers gegen das Judentum und seine Repräsentanten psychologisch damit erklärt werden kann, daß ihre materielle und gesellschaftliche Besserstellung seinen Neid erregten und er auch in seinen beiden ersten Liebesepisoden mit Grete und Gelly stets Juden zu Rivalen hatte, vermag ich nicht zu entscheiden, doch halte ich es für durchaus möglich, daß auch rein erotische Komplexe hiebei von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein mochten.

Hitler sprach mich als Reichskanzler weiterhin mit „Du“ an, welche Anrede auch ich ihm gegenüber beibehielt, während ich mich im brieflichen Verkehr des formellen „Sie“ bediente.



Unmittelbar nach seinem Einzug in Wien lud er mich ein, ein hohes Amt in der Regierung zu übernehmen, das ich jedoch unter Hinweis auf meine berufliche Inanspruchnahme und mit der Begründung ablehnte, daß ich von Politik nichts verstehe. Als ich später meine Meinung offen äußerte, zugunsten zum Tode verurteilter Personen und für die Gründung der Vereinten Staaten Europas, sowie für eine würdige Behandlung Österreichs und eine vernünftige, alle Teile befriedigende Lösung der Kirchen- und Judenfrage eintrat, fiel ich in Ungnade und machte mehrmals die unliebsame Bekanntschaft mit der Gestapo in

Wien und Berlin. Ich würde mich jedoch selbst Lügen strafen, wollte ich verschweigen, daß ich kurze Zeit hindurch geneigt war, seine absurden antisemitischen Streiche als Jugenddummheiten abzutun. Ich war der zuversichtlichen Hoffnung, daß sein einmaliger Aufstieg zur geschichtlichen Größe im gleichen Ausmaß auch sein Verantwortungsbewußtsein [137] steigern würde, und nahm an, daß er als Führer des deutschen Volkes nichts unternehmen würde, was mit dem Ansehen des Reiches und seiner großen, glorreichen Vergangenheit in Widerspruch geraten könnte.

II. Teil

Die Tragödie Österreichs

„Das, was ist, zu begreifen, ist nicht schwer. Aber wie es gekommen ist...“

Grillparzer.

Österreich nach dem Weltkrieg 1914/18

(Zertrümmerung der Wirtschaftseinheit im Donaubecken. Nationalismus. Zollschranken. Wirtschaftsnot. Arbeitslosigkeit. Linzer Programm. Heimwehren.)

Die österreichisch-ungarische Monarchie, seit Jahrhunderten dazu berufen Europas Kultur zu schützen, war eine Großmacht, auf deren Gebiet, mit einer Ausdehnung von 670'000 Quadratkilometer, zehn Nationen, mit einer Gesamteinwohnerzahl von 53 Millionen Menschen, in 17 verschiedenen Kronländern lebten. Von der Natur mit einem günstigen Klima, mit reichen Bodenschätzen und großer Fruchtbarkeit im Donaubecken gesegnet, im Besitze zahlreicher Flüsse und Seen, die den Warentransport vom Erzeuger zum Verbraucher rasch und billig vermittelten, war Österreich autark. Diesem Geschenk der Natur verdankte Österreich-Ungarn die bedeutende Entwicklung im Bergbau, das Entstehen seiner ausgedehnten Industrien, sowohl in Textilien und Metallen als auch in der Verarbeitung von Holz, Leder, Papier und Glas in den großen Fabriken in Wien, Budapest und Prag. Mit dieser Erzeugung

war ein blühender Handel verbunden, dem, unterstützt durch ein ausgebildetes Bankensystem, nicht nur der eigene, innere Absatzmarkt, sondern ganz Europa offen stand. In der Produktion von Nahrungs- und Genußmitteln, insbesondere in der Brauindustrie [142] und im Tabakanbau, stand Österreich sogar an der Spitze der kontinentalen Länder.

Seine Einwohner gehörten im wesentlichen den drei großen Rassen der Germanen, Slawen und Romanen an. So waren Deutsche, Tschechen, Slowaken, Polen, Ruthenen, Slowenen, Kroaten, Serben, Italiener und Ungarn eng miteinander verbunden, bis im vorigen Jahrhundert das Nationalitätenprinzip, das für jede Nation einen eigenen Staat forderte, zum Durchbruch gelangte, und der Streit zwischen Tschechen und Deutschen, dem sich später die italienische und serbische Irredenta hinzugesellte, die friedlichen Grundfe-

sten der Monarchie erschütterte. Bisher war der österreichisch-ungarische Staat das klassische Vorbild einer Paneuropäischen Union, vergleichbar der Schweiz oder den U. S. A., in denen noch mehr Völkernationen zum gegenseitigen Nutzen vereinigt sind.

Nur zwölf Millionen Deutsche standen der übrigen Bevölkerung von 41 Millionen gegenüber. Aber sie besaßen die geistige Vorherrschaft, bis auch die Tschechen, Slowenen, Kroaten und Italiener ihre Forderungen auf politische und kulturelle Gleichberechtigung anmeldeten. Der Nationalitätenstreit, der die Monarchie erschütterte, führte schließlich zum Weltkrieg 1914–1918, den Österreich-Ungarn an der Seite Deutschlands durchfocht.

Der Friedensvertrag von St. Germain (1919) brachte den einzelnen Nationen der Monarchie entweder den Nationalstaat oder doch deren Eingliederung in solche, während den Deutschen Österreichs nur ein Gebiet von 84'000 Quadratkilometer mit 6'600'000 Einwohnern verblieb, von denen ein [143] Drittel auf Wien entfiel. Die große wirtschaftliche Einheit war zerschlagen. Die Industrien verloren ihre Rohstoffbasis und weiten Absatzgebiete. Die Produktion vieler Bedarfsgegenstände und der Bezug von Industrieartikeln aus den Nachbarländern, die sich sehr bald gegen das neue Österreich durch Zollschranken abschlossen, stieß auf unüberwindliche Hindernisse. Über drei Millionen Einzelgegenstände mußte Österreich bis zur Machtergreifung Hitlers, 1938, allein aus Deutschland einführen. Darunter wichtige chemische und technische Erzeugnisse, Arzneimittel und Bücher. Der hohe Markkurs verminderte überdies die Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie, da wir die Rohstoffe viel zu teuer beziehen mußten. Seine größten Elektrofirmen, Siemens-Schuckert, Siemens-Halske und die A. E. G., gerieten unter reichsdeutschen Einfluß, die optische, photographische und chemische Industrie Österreichs war bedeutungslos. Einzig die Pharmazie brachte es allmählich zu einer gewissen Selbständigkeit. Fast der gesamte Kunst- und Verlagsbuchhandel war im Reich konzentriert. Technische, medizinische, chemische und musikalische Werke waren, mit wenigen Ausnahmen, nur aus Deutschland erhältlich. Auch unsere Filmindustrie, die einen sehr beachtlichen Aufschwung in künstlerischer und technischer Hinsicht nahm, war nur lebensfähig, solange ihr der deutsche Markt offenstand.

Es ist keine Frage, Österreich stand nach dem Weltkrieg im Schatten der deutschen Industrie.

Hitler benützte später diese industrielle Überlegenheit zu einem harten Wirtschaftskrieg gegen

Österreich, aus dem es kein Entrinnen gab. Andere [144] Staaten außer Deutschland kamen aber als Großabnehmer für unsere Rohstoff-Exportgüter wieder nicht in Frage, so daß, abgesehen von allen anderen Hindernissen, für uns der Bezug der notwendigen Artikel aus diesen Ländern nicht denkbar war. Unseren Exportfirmen fehlten die Devisen und persönlichen Verbindungen. So brachte es die Zertrümmerung der Monarchie schließlich mit sich, daß unsere Arbeiter am Erzberg, in den Hüttenwerken und in den Fabriken, die Angestellten in den Industrien sowie die Holzknechte in den Alpenländern arbeitslos wurden.

Bis zur Machtergreifung Hitlers erwog man in Österreich, um sich aus dieser Zwangslage zu befreien, vielfach den Gedanken, unser Land zu „verschweizern“.

Aber von der Fremdenindustrie und den Salzburger Festspielen, so hoch letztere vom kulturellen Standpunkt aus auch zu werten sind, kann Österreich seine Einwohner nicht erhalten.

Zur Wirtschaftsnot und Arbeitslosigkeit kam noch die Geldentwertung, die im Frühjahr 1922 ihren Höhepunkt erreichte.

Dies war, in groben Umrissen, die wirtschaftliche Lage. Die heimkehrenden österreichischen Soldaten fanden zu Hause ausgehungerte Frauen und Kinder. Zur wirtschaftlichen Not gesellte sich die seelische: eine aussichtslose Zukunft, die Sinnlosigkeit aller Entbehrungen und Leiden eines verlorenen Krieges. Die Sterblichkeit nahm zu. Die Invaliden riefen die materielle Unterstützung des Staates an. Die Grippe und andere Seuchen rasten durchs Land und rafften hinweg, was der Tod unter Arbeitern und Bauern bisher [145] verschont hatte. Der Bürgerstand verlor sein Vermögen. Die Rentner wurden Bettler. Die wirtschaftliche Lage ließ das geistige Leben verarmen. Glücklicher, wer wenigstens auf seinen Bauernhof oder zu verwandten Bauern zurückkehren konnte, um nicht zu verhungern. Das Beamten- und Arbeiterheer in den Städten war der fürchterlichsten Not preisgegeben.

Dennoch gelang es damals, auch dieser Situation Herr zu werden und vorerst wenigstens das nackte Leben zu retten. Die größten Schwierigkeiten hatten die ehemaligen aktiven Offiziere zu überwinden, für die es nun keinen Beruf mehr gab und die als Beamte in der neuen Republik oder als Angestellte in den Industrien unterzukommen trachteten, während die Reserveoffiziere nur schwer wieder in ihre früheren, meist untergeordneten Stellen zurückfanden, da ihnen das Kommandieren und die Uniform immerhin einen gewissen Glanz verliehen hatte.

Die Arbeiterschaft, auf die Gründung der Republik stolz, wollte eine neue Gesellschaftsordnung aufbauen, sah sich aber in ihren Bestrebungen nach Sozialisierung und sozialen Maßnahmen, die im Linzer Programm ihren Ausdruck fanden, bald Strömungen gegenüber, die die Konsolidierung des neuen Staates gefährdeten. Sie schritt daher zur Gründung des bewaffneten „Republikanischen Schutzbundes“. Auf der weltanschaulichen Gegenseite entwickelten sich aus den freiwilligen Heimwehren, die sich ursprünglich den eindringenden Jugoslawen in Kärnten erfolg-

reich zum Kampfe gestellt hatten, die Heimatschutzverbände, in denen sich alle bürgerlichen Elemente, der abgeschaffte [146] Adel inbegriffen, sammelten, um sich dem „Bolschewismus“ und „Austromarxismus“ entgegenzustellen. Aber gerade den Sozialisten war die beispielhafte Sozialgesetzgebung, die Wiener Gemeindeverwaltung und der Bau von Wohnhäusern und Siedlungen zu verdanken, die uneingeschränkte Bewunderung fanden, und für deren Errichtung nicht Anleihen, sondern Steuergelder verwendet wurden.

Der Anschlußgedanke

(Wilsons 14 Punkte. Versäumte Gelegenheiten. Der Anschlußwille als Sonder-Bundesstaat. Karl Renner. Ignaz Seipel: „Alles für Deutschland — nichts gegen Deutschland.“ Schobers Zollunion. Dollfuß und Schuschnigg für die Unabhängigkeit Österreichs.)

Die Geschichte des Anschlußgedankens ist von maßgebender Bedeutung, um Hitlers Einzug in Österreich am 12. März 1938 zu verstehen.

Erinnern wir uns, daß am 8. Jänner 1918 der Präsident der Vereinigten Staaten Amerikas, Woodrow Wilson, seine berühmten 14 Punkte formulierte, deren Inhalt den Weltfrieden und den Völkerbund auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes aller Völker verhielt. Wie eine Heilandsbotschaft wurde die in den 14 Punkten übernommene feierliche Verpflichtung von den kämpfenden Truppen Österreichs und vom erschöpften Hinterland aufgenommen. Erhielt doch im Punkt X die österreichisch-ungarische Monarchie die Versicherung: „daß ihren Völkern, deren Platz unter den Nationen Amerika geschützt und gesichert zu sehen wünscht, die freieste Gelegenheit zur Entwicklung ihrer Autonomie gewährt werden müßte.“ Da es nach Wilsons Erklärung nun keinen Sieg mit Ländergewinn auf Kosten fremder Staaten gab, hatten die verschiedenen Nationalitäten mit Recht nach dem Kriegsziel gefragt, für das sie ihr Leben noch weiterhin opfern sollten. [148] Graf Czernin, der Außenminister Kaiser Karls, stellte ein sofortiges Friedensangebot an Wilson, das dieser im Kongreß am 11. Februar 1918 freundlich aufnahm. Aber das Deutschland Kaiser Wilhelms II., das noch immer auf ein siegreiches Ende hoffte und den Abfall Österreichs als Bundesgenossen wahrscheinlich noch mit einer militärischen Besetzung unseres Landes beantwortet hätte, ließ Monate verstreichen und unterband unsere Verhandlungen mit Amerika. Als der neue Außenminister Kaiser Karls, Baron Burian, erst wieder am 4. Oktober 1918 den Präsidenten Wil-

son um Waffenstillstand und Frieden für Österreich bat, erhielt er die niederschmetternde Antwort, daß der Punkt X in der seinerzeitigen Fassung für Österreich keine Geltung mehr besitze, da inzwischen die Tschecho-Slowaken gegen Österreich und Deutschland in den Kriegszustand eingetreten seien und Amerika auch die nationalen Aspirationen der Jugoslawen nach Freiheit anerkannt hätte. Als Kaiser Karl sah, daß die Tschechen für ihn verloren waren, bemühte er sich, wenigstens die anderen Nationen in seinem Staatengefüge zu erhalten. Aber auch die Ungarn, gleichfalls unter Berufung auf Wilsons 14 Punkte, zogen ihre Truppen aus der Front heraus, da sie nicht mehr bereit waren, für die Kriegsziele Deutschlands zu kämpfen. Immer bedrohlicher gestaltete sich das Geschick der Deutschen in Österreich. Den letzten verzweifelten Versuch unternahm Kaiser Karl. Er erklärte am 16. Oktober 1918 in einem Manifest, daß Österreich, dem Willen seiner Völker gemäß, ein Bundesstaat werden, in welchem jeder Volksstaat auf seinem Siedlungsgebiet sein eigenes [149] staatliches Gemeinwesen bilden solle. — Was die Regierungen Franz Josephs I. durch Jahrzehnte hindurch versäumten, nämlich den einzelnen Nationen, insbesondere den Tschechen, die Autonomie zu gewähren, kam jetzt leider zu spät.

In welcher Situation befanden sich damals die deutschen Staatsbürger der österreichisch-ungarischen Monarchie?

Dr. Viktor Adler, der von Freund und Feind geachtete Führer der österreichischen Sozialdemokratie, kleidete die Gefühle am 21. Oktober

1918 in der Vollversammlung der Abgeordneten der Deutschen in die schicksalsschweren Worte:

„Das deutsche Volk in Österreich soll einen eigenen, demokratischen Staat, seinen deutschen Volksstaat bilden, der vollkommen frei entscheiden soll, wie er seine Beziehungen zu den Nachbarvölkern, wie er seine Beziehungen zum Deutschen Reich regeln soll. Er soll sich zu den Nachbarvölkern zu einem freien Völkerbund vereinen, wenn die Völker dies wollen. Lehnen aber die anderen Völker eine solche Gemeinschaft ab oder wollen sie ihr nur unter Bedingungen zustimmen, die den wirtschaftlichen und nationalen Bedürfnissen des deutschen Volkes nicht entsprechen, dann wird der deutsch-österreichische Staat, der auf sich selbst gestellt kein wirtschaftlich entwicklungsfähiges Gebilde wäre, gezwungen sein, sich als ein Sonder-Bundesstaat dem Deutschen Reich anzuschließen. Wir verlangen für den deutsch-österreichischen Staat die volle Freiheit, zwischen diesen beiden möglichen Verbindungen zu wählen.“

Die übrigen Sprecher nahmen gleichfalls das [150] Selbstbestimmungsrecht der Völker für sich in Anspruch, worauf der gewählte Präsident Karl Seitz feierlich das Recht dieser Provisorischen Nationalversammlung verkündete: „den Grundstein für ein neues Deutsch-Österreich nach dem Willen seiner Bewohner zu legen.“ Über die Regierungsform selbst wurde vorerst noch nicht diskutiert.

Die Bildung selbständiger Staaten auf dem Boden der österreichisch-ungarischen Monarchie war in vollem Gange. Die Fronten lösten sich von selbst auf. Am 11. November 1918 dankte Kaiser Karl formell zwar nicht ab, sondern verzichtete nur auf die Teilnahme an den Regierungsgeschäften, wobei der die Staatsform Deutsch-Österreichs im voraus anerkannte.

Viktor Adler, der an diesem Tage gebrochenen Herzens starb, hatte den Anschluß an Deutschland in der Form eines Sonder-Bundesstaates gedacht und geplant. Im Gesetz vom 12. November 1918: „Über die Staats- und Regierungsform von Deutsch-Österreich“ wurde aber unser Land als eine demokratische Republik und im Artikel 2 bereits als „ein Bestandteil der Deutschen Republik“ proklamiert.

Welche Erwägungen waren damals für die Provisorische Nationalversammlung maßgebend, Deutsch-Österreich als einen Bestandteil in die Deutsche Republik einzugliedern? Wie nahm Deutschland selbst diesen Beschluß auf?

Am 9. November 1918 dankte der deutsche Kaiser Wilhelm II. ab. Man befürchtete, daß die nach der Abdankung in Deutschland entstandenen chaotischen Zustände auch auf Österreich über-

greifen könnten. Von allen Fronten eilten die [151] Soldaten nach Hause. Deutsche Beamte strömten in Massen mit ihren Familien aus den neugebildeten Nationalstaaten nach Wien, da diese die Erbschaft des alten Österreich weder „übernehmen noch dessen Schulden bezahlen wollten. Die Nachfolgestaaten schlossen sich offenkundig gegen uns ab, so daß Bündnisse mit ihnen gar nicht in Frage kamen. Ja, sie verhinderten die Lebensmitteltransporte nach Wien. So riefen sie den Hunger ins Land, den gefährlichsten politischen und sozialen Gegner. Die Not der Bevölkerung erreichte das denkbar größte Ausmaß.

Es war daher so natürlich wie naheliegend, daß man nur aus Deutschland, von dessen sozialistischen Parteien sich auch die österreichische Sozialdemokratie eine gewaltige Stärkung erhoffte, einige Hilfe erwartete. Aus diese Zuversicht wurde das obgenannte Gesetz vom 12. November 1918 beschlossen. Deutschland gab lange Zeit keine Antwort. Es hielt die praktische Durchführung der Eingliederung für verfrüht, da die Siegermächte diesen Gebietszuwachs, der sich durch den Anschluß ergeben hätte, auf keinen Fall sanktioniert hätten. So endete diese erste Etappe zum 12. März 1938, indem man zwar den **Anschlußwille**n in politischer und wirtschaftlicher Form aller Welt feierlich kundgab, das Wann und Wie der Verwirklichung hingegen vorläufig der Zukunft überließ.

Die zweite Etappe in der Anschlußfrage wird durch die Friedensverträge gekennzeichnet.

Staatskanzler Dr. Karl Renner, der schon vorher an der Gründung der Republik Deutsch-Österreich schöpferisch mitgearbeitet hatte, erhielt die [152] Vollmacht, die Republik bei der Friedenskonferenz zu vertreten. Am 12. Mai 1919 reiste die Delegation nach St. Germain en Laye ab und wurde dort vom Präsidenten der Friedenskonferenz, Clemenceau, verständigt, daß es keine mündlichen, sondern nur schriftliche Verhandlungen gäbe. Am 2. Juni wurde der Erste Teil, am 20. Juli der Zweite Teil des Vertrages überreicht. Aus dem Vertrag selbst entstand auf dem Boden der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie eine Reihe von kleinen souveränen Staaten. Deutsch-Österreich blieb mit seiner Riesenhauptstadt Wien nur ein kleines Gebiet und von großen deutschen Volksteilen (Südtirol, Sudetenland) abgetrennt. Im Artikel 88 des Friedensvertrages wurde uns unter dem Titel: *L'Indépendance de l'Autriche*“ jede Teilnahme an den Angelegenheiten einer anderen Macht untersagt, solange der Völkerbundsrat nicht zustimmt. Hiedurch war, wie schon aus der Überschrift zu ersehen ist, das Wort „Deutsch“ aus „Deutsch-

Österreich“ gestrichen. Uns blieb lediglich der geliebte Name. Deutschlands Besorgnis über einen Anschluß hatte sich erfüllt, denn im Artikel 80 des Friedensvertrages von Versailles wurde das Reich verpflichtet, die Unabhängigkeit Österreichs unter allen Umständen zu achten, die ohne Zustimmung des Völkerbundes nicht veräußert werden darf.

Amerika hat den Friedensvertrag nicht unterzeichnet, vielmehr seine Stimme dagegen erhoben und auch England die schwersten Bedenken geäußert. Wir mußten gemeinsam mit Deutschland die Schuld am Weltkrieg tragen. Somit war die Anschlußfrage in dieser zweiten Etappe klar und [153] eindeutig durch die Bestimmungen im Friedensvertrag und durch die Verfassung vom 1. Oktober 1920 „bereinigt“, in der „Österreich“ als demokratische Republik und als „Bundesstaat“ deklariert wurde.

Von diesem Zeitpunkte ab — es ist die dritte Etappe — ist der Anschlußgedanke wiederholt erörtert worden, hat aber in seinem Sinn eine merkliche Wandlung erfahren. Unter dem wirtschaftlichen Druck und den nationalen Aspirationen Jugoslawiens auf Kärnten haben zwar einige Bundesländer, wie Tirol, Salzburg, Kärnten und Steiermark, noch im Jahre 1921 Abstimmungskundgebungen mit einer großen Mehrheit für den Anschluß veranstaltet, die jedoch der Völkerbund, unter Androhung militärischer Intervention, verbot.

Am 31. Mai 1922 begann in Österreich die Ära Seipel, die, mit kurzen Unterbrechungen, bis Ostern 1929 dauerte. Auf die Rolle, die dieser große, österreichische Staatsmann in der Geschichte seines Landes spielte, kann nur in kürzester Form hier eingegangen werden. Dr. Seipel war in erster Linie Österreicher, der innig an die Zukunft seiner Heimat glaubte. In seiner Regierungserklärung vom 31. Mai 1922 stellte er zur Anschlußfrage fest, daß er allen Deklarationen, denen nicht alsbald die Tat folgen könnte, abhold sei. Er wußte, daß wir in natürlicher wirtschaftlicher Abhängigkeit von Deutschland stehen, welchen Umstand er aber nur als die Grundlage für ein gutes politisches Verhältnis bezeichnete. Im Genfer Protokoll vom 4. Oktober 1922, durch das Österreich die Völkerbundsanleihe erhielt, übernahm [154] Dr. Seipel die Verpflichtung, keine wirtschaftlichen Bindungen einzugehen, welche die Unabhängigkeit Österreichs beeinträchtigen könnten.

Vier Jahre später kam er neuerlich auf die Anschlußfrage zurück, als der bevorstehende Eintritt Deutschlands in den Völkerbund die allgemeine Befürchtung erweckte, daß das Reich selbst die

Frage des Anschlusses aufrollen würde. Er sagte: „Ohne daß Österreicher oder Deutsch sich bekämpfen, werden sie sich in aller Ruhe darüber aussprechen, ob der Anschluß notwendig oder wünschenswert ist.“ Sein Ausspruch:

„Alles für Deutschland — nichts gegen Deutschland“,

der so oft zitiert wurde, um seine Anschlußbereitschaft zu beweisen, hatte aber in Wahrheit einen staatsmännischen und keinen wörtlichen Sinn.

Der spätere Bundeskanzler und Polizeipräsident von Wien, Sr. Johannes Schober, hatte einen Plan für eine **Zoll-Union** zwischen Österreich und dem Deutschen Reiche ausgearbeitet, der am 21. März 1931 vom Kabinett Dr. Otto Ender veröffentlicht wurde. Der Plan wurde später vom Haager Ständigen Internationale Gerichtshof als unvereinbar mit dem Genfer Protokoll erklärt, aber gleichzeitig wurde festgestellt, daß er den Bestimmungen des Friedensvertrages nicht widerspräche.

Bis zum Regierungsantritt des Bundeskanzlers Dr. Engelbert Dollfuß haben alle österreichischen Regierungschefs immer wieder die Brüderlichkeit und Zusammengehörigkeit Österreichs mit dem Deutschen Reiche betont und auf verschiedenen [155] Gebieten als gedeihliche, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit angestrebt.

Auch Dr. Dollfuß hatte in seiner Regierungserklärung am 20. Mai 1932 Österreich einen deutschen Staat genannt, der sich der engsten Verbundenheit und Freundschaft mit dem Deutschen Reiche bewußt sei, einer Freundschaft, die berechtigte und verpflichtete.

Nach dem 31. Jänner 1933, als in Deutschland die Macht an Hitler übertragen wurde, geriet Dr. Dollfuß zwangsläufig in den Schatten des Reichskanzlers. Es war nun klar, auf welche Ziele Hitler, dessen Forderungen aus „Mein Kampf“ und aus dem Programm der NSDAP bereits bekannt waren, in erste Linie hinsteuern würde, um Großdeutschland zu schaffen und mit dessen Hilfe seine außenpolitischen Pläne zu verwirklichen. Daß dabei die Bestimmungen der beiden Friedensverträge, die Österreich und Deutschland in der Frage der Selbständigkeit und Unabhängigkeit Österreichs in gleicher Weise banden, fallen müßten, war nach dem Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund (14. Oktober 1933) nur noch eine Frage der Zeit.

Die Regierungen Dollfuß und Schuschnigg waren daher unausgesetzt bemüht, die **Unabhängigkeit Österreichs** durch eine Anzahl internationaler Bindungen und Zwischenverträge zu

sichern. Aber die deutsche Propaganda machte vor den Toren Österreichs nicht mehr halt. Sie erhob vielmehr die Anschlußfrage neuerdings zu einem Politikum ersten Ranges, mit dem sich auch die Signatarmächte seit 1933 dauernd zu beschäftigen [156] hatten. Dennoch lebte die Anschlußidee weiter, überwiegend im wirtschaftlichen Sinn.

Das im Friedensvertrag auferlegte Verbot des Anschlusses verwandelte sich allmählich in einen politisch freiwilligen Verzicht. Die Katholiken, Monarchisten, Juden, Freidenker aller Schattierungen, Sozialdemokraten usw. waren einheitlich gegen einen politischen Anschluß unter gleichzei-

tiger Preisgabe der Unabhängigkeit. Selbst die österreichischen Nationalsozialisten sprachen sich grundsätzlich gegen eine **Eingliederung** Österreichs in das Deutsche Reich aus. Sie erstrebten, bei einer starken wirtschaftlichen Bindung an Deutschland, die Behebung der Arbeitslosigkeit, die Beseitigung der merklichen Einflußnahme Italiens auf innerösterreichische Fragen und in erster Linie die Abschaffung der volksfremden Verfassung vom 1. Mai 1934. Alle diese Faktoren sind wohl nicht für die Tat Hitlers, wohl aber für die Ereignisse, die zum 12. März 1938 führten, von ausschlaggebender Bedeutung.

Die Republik Österreich bis zum Dollfuß-Regime

(Donauföderation. Habsburger-Monarchie für Kleine Entente und Italien Kriegsfall. Benesch „...lieber Hitler als Habsburg.“ Seipels Sanierungswerk. Brand des Justizpalastes. Innenpolitische Entspannung. Walter Riehl. Die Judenfrage.)

Die Sozialisten waren grundsätzlich für die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Österreichs im Sinne des Friedensvertrages und für die friedliche Zusammenarbeit mit allen europäischen Staaten. Die nach 1932 aufstrebenden und von Deutschland aus gelenkten österreichischen Nationalsozialisten verlangten den Anschluß, wenngleich in einem ganz anderen Sinne als ihre Gesinnungsgenossen im Reich (Deutsche Lösung), während die Heimwehren und bürgerlichen Parteien für die österreichisch-ungarisch-italienische Zusammenarbeit eintraten (Italienische Lösung), beziehungsweise einer *Donaukonföderation* das Wort redeten. Gegen alle Anschlußbestrebungen an Deutschland, auch in wirtschaftlicher Hinsicht, waren die Signatarmächte, als Großbritannien, Frankreich, Italien und die Kleine Entente. Einer Donaukonföderation stand Italien absolut feindlich gegenüber, da es darin das Wiedererstehen der Habsburger-Monarchie in neuer Form erblickte. Auch Deutschland lehnte diesen Plan ab, da durch dessen Verwirklichung seine Anschlußbestrebungen [158] vereitelt und seine Handelsbeziehungen im Donauraum ausgeschaltet worden wären.

Vor allem machte sich nach 1935 die Annäherung Deutschlands an Italien fühlbar, während die Innenpolitik Österreichs mit der Habsburger-Frage, die unter Dollfuß plötzlich auftauchte und vom Legitimisten Dr. Schuschnigg immer wieder erörtert wurde, die außenpolitische Lage nur noch mehr verwirrte. Die Kleine Entente bezeichnete im vorhinein die Rückkehr der Habsburger nach

Österreich und die unvermeidlich damit verbundenen und zu befürchtenden revisionistischen Bestrebungen gegen die neuen Nationalstaaten als Kriegsfall, in dem, „einem unausweichbaren Schicksal zufolge, Blut fließen müßte“. Aber auch Italien und besonders Deutschland widersetzten sich den Restaurationsabsichten in Österreich, und zwar aus den gleichen Gründen, die gegen eine Donaukonföderation ins Feld geführt wurden. Ja, es kam sogar so weit, daß Benesch, über die Alternative befragt, zwischen Habsburg und Hitler wählen zu müssen, sich für letzteren, als dem kleineren Übel, entschied. Auch der zwischen den Ländern der Kleinen Entente beabsichtigte Donaupakt zur Verwertung der Getreideüberschüsse im Donauraum verhielt Österreich die sichere Aufnahme, aber nur unter der Bedingung, daß es auf die legitimistische Habsburger-Propaganda endgültig verzichte. In diesem Gewirr innenpolitischer Absichten einerseits und den europäischen Einflüssen andererseits blieben Österreich nur zwei Möglichkeiten für eine erfolgversprechende Anlehnung und Stärkung übrig: Italien und Ungarn. Daß sich dabei, wie im Falle Italiens, eine merkliche Einflußnahme des Stärkeren [159] auf den Schwächeren nicht vermeiden ließ, lehrt jede Aktiengesellschaft und jede Freundschaft im menschlichen Leben. Zwischen den mächtigen europäischen Polen pendelte die österreichische Politik unentschlossen hin und her, bis sich Hitler, ungeachtet aller Beschwörungen, Versicherungen und Berufungen österreichischer Regierungsmitglieder und Appellredner der

Vaterländischen Front auf die staatliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die verschiedenen europäischen Kräfteverhältnisse im richtigen Augenblick zunutze machte, um Mussolini einfach umzublasen und Österreich wie ein Beutestück einzustreifen.

Nach dieser außenpolitischen Vorschau ist nun in den wesentlichsten Hauptzügen die Ära Seipel zu betrachten. Bundeskanzler **Dr. Ignaz Seipel** sah sich vor die übermenschliche Aufgabe gestellt, die Finanzen der Republik in Ordnung zu bringen, und nur seiner weitblickenden Einsicht war es zu verdanken, daß er den Staat vor dem völligen Chaos bewahrte. Der Wert der österreichischen Krone war in unaufhaltsamem Sinken. Um die Löhne und Gehälter bezahlen zu können, mußten immer neue Banknoten emittiert werden, wodurch zwangsläufig die Preise der Lebensmittel stiegen. Während sich die Staatsschuld bei Kriegsende auf 35,5 Milliarden Kronen belief, betrug der Notenumlauf der Österreichisch-Ungarischen Bank Ende 1919 bereits 53 Milliarden, um bis zum 1. Juli 1922 auf 549,6 Milliarden Kronen anzusteigen. Zudem hatte die Reparations-Kommission auf der Konferenz in Paris im März 1922 Österreich [160] und Ungarn eine gemeinsame Zahlung von sechs Milliarden Goldmark auferlegt.

Am 6. September 1922 hielt Dr. Seipel seine erste Rede vor der Versammlung des Völkerbundes in Genf, in der er die Not unserer Republik schilderte. Er verwies dabei in erster Linie auf den Wert der österreichischen Krone, die im Vergleich zu 100 Schweizer Franken am 1. Juli 1919: 567 Kronen, am 1. Juli 1920: 2'702 Kronen, am 1. Juli 1921: 12'200 Kronen und 1. Juli 1922: 360'000 Kronen betrug, während ein Laib Brot 6'600 Kronen und ein Kilogramm tschechische Kohle 700 Kronen in Wien kosteten. Der Kanzler begründete die schwere Verschuldung der Republik damit, daß sie Lasten auf sich nehmen mußte, die früher das ganze Reich, aus dem sie hervorgegangen sei, zu tragen hatte, und daß die unnatürliche Absperrung und die Einschränkung des Verkehrs und des Handels seitens der Nachbarstaaten mitverantwortlich daran seien. Dennoch glaubte er aber an Österreichs Lebensfähigkeit und bezeichnete als unverbrauchtes Kapital die großen, ungenügend ausgebauten Wasserkräfte, und als das wertvollste Gut: die geschickte, arbeitswillige Bevölkerung. Dr. Seipel erhielt ein Anleihen von 650 Millionen Goldkronen. So konnte er dann die Grundlage zur Stabilisierung der Währung legen, nachdem er sich im Genfer Protokoll verpflichten mußte, daß die Republik Österreich keine wirtschaftliche Bindung eingehen dürfe, welche ge-

eignet wäre, ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu gefährden. Tatsächlich stellte sich in der Folge auch der volle Erfolg der Sanierungsaktion ein, indem der Staatshaushalt 1923 einen Abgang [161] von 2'600 Millionen Kronen auswies, welcher 1924 bereits auf unter 1'000 Millionen Schilling herabsank.

Während bei den ersten Wahlen in der Republik Österreich am 10. Februar 1919 die Sozialdemokraten die überwiegende Mehrheit erzielten und trotzdem mit den Christlichsozialen eine Koalition eingingen, verschob sich das Kräfteverhältnis im Herbst 1920 zu Gunsten der bürgerlichen Parteien. Die Sozialdemokraten, die in Wien andauernd die Mehrzahl der Stimmen besaßen und die Gemeinde Wien in mustergültiger Weise verwalteten, die allein über 60'000 Volkswohnungen bauten, weigerten sich jedoch bis zur Auflösung des Parlamentes im März 1933 grundsätzlich, die Verantwortung in der Regierung mit zu übernehmen. Sie bewahrten aus taktischen Gründen eine oppositionelle Haltung. So kritisierten sie im Parlament Seipels Sanierungswerk, indem sie dem Bundeskanzler vorwarfen, er habe die Freiheit Österreichs durch die Aufnahme eines Finanzkontrollorganes in der Person des Völkerbund-Kommissärs Dr. Zimmermann an das Ausland verraten, und daß sein Sanierungswerk nur im Interesse der Besitzenden erfolge.

Die Sozialdemokraten sahen in den Auslandskrediten nur eine vorübergehende Hilfe, die keine dauernde, finanzielle Gesundung der österreichischen Wirtschaft versprach. Sie verlangten als Voraussetzung für die richtige Verwendung der erhaltenen Goldkredite die Sozialisierung der Großbetriebe und Banken.

[162] In die Ära Seipel fiel auch der *Brand des Justizpalastes* vom 15. Juli 1927. Nachdem angeklagte Heimwehrleute, die in Schattendorf zwei republikanische Schutzbündler erschossen hatten, vor dem Schwurgericht freigesprochen worden waren, bemächtigte sich der Arbeiterschaft eine ungeheure Erregung, die verantwortungslose Elemente dazu ausnützten, um den Justizpalast in Brand zu stecken, in dem aber weder das Urteil gefällt worden war, noch der Justizminister seinen Sitz hatte. Die unmittelbar darauf aufgeflammete kurze Revolte, die 97 Tote und einige hundert Verwundete erforderte, führte dann zu leidenschaftlichen parlamentarischen Kämpfen zwischen den Regierungsparteien und Sozialdemokraten. Den letzteren warf man vor, daß sie durch ihre Bestrebungen nach Errichtung der Diktatur des Proletariats den blutigen 15. Juli 1927 verschuldet hätten, während die Sozialdemokraten die Regierung und insbesondere die Polizei, an

deren Spitze damals der Polizeipräsident Dr. Schober stand, dafür verantwortlich machten.

Ich selbst war vor dem Justizpalast Augenzeuge und sah, wie gegen 9 Uhr vormittags einige junge Burschen das Hochparterre des Hauses erkletterten und bald aus den Fenstern Kruzifixe, Akten, Bilder und Schreibmaschinen herabwarfen, ohne daß die im Gebäude selbst stationierte Polizeiwache eingeschritten wäre, die mühelos die Eindringlinge überwältigen und Unterstützung anfordern hätte können. Zwei Aufforderungen zur Intervention, die ich an einen Wachebeamten richtete, der, gleich mir, die ganzen Vorgänge mitansah, [163] blieben ebenso erfolglos wie zwei Anrufe an die Polizeidirektion selbst. Es verging geraume Zeit, bis ein Lastwagen vor dem Justizpalast vorfuhr, aus dem randalierende Burschen und Weiber mit Benzinkannen herabsprangen und den Inhalt in die Parterreräume zu gießen begannen. Ich rief neuerlich die Polizeidirektion an, die mir entgegnete, „ohnedies Kenntnis davon zu besitzen“, und verständigte gleichzeitig auch die Feuerwehrzentrale, indes sich bereits eine große Menschenmenge, die nur aus Neugierigen bestand, angesammelt hatte. Es war nicht zu verwundern, daß die anrückende Feuerwehr nur mühsam in der Menge vorwärtskam, bis endlich Bürgermeister Karl Seitz, der auf einen Löschwagen stieg, durch sein persönliches Eingreifen, das begeistert begrüßt wurde, die Fahrbahn zum Brandobjekt freilegen konnte. Das Haus brannte bereits lichterloh, als endlich die Polizei mit einem großen Aufgebot berittener Wache erschien, in die Menge, die wild auseinanderstob, zu feuern begann. Es ist erwiesen, und die späteren parlamentarischen Untersuchungen haben die Richtigkeit der Annahme bestätigt, daß das rechtzeitig Eingreifen der Polizei nicht nur den Brand, sondern auch das Blutbad verhindert hätte. Das verzögerte Einschreiten erweckte bei mir den Eindruck, als wollte man der Heimwehr einen willkommenen Vorwand für ihren Kampf gegen den „Austromarxismus“ in die Hände spielen.

Als dann Dr. Seipel in der kritischen Parlamentsdebatte die Schuldtragenden, die er und die Regierungsparteien in den Reihen der Sozialdemokraten [164] suchten, „keine Milde“ in Aussicht stellte, übertrug diese Partei den parlamentarischen Kampf auf das kulturelle Gebiet, indem sie zu einem Massenaustritt aus der katholischen Kirche aufforderte. Sie wandte sich dann in leidenschaftlichem Haß gegen jede Regierungsvorlage, wodurch sie die Person des Bundeskanzlers Dr. Seipel treffen wollte, den sie als politischen Priester ablehnte und von nun an nur noch den „Prälaten ohne Milde“ nannte.

Die **innenpolitische Lage** begann sich zu verschärfen, da sich zwei Fronten abzeichneten, die, mit der Waffe in der Hand, bereit waren, für ihre Weltanschauung und ihre wirtschaftlichen Interessen einzutreten. Die Heimwehren, im Kampf gegen den Austromarxismus, und der Republikanische Schutzbund, im Kampf für die Erhaltung der sozialen Errungenschaften, nahmen gleicherweise für ihre Aufmärsche die Straße in Anspruch, so daß die innenpolitische Entwicklung zur Frage berechtigte: Quo vadis Austria? Der Einsicht aller Parteien war es schließlich zu danken, daß nach fast zweijährigen, harten, politischen Kämpfen der Waffenstillstand im Interesse der staatlichen Lebensnotwendigkeiten wirksam wurde.

Was den **Nationalsozialismus** betrifft, so spielte dieser in Österreich bis zum Regierungsantritt des Kabinetts Dr. Dollfuß, Mai 1932, überhaupt keine Rolle. In diesem Zeitpunkt war, nach der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten, die SA und das Tragen von Parteiuniformen in Deutschland noch verboten. Das Kabinett Dr. Brüning [165] stand unmittelbar vor dem Rücktritt, um der Regierung des Reichskanzlers Franz von Papen Platz zu machen, der erst Mitte August 1932 die Partei Adolf Hitlers zur Teilnahme an der Regierung einlud. Wohl bestand in Österreich schon seit Herbst 1926 die NSDAP als Gau 8 unter der Leitung des Wiener Rechtsanwaltes Dr. **Walter Riehl**. Allein seine Anhänger beschränkten sich darauf, das Programm der NSDAP, das Hitler am 24. Februar 1920 bei einer Parteiversammlung in München verkündet hatte, zu lesen. Die in den Punkten 11 bis 17 formulierten, anti-kapitalistischen Forderungen, wie: Verstaatlichung der vergesellschafteten Betriebe, Bodenreform durch Enteignung, Gewinnbeteiligung an Großbetrieben, Kommunalisierung der Großwarenhäuser, Abschaffung des arbeits- und mühe-losen Einkommens, Einziehung der Kriegsgewinne etc., hätten eigentlich in jeder kommunistischen Versammlung vorgetragen und diskutiert werden können. Die Nationalsozialisten studierten eifrig Hitlers Buch: „Mein Kampf“, besonders die auf Österreich und Wien bezugnehmenden Stellen. Ihr Kampf galt hauptsächlich dem **Wiener Judentum**, das einerseits von erbeingesessenen, bürgerlichen Geschlechtern repräsentiert wurde, andererseits aus sehr vielen Ostjuden bestand, die nach dem Weltkrieg besonders aus Polen, Ungarn und dem Balkan eingewandert waren und deren Assimilierung den bodenständigen Wiener Juden selbst weder erwünscht noch willkommen war. Auch der Sozialdemokratie machte man den Vorwurf, daß einige ihrer nam-

haften Führer dem Judentum angehörten [166] und daß diese Partei den eingewanderten Ostjuden nach dem Jahre 1918 großzügig das Wiener Bürgerrecht verschaffte. Den größten Anhang in der Partei des Dr. Riehl bildeten anfänglich junge Studenten, die, empört über die Verhältnisse in Wien, gemeinsam mit dem antisemitischen, christlichsozialen Bundesminister Dr. Emmerich Czermak auf eine Lösung der akuten Judenfrage drängten. Sie verwiesen darauf, daß der Prozentsatz der Juden bei den Rechtsanwälten 87 Prozent, bei den Ärzten 89 Prozent und bei den Journalisten sogar 95 Prozent betrage, und daß diese Vormachtstellung in den geistigen Berufen und in der gesamten Wirtschaft sowie beim Theater und Film unangenehm fühlbar sei.

Eine Verschärfung erfuhr die Lage der Juden in Wien, als **Major Fey**, damals Sicherheitsminister, nach den Unruhen im Februar 1934 in einer Rede erklärte, daß es eine Judenfrage nur für unpatriotische Elemente gäbe, die sich in das Schicksal Österreichs nicht einfügen könnten, während alle Juden, die auf vaterländischer Grundlage stehen und dem internationalen Irrwahn nicht nacheifern, nichts zu befürchten hätten. Naturgemäß förderten die Juden nach diesen Versprechungen den Dollfuß-Kurs und die Vaterländische Front und wurden im Kampf gegen die Nationalsozialisten unwillkürlich zu Stützen des Dollfuß-Regimes.

Die „Diktatur“ unter Dollfuß

(Weltwirtschaftskrise erschüttert Sanierungswerk Seipels und der Gemeinde Wien. Arbeitslosigkeit und Geldknappheit „meistert“ Hitler durch Aufrüstung. Dr. Dollfuß appelliert an den Völkerbund. Er setzt Nationalrat, später den Schutzbund, dann die Kommunistische Partei und Hitler-Bewegung schachmatt. Der Ständestaat. Der blutige 12. Februar 1934. Kommunisten und Sozialisten wechseln scharenweis zur NSDAP. Dollfuß' Ermordung.)

Der wirtschaftliche Aufschwung, der 1927 so verheißungsvoll einsetzte und bis 1929 andauerte, erwies sich als eine Scheinkonjunktur. 1930 begann die Zahl der Arbeitslosen stetig zu steigen, um anfangs Februar 1932 die Rekordziffer von 402'000 zu erreichen. Österreich wurde zwangsläufig in den Strudel der **Weltwirtschaftskrise** einbezogen. Auf der Suche nach Arbeit für meinen Betrieb^[CM18] fuhr ich ins Ausland. Ich kam zuerst nach Budapest und Bukarest. Aber es war unmöglich, ein Geschäft abzuschließen, da die Deutschen überall viel billiger offerierten, als ich es tun konnte. Die Arbeitslosigkeit war auch in Rumänien und Ungarn sehr groß, so daß man für österreichische Verhältnisse, in Anbetracht der eigenen Sorgen, kein Verständnis aufbrachte. Auch in Prag waren meine Bemühungen ergebnislos. Man befürchtete dort vielmehr den unausbleiblichen Anschluß Österreichs an das Reich, verspürte aber keine Lust, sich in die Angelegenheit einzumengen. In Paris bekundete [168] man allerdings reges Interesse für Österreichs Wirtschaft. Aber auch dort war kein Geschäft abzuschließen, da die Wirtschaftskrise auch in Frankreich um sich griff. Verhältnismäßig gute Arbeitsverhältnisse fand ich nur in Stockholm, weil die schwedische Industrie mit größeren Aufträgen für Sowjet-Rußland versorgt war. Rußland war damals der einzige Staat, der sich der Planwirtschaft

zugewendet hatte und mit dem Aufbau seiner Industrien, Städte und Wehrmacht vollauf beschäftigt war, weshalb es dort keine Arbeitslosen gab und sogar ein empfindlicher Mangel an Arbeitskräften herrschte.

Die ganze Welt wurde von der Krise erschüttert. Niemand wußte einen gangbaren Weg aus der Sackgasse. Man produzierte vorerst in Unmassen, denn man konnte durch die Massenproduktion viel höhere Gewinne erzielen. Aber jetzt fehlten die Käufer. So blieben die Waren liegen. Die Arbeiter wurden auf die Straße gesetzt, wodurch der Konsum aus Mangel an kaufkräftigen Abnehmern immer mehr zurückging. Die Autoindustrie der U. S. A. beschäftigte beispielsweise im Jahre 1929: 450'000, im Jahre 1932 aber nur noch 120'000 Arbeiter. Sie erzeugten 1929: 45'000'000 Tonnen Roheisen, 1932 aber nur noch 15'000'000 Tonnen. Diesem Totpunkt in der Weltwirtschaft konnte man mit normalen Mitteln nicht mehr beikommen. Man konnte das Geheimnis des Massenkonsums nicht lösen. Nachdem in allen Staaten ein Großteil der arbeitsfähigen Menschen die Arbeit verloren hatte, schien ein Ankurbeln der Wirtschaft praktisch unmöglich. Wozu hätte man produzieren sollen, wenn die Lager mit [169] Waren aller Art vollgestopft waren und die Masse infolge der Arbeits-

losigkeit und Geldknappheit als Käufer ohnedies nicht mehr in Frage kam.

Wie löste man dieses Problem? Deutschland wies nach 1933 den Weg: Aufrüstung der Armee! Damit wurde aber der Krieg vorbereitet.

Die Weltwirtschaftskrise spiegelte sich naturgemäß auch in der finanziellen Lage Österreichs. Der Handel stockte. Die Industrieproduktion begann zu sinken. Die Lebensmittelpreise stiegen. Das wirtschaftliche Einkommen erlitt auf allen Gebieten eine bedeutende Verminderung. Der Beamtenstand bei der Alpine-Montan AG reduzierte sich von 14'478 Angestellten im Jahre 1929 auf 6'818 Personen 1932. Die Handelsbilanz dieses Jahres wies allein aus Deutschland eine Einfuhr für 285 Millionen Schilling auf, der eine Ausfuhr für 137 Millionen Schilling gegenüberstand. Die Banken, die in der Inflationszeit mit Riesengewinn arbeiteten, verfielen in hemmungslose Spekulationen und gerieten gleichfalls in eine schwierige Situation.

1931 brach in Wien die **Credit-Anstalt** mit einem Gesamtverlust von 828 Millionen Schilling zusammen. Da der Staat einen Großteil der Industrien, der mit der genannten Bank finanziell eng liiert war, nicht einfach dem völligen Zusammenbruch preisgeben konnte, war er gezwungen, aus eigenen Mitteln die Bank zu stützen. Zu den laufenden Ausgaben und zum Zinsendienst für die Völkerbundanleihe (1922) gesellte sich nunmehr die Übernahme der staatlichen Haftung für die Schulden [170] der Credit-Anstalt den Auslandsgläubigern gegenüber. Das Budget des Staatshaushaltes Ende 1931 wies ein Defizit von 300 Millionen Schilling auf.

Mit diesen schweren finanziellen Sorgen belastet, übernahm **Dr. Dollfuß** am 29. Mai 1932 die Kanzlerschaft. Neuerlich drohte die österreichische Währung ins Uferlose zu stürzen. Der Schilling erlitt im Ausland bereits eine Entwertung von über 25 Prozent, und der wirtschaftliche Ruin für Österreich schien diesmal unaufhaltsam. Dr. Dollfuß tat einen Bittgang zum **Völkerbund** und unterzeichnete am 15. Juli 1932 das **Protokoll von Lausanne**, mit der fristgebundenen Verpflichtung, bis 1935 nichts zu unternehmen, was die Selbständigkeit oder Unabhängigkeit Österreichs gefährden könnte.

Anfangs 1933 kam es in der Hirtenberger Waffenaffäre, von der sozialdemokratischen Eisenbahnerorganisation aufgedeckt, zu einer scharfen Demarche Englands und Frankreichs, die ultimativ forderte, die angeblich aus Italien zur Reparatur nach Österreich verbrachten Waffen sofort an

den Absender zurückzuschicken. Die getroffenen Maßnahmen hätten durch eidliche Versicherungen bekräftigt werden sollen. Dr. Dollfuß gelang es, die Angelegenheit auf diplomatischem Wege zu bereinigen. In Wahrheit handelte es sich nämlich um den Transport von Waffen nach Italien, die Mussolini benötigte und die aus Witkowitz (Böhmen) [171] stammten, von wo sie über Österreich an die Niederlassung einer großen deutschen Firma in Rom verschoben wurden, wobei eine große Anzahl Gewehre hier im Lande verblieben.

Kaum war Hitler Ende Jänner 1933 zur Macht gelangt, ernannte er für Österreich einen Landesinspekteur, Theo Habicht, dessen Aufgabe es war, die NSDAP bei uns in Schwung zu bringen. Bis dahin sollte es aber noch ein schicksalsschweres Zwischenspiel für die Republik Österreich geben.

Die Maßnahme der Bundesbahnen, die Löhne und Gehälter ab 1. März 1933, in Anbetracht der schlechten finanziellen Einnahmen, in drei Monatsraten zur Auszahlung zu bringen, wurde mit einem Demonstrationsstreik beantwortet, der politische Weiterungen nach sich zog. In der Parlamentsdebatte am 4. März 1933, in der über die Behandlung der am Streik beteiligt gewesenen Eisenbahner beschlossen werden sollte, kam es zu einer Abstimmung, die der Regierung das wahre Kräfteverhältnis im Nationalrat, nämlich 80:81, deutlich vor Augen führte. Da über eine Frage der Abstimmung die Einigkeit zwischen den Parteien nicht zu erzielen war, traten die drei Präsidenten des Nationalrates: Dr. Ramek, Dr. Renner und Dr. Straffner zurück. Diese Gelegenheit benützte Dr. Dollfuß zu der Feststellung, daß der Nationalrat aktionsunfähig geworden sei und sich selbst aus dem politischen Leben ausgeschaltet hätte.

Die Empörung der Linkskreise über dieses Vorgehen des Regierungschefs war ungeheuer. Die Sozialdemokraten sahen die Freiheitsrechte des [172] Volkes, die ihm die Verfassung gewährleistete und auf die auch Dr. Dollfuß den Eid abgelegt hatte, gefährdet. Sie sahen die sozialen Errungenschaften der Arbeiter „mit Füßen getreten“ und warfen der Regierung, deren Mitglieder sich nur aus Christlichsozialen, Landbündlern und aus dem Heimatblock zusammensetzten, Diktaturlüste vor. Die Großdeutschen hingegen erklärten, daß eine klerikale, legitimistische Minderheit gegen das Volk regiere.

Aber Dr. Dollfuß ließ sich nicht beirren. Er setzte das Kriegswirtschaftliche Ermächtigungsgesetz, das am 24. Juli 1917 zu dem Zweck erlassen wurde, „um alle notwendigen Verfügungen auf dem Gebiete der Wirtschaft zur Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln auf die Dauer des Krieges treffen zu können“, in Kraft und

schuf damit die Grundlage für sämtliche künftigen Verordnungen der Bundesregierung, die damit ausnahmslos „den Makel der Illegalität“ trugen. Über diese Maßnahme der Regierung ergoß sich eine wahre Flut von juristischen Kommentaren, aus denen nur eine Meinung, wegen ihrer maßvollen Diktion, zitiert sei. Der bekannte Rechtslehrer Professor Dr. Layer schloß sein Rechtsgutachten wie folgt: *„Man kann vom Standpunkt des Verfassungsjuristen solche Verirrungen der Praxis nur bedauern, bedauern vom Standpunkt der Regierung, die zur Anwendung von Mitteln greift, die selbst gut gemeinten und an sich ersprießlichen Maßnahmen den Makel der Illegalität und Verfassungswidrigkeit aufdrücken, bedauern endlich vom Standpunkt einer gesetzestreuen und loyalen Bevölkerung, deren Vertrauen zur Verfassung, den [173] staatlichen Institutionen und der mit ihrer Durchführung betrauten Regierung auf das tiefste erschüttert wurde. Es ist weniger schlimm, wenn in einer schwierigen und krisenhaften Zeit eine mächtige Volksbewegung die starre Ordnung mit einem Schlage durchbricht und eine neue Ordnung an ihre Stelle setzt, die vielleicht nicht besser den Bedürfnissen des Volkes entspricht, als eine Kette von Gesetzes- und Verfassungsverletzungen, die nur schlecht mit Scheingründen verhüllt werden, deren Unaufrichtigkeit jeder denkende Staatsbürger durchschaut.“*

Der Großdeutsche Dr. Straffner, der als 3. Präsident des Nationalrates als Letzter seine Demission gab, berief, nach einem erfolglosen Appell an den Bundespräsidenten Miklas, den Nationalrat für den 15. März zu einer Sitzung ein. Der Zusammentritt des Hauses wurde jedoch im Auftrage des Bundeskanzlers Dr. Dollfuß mit Polizeigewalt verhindert.

Bald wurde es klar, wer hinter Dollfuß stand und ihn ermunterte, die Diktatur in Österreich zu etablieren. Vier Wochen später, am 31. März 1933, löste die Regierung den Republikanischen Schutzbund mit der Begründung auf, daß jede Gelegenheit benützt werden müßte, um den freidenkerischen Geist der Nachkriegszeit auszuschalten. Nach dem Umsturz hätte es den Sozialdemokraten nicht genügt, die öffentliche Verwaltung mit marxistischem Geist zu erfüllen. Sie mußten sich noch eine bewaffnete Schutzgarde schaffen, und der Brand des Justizpalastes hätte den Wienern deutlich bewiesen, auf welche Ziele der jüdisch-marxistische Geist zusteure. Die Auflösung des Schutzbundes, [174] der zirka 60'000 Mitglieder zählte, erfolgte aber erst, nachdem der Bundesführer des Heimatschutzes, Fürst Starhemberg, einige Tage vorher die Auflösung dieser bewaffneten Formation und die Abberufung der roten Gemeindeverwaltung Wiens in

ultimativer Form von Dollfuß verlangt hatte, indem er drohte, daß sich sonst der Weg des Heimatschutzes von jenem der Regierung trennen müßte. Deutlicher konnte man auch die Spezialdiktaturgelüste der Heimatwehr nicht zum Ausdruck bringen. Mussolinis Weizen blühte.

Als Antwort darauf verfügte der Landeshauptmann von Wien, Bürgermeister Karl Seitz, die Auflösung des Wiener Heimatschutzes, der damals unter der Führung des Majors Emil Fey stand. Dieser ergriff jedoch gegen diese Entscheidung den Rekurs an das Bundeskanzleramt, dem die Regierung selbstverständlich Folge gab. Die Festigung der „Diktatur“ unter gleichzeitiger Mißachtung der Verfassung und aller staatsbürgerlichen Rechte war nur mit Hilfe des bewaffneten Heimatschutzes gesichert. Auch die Gestalt des mächtigen Protektors des Heimatschutzes begann langsam aus dem Dunkel herauszutreten: Mussolini, mit dem Dr. Dollfuß vierzehn Tage später, anläßlich der Verhandlungen über ein zwischen Österreich und dem Vatikan abzuschließendes Konkordat, erstmalig in Rom zusammentraf.

Unmittelbar nach der Rückkehr des Bundeskanzlers aus Italien traf die Regierung politische und finanzielle Maßnahmen, die eine allgemeine Sanierung anstrebten, aber gleichzeitig auch deutlich gegen die Sozialdemokraten gerichtet waren, indem sie das Streikverbot erließ, eine 6–7prozentige [175] Kürzung der Gehälter bei den Bundesbahnen verfügte, der Gemeinde Wien die Lustbarkeitssteuer für die Bundestheater entzog und den Bezug der Arbeitslosenunterstützung auf die Höchstdauer von zwanzig Wochen herabsetzte. Die Stimmung in den Kreisen der Arbeiter und Angestellten wurde überdies durch eine Erklärung des Bundesministers für Heerwesen, Vaugoin, ungemein verschärft, der in einer Rede sagte, daß „das Bundesheer, wenn es nötig wäre, fest in seiner Hand sei.“

Der erste ernste Konflikt zwischen den Nationalsozialisten und der österreichischen Regierung entstand, als der Bayerische Justizminister, Dr. Frank, am 13. Mai 1933 nach Wien kam und ihm bei seiner Ankunft auf dem Flugfeld offiziell bedeutet wurde, daß sein Besuch der Regierung durchaus nicht erwünscht sei. Tags darauf forderte der taktvolle Gast in einer Rede in Graz die Anhänger der NSDAP zum offenen Widerstand gegen die Regierung auf. Dennoch erfolgte Ende Mai 1933 eine Fühlungnahme zwischen dem Bundeskanzler Dr. Dollfuß und dem „Landesinspekteur“ Habicht, der das Begehren stellte, der Kanzler solle unter Ausschaltung des Landbundes und des Heimatblocks zwei nationalsozialistische

Minister in die Regierung aufnehmen, Neuwahlen ausschreiben und nach den erfolgten Wahlen auch wieder die neue Regierung bilden. Dr. Dollfuß lehnte ab, worauf Deutschland den Reiseverkehr nach Österreich ab 1. Juni 1933 (1000-Mark-Sperre) einschränkte.

Nun begann der offene wirtschaftliche und [176] weltanschauliche Kampf auch zwischen Deutschland und der österreichischen Regierung, die — wie die letzte Abstimmung im Nationalrat bewies — nach Abzug der Stimmen für die Großdeutschen kaum 40 Prozent der Bevölkerung hinter sich hatte. Die Großdeutsche Volkspartei des Nationalrates schloß durch ihren Abgeordneten Dr. Foppa ein formelles Bündnis mit der NSDAP Österreichs, die sich nunmehr im Kampf gegen Dollfuß auch mit ehemaligen sozialdemokratischen Anhängern aufzufüllen begann. Bundesminister Vaugoin mußte in einer öffentlichen Versammlung den Nationalsozialisten den Vorwurf machen, daß sie, statt mit der Regierung gegen die Sozialdemokraten zu kämpfen, gerade auf ihrer Seite stünden. Als sich dann in ganz Österreich Sprengstoffattentate häuften, verbot die Regierung auf Grund des Kriegswirtschaftlichen Ermächtigungsgesetzes am 26. Mai 1933 die Kommunistische Partei und am 19. Juni die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (Hitler-Bewegung).

Nachdem Göring und Papen am 20. April 1933 bei Mussolini in Rom waren, hielt der Duce anfangs Juni, kaum daß ihn Dr. Dollfuß und Dr. Schuschnigg nach neuerlichen Besprechungen und nach Unterzeichnung des Konkordats am 5. Juni verließen, vor dem Senat eine Rede, in der er den beabsichtigten Abschluß eines **Viererpaktes** zwischen England, Frankreich, Deutschland und Italien mit dem Ziel des europäischen Friedens und der Abrüstung erörterte.

Mussolini versicherte, daß eine europäische [177] Politik ohne Deutschland nicht mehr zu machen sei. Hitler hätte seine Friedensabsichten wiederholt beteuert. Der Nationalsozialismus sei eine nationale und soziale Revolution und kein Staatsstreich gewesen und werde von 20 Millionen Deutschen getragen.

Beim dritten Besuch Dr. Dollfuß' bei Mussolini, Mitte August 1933, bestand der Duce auf der Erhaltung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit Österreichs. Er wünschte gleichzeitig, Österreich möge mit Deutschland bald wieder gute Beziehungen aufnehmen.

Auf dem anfangs September in Wien abgehaltenen Katholikentag versprach Dr. Dollfuß den Österreichern eine neue Verfassung, nämlich einen sozialen, christlichen, deutschen Staat auf

ständischer Grundlage unter autoritärer Führung, während der sozialdemokratische Parteivorstand gleichzeitig den schärfsten Kampf gegen den braunen und gegen den „Heimwehfaschismus“ ankündigte.

Außenpolitisch wurde die Welt in Furcht und Unruhe versetzt, als Deutschland am 16. Oktober 1933 aus dem Völkerbund austrat, weil man ihm bei der Abrüstungskonferenz die Gleichberechtigung mit den anderen Nationen versagt hatte. In Österreich, dessen Staatshaushalt bereits einen Schuldenstand von 1'718 Millionen Schilling auswies und dessen Fremdenverkehr allein im Jahre 1933 um 400'000 Personen abnahm, ging der politische Kampf der Parteien gegen die Regierung unter häufigen Sprengstoffanschlägen weiter, so daß anfangs November 1933 das Standrechtliche Verfahren wegen Mord, Brandstiftung, öffentlicher [178] Gewalttätigkeit und Beschädigung fremden Eigentums mit der Todesstrafe eingeführt wurde. Die Vollstreckung des ersten Todesurteils seit dem Bestehen der Republik blieb der Regierung Dollfuß am 14. Jänner 1934 vorbehalten.

Am 16. Jänner 1934 richtete die österreichische Bundesregierung an Deutschland eine Verbalnote mit der Feststellung, daß die österreichischen Nationalsozialisten, aufgemuntert von ihren Gesinnungsgenossen im Reich, einen wütenden Kampf gegen Dollfuß führen und daß überdies die deutsche Presse und der deutsche Rundfunk gegen die österreichische Regierung hetze. Von Neurath lehnte die Verantwortung seiner Regierung für alle Terrorakte in Österreich ab und begründete die Hetze in Deutschland mit dem Verhalten der Bundesregierung dem Reich gegenüber.

Unmittelbar darauf wurde die Erregung der Wiener Arbeiterschaft durch das Verbot des Verschleißes (öffentlichen Verkaufs) der „Arbeiterzeitung“, durch die Absetzung des Bürgermeisters von Wien Karl Seitz und aller Funktionäre, die in der Gemeinde mit den Angelegenheiten der öffentlichen Sicherheit betraut waren — eine Verfügung, die der neue Vizekanzler Emil Fey, als Leiter des Sicherheitsdienstes, getroffen hatte — sowie durch die Waffensuche beim aufgelösten Republikanischen Schutzbund und schließlich durch die Ernennung Dr. Richard Schmitz zum Bundeskommissär für Wien bis zur Siedehitze gesteigert.

In getreuer Befolgung des Korneuburger-Programms, dessen Ziel von der Heimatwehr eindeutig in der Parole formuliert war: „*Wir greifen [179] nach der Macht im Staate! Demokratie und Parlamentarismus lehnen wir ab! Wir beken-*

nen uns zu den Grundsätzen des Führerstaates!“ hielt Fey in Langenzersdorf bei Wien anlässlich einer Gefechtsübung am 11. Februar 1934 eine Ansprache, in der er sagte: „*Dollfuß ist der unsrige! Wir werden morgen an die Arbeit gehen und ganze Arbeit für unser Vaterland leisten, das nur uns Österreichern allein gehört.*“

Am 12. Februar 1934 unternahm die Polizei eine Waffensuche beim Republikanischen Schutzbund in Linz. Es kam dabei zu Unruhen. Gleichzeitig wurde in Wien der Generalstreik proklamiert, der zuerst im Gas- und Elektrizitätswerk zur Niederlegung der Arbeit führte. Die Schutzbündler und Arbeiter griffen zu den Waffen. Die Regierung setzte Bundesheer und Polizei ein, die vom Heimatschutz, unter dem Kommando Feys, unterstützt wurden. Im Verlauf blutiger Zusammenstöße wurde auf Arbeiterhäuser mit Granaten geschossen. Die Unruhen dehnten sich auf einige Industriezentren aus. Nach drei Tagen schlug die Regierung den Aufruhr nieder, in dem gegen 40'000 Schutzbündler im Kampf standen. Resultat: 297 Tote und über 800 Verwundete. Die Führer der Sozialdemokraten, darunter Dr. Renner, General Körner und Bürgermeister Seitz, wurden verhaftet, die sozialdemokratische Partei mit allen ihren kulturellen Einrichtungen und Genossenschaften aufgelöst und den Nationalräten ihre Mandate aberkannt.

Fey erklärte die Ursache der Unruhen damit, daß es in Österreich nur aus dem Grunde keine kommunistische Partei gäbe, weil sich die Sozialdemokraten [180] ihre umstürzlerischen Methoden und Ideen schon längst zu eigen gemacht hätten. Ihr Ziel sei die Diktatur des Proletariates, gegen die sich der Heimatschutz entwickelt hätte. Die Hochburg der Partei, das rote Wien, habe die Arbeiterhäuser nur aus strategischen Gründen erbaut und immer nur zum Klassenkampf gehetzt. Fey schloß seinen Bericht mit den Worten: „*Die Österreicher wollen eine starke Regierung unter autoritärer Führung.*“ Die Feststellung, wie viele und welche Österreicher eine solche Regierung in Wahrheit wollten, sowie die Erklärung, warum er und andere Heimatschutzführer nach dem Niederschlagen der Revolte von Mussolini mit hohen italienischen Orden ausgezeichnet wurden, blieb Fey den Neugierigen allerdings schuldig.

Die ins Ausland geflohenen Parteiführer, Dr. Julius Deutsch und Dr. Otto Bauer, erklärten Pressevertretern, daß mit Dollfuß durch Mittelspersonen wiederholt der Versuch gemacht worden sei, **eine Einheitsfront** gegen die Nationalsozialisten zu bilden, was aber stets am guten Willen der Regierung gescheitert sei. Die Nationalsozialisten hinwieder erhielten die Weisung: „*Gewehr bei*

Fuß im Arbeiterkampf! Wir werden selbständig gegen die Regierung weiterkämpfen!“

Der Justizminister im Kabinett Dollfuß, Dr. Schuschnigg, hielt es für zeitgemäß, einen Beitrag zur inneren Befriedung dadurch zu leisten, daß er in einer Rede in Innsbruck die **Aufhebung der Habsburggesetze** verlangte, durch die das kaiserliche Vermögen seinerzeit an [181] die Republik Österreich fiel, und die Kleine Entente mit der Erklärung herausforderte, daß der Friedensvertrag eigentlich keine Bestimmung über die Staats- und Regierungsform Österreichs enthalte.

Am 17. März 1934 wurden in Rom, unter Mitwirkung Italiens, Österreichs und Ungarns, die „**Römischen Protokolle**“ unterzeichnet, welche die Selbständigkeit der vertragsschließenden Teile sowie die Abstimmung der Außenpolitik in allen gemeinsamen Fragen dekretierten und die wirtschaftlichen Beziehungen zueinander regelten.

Endlich am 1. Mai 1934 erschien die lang erwartete neue Bundesverfassung, welche die Regierung von einer durch Dr. Dollfuß für den 30. April einberufenen Nationalratssitzung gesetzwidrig beschließen ließ. Bei dieser Sitzung fehlten jedoch die 71 sozialdemokratischen Nationalräte, denen die Mandate aberkannt worden waren und die zum Teil im Gefängnis saßen. Dr. Dollfuß hatte — nach seinem eigenen Bekenntnis — absichtlich den 1. Mai, der „sonst der Kampftag des proletarischen Klassenwahns war“, für die Kundmachung der neuen Verfassung gewählt, die mit den Worten anhebt:

„Im Namen Gottes, des Allmächtigen, von dem alles Recht ausgeht, erhält das österreichische Volk für seinen christlichen, deutschen Bundesstaat auf **ständischer** Grundlage diese Verfassung.“

Die neue Verfassung stützte sich auf die Enzyklika: „*Rerum Novarum*“ des Papstes Leo XIII., der darin eine Lösung der sozialen Frage versuchte, [182] sowie auf die Enzyklika: „*Quadragesimo Anno*“ des Papstes Pius XI., der die Grundlagen einer neuen Gesellschaftsordnung in der **berufsständischen Gliederung** erblickte.

Von nun an gab es also keine Republik Österreich mehr, keinen Nationalrat, keine Wahlen durch das berufene Volk, keine politischen Parteien, sondern nur noch die Vaterländische Front.

Vom 14. bis 16. Juni 1934 stattete Hitler seinen ersten Besuch dem Duce in Venedig ab. Mussolini setzte in diese Zusammenkunft große Erwartungen. Er empfing daher Hitler auf dem Flugplatz am Lido in besonders feierlicher Weise. Der erste Eindruck, den jedoch Hitler, der in einem

Covercoat aus dem Flugzeug stieg, auf ihn machte, war ein ausgesprochen unsympathischer, „antipatico“, wie Mussolini zu seiner Umgebung äußerte. Das österreichische Problem wurde unter vier Augen, während einer Motorbootfahrt in die Lagunen, erörtert. Als Hitler von Mussolini die Zustimmung zum Anschluß Österreichs an Deutschland begehrte, erhielt er vom Duce, dessen Einstellung im vorhinein durch die „Römischen Protokolle“ festgelegt war, eine so dezidierte Antwort, daß er sich zur sofortigen Abreise entschloß, von der ihn sein Außenminister v. Neurath nur mit größter Mühe zurückhalten konnte. Das Ergebnis des ersten Besuches Hitlers in Italien bildete für den deutschen Reichskanzler keinen Erfolg.

[183] In Österreich waren die Arbeiter nach der Zertrümmerung ihrer Organisation, der Gewerkschaften, Volkshochschulen und Touristenvereine, deren gesamtes Vermögen vom Staat eingezogen war, politisch obdachlos. Das Blut, das in den Februartagen vergossen wurde, förderte aber auch nicht eine Versöhnung. Die Gemeinde Wien, durch fünfzehn Jahre von den Sozialdemokraten mustergültig verwaltet, hatte ein großzügiges Arbeitsbeschaffungsprogramm verwirklicht. Sie hinterließ zur schweren Enttäuschung der Regierung keine Schulden, während Dollfuß nicht wußte, wie er bei den hohen Kosten für das erhöhte Polizei- und Sicherheitswesen, die sein Regime erforderte, und angesichts der Weltwirtschaftskrise die Staatsfinanzen in Ordnung bringen sollte. Deshalb mußte er eine neue Last auf die Bevölkerung wälzen: die Sicherheitssteuer. Die günstige Gelegenheit benützten die Heimwehrführer, um die wichtigsten Posten in den Ämtern zu besetzen, indes sich die Konzentrationslager mit Sozialisten und Nationalsozialisten füllten. Das Standrecht war in Permanenz tätig. Gewerbeentziehungen und Konfiskationen des Vermögens erfolgten schon auf Grund des bloßen Verdachtes einer oppositionellen Haltung oder Einstellung. Viele Anhänger der Sozialdemokraten und Kommunisten zweifelten an der Wiedererhebung ihrer Partei und an den sozialistischen Gewerkschaften, weshalb sie, um den Kampf gegen die Regierung wirksam fortzusetzen, offen in das Lager der NSDAP übergangen, die nun trotz ihres Verbotes einen starken, demonstrativen Zuzug erhielt.

Am 24. Juli 1934 tagte das Wiener Standgericht. [184] Angeklagt waren diesmal zwei sozialdemokratische Schutzbündler, Josef Gerl und Rudolf Anzböck, die einen Sprengstoffanschlag gegen die Donauuferbahn ausgeführt hatten. Der Prozeß, der einen Tag vor dem Tode des Bundes-

kanzlers Dr. Dollfuß durchgeführt wurde, ist besonders durch die Aussage des Angeklagten Gerl aufschlußreich. Vorsitzender: „Wozu haben Sie das Ammonit erhalten?“ Angeklagter: „Um einen Terrorakt zu begehen!“ Vorsitzender: „Gegen wen?“ Angeklagter: „Einen Terrorakt gegen die Regierung.“ Vorsitzender: „Warum sollten Sie einen Terrorakt gegen die Regierung begehen?“ Angeklagter: „Weil die Regierung das Volk versklavt.“ Vorsitzender: „Also Herr Gerl erklärt, die Regierung versklave das Volk!“ Angeklagter: „Und weil sie die Arbeiterschaft unterdrückt.“ Vorsitzender: „Hat Sie die Regierung unterdrückt?“ Angeklagter: „Jawohl! Es ist nicht einmal ein freies Wort erlaubt.“ Vorsitzender: „Diese freien Worte sind auch hier nicht erlaubt! So ein Kerl mit 20 Jahren hat ruhig zu sein!“ Vorsitzender: „Wenn es Ihnen in diesem Staate nicht gefällt, warum sind Sie dann aus der Tschechoslowakei hierher zurückgekehrt?“ Angeklagter: „Weil Österreich meine Heimat ist.“ Verteidiger: „War Ihnen bewußt, daß auf solche Verbrechen die Todesstrafe steht?“ Angeklagter: „Gewiß!“ Verteidiger: „Wie konnten Sie sich trotzdem entschließen, Ihr Leben zu riskieren?“ Angeklagter: „Meine Idee stand mir höher als mein Leben.“ Verteidiger: „War Ihnen bekannt, daß die sozialdemokratische Partei zeit ihres Bestehens jede Gewaltpolitik entschieden ablehnte und die Gewaltmethode der Nationalsozialisten [185] verdammt?“ Angeklagter (achselzuckend): „Mir sind die Nazi sympathischer als die Regierung.“ Verteidiger: „Aber bei Ihrer politischen Einstellung konnten Sie sich doch mit solchen Attentaten nicht befassen!“ Angeklagter: „Ich bin nicht mehr so fest im Lager der sozialdemokratischen Partei und sympathisiere schon mit den Nationalsozialisten.“ — Beide Angeklagte wurden zum Tode durch den Strang verurteilt, Anzböck zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. Das Urteil an Josef Gerl wurde jedoch nach Ablehnung seines Gnadengesuches in den Abendstunden des 24. Juli 1934 vollstreckt, obwohl man den Bundespräsidenten und Dr. Dollfuß gebeten hatte, vom Vollzug abzustehen. 24 Stunden später sollte sich der unbarmherzige Tod ein anderes Opfer holen...

Am 26. Juli hätte Dr. Dollfuß zu seiner Gattin fahren sollen, die mit den beiden Kindern als Gast der Familie Mussolini in Riccione weilte. Am 25. Juli gegen 1 Uhr mittags drangen einige Angehörige der SS-Standarte 89 in Uniformen des Bundesheeres und der Polizei in das Bundeskanzleramt ein, während ein anderer Trupp das Radiosendegebäude in der Johannesgasse besetzte und dort die Funkmeldung erzwang, daß Minister Dr. Rintelen die Regierungsgeschäfte übernommen

habe. Dr. Dollfuß wurde im Bundeskanzleramt von einem der eindringenden Rebellen, Planetta, angeschossen und schwer verletzt. In der späteren Gerichtsverhandlung hatte der Täter jede Mordabsicht in Abrede gestellt. Unter Verweigerung

des ärztlichen und priesterlichen Beistande ließ man [186] den Bundeskanzler verbluten, dessen letzte Worte ein Gruß an seine Familie und die Bitte waren, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden und Frieden zu machen.

Fortsetzung des Dollfuß-Regimes unter Schuschnigg

(Mussolini besetzt den Brenner. 6'000 Naziverdächtige in Anhaltelagern. Rom, Paris und London passiv. Erweiterung der „Römischen Protokolle“. Verhängnisvolles Eherecht. Die Habsburger-Frage. Schuschnigg rechtfertigt vor dem Völkerbund den Ständestaat. Ermordung König Alexander I. Wehrpflicht in Deutschland. Konferenz von Stresa. Garantieerklärung der Großmächte für Österreich. Mussolini überfällt im Oktober 1935 Abessinien. 7. März 1936: Remilitarisierung des Rheinlandes. Äthiopien besiegt. Schuschnigg zwingt alle fünf Wehrverbände in die Frontmiliz — ein schwerer taktischer Fehler. Der „Deutsche Friede“ vom 11. Juli 1936 — ein „jüdischer Dreh“ Hitlers. Glaise-Horstenau und Guido Schmidt in der Regierung. Außenpolitische Aspekte. Das „Siebener-Komitee“. Verzweifelte Wirtschaftslage.)

Sofort nach Erhalt der Nachricht vom Tode des Bundeskanzlers Dr. Dollfuß besetzte Italien mit Truppen und Luftstreitkräften den Brenner und die Grenzstation Tarvis, um gegen alle Eventualitäten eines deutschen Einmarsches in Österreich gesicherte zu sein und die österreichische Unabhängigkeit, wenn nötig mit den Waffen, zu beschützen, um so mehr, als an verschiedenen Orten Steiermarks und Kärntens nationalsozialistische Unruhen aufflammten und zu blutigen Zusammenstößen mit der Exekutive des Staates führten.

Die Teilnehmer an der Revolte im Bundeskanzleramt und in der Ravag wurden verhaftet, nachdem die Zusage des freien Geleites nach [188] Deutschland, die den Rebellen im Namen des auf Urlaub weilenden Bundespräsidenten Miklas vom Minister Neustädter-Stürmer gegeben worden war, durch den Tod des Bundeskanzlers keine bindende Verpflichtung mehr besaß. Für die Verurteilung der verhafteten Aufrührer wurde ein eigener Militärgerichtshof geschaffen, dessen erstes Todesurteil gegen Otto Planetta am 31. Juli 1934 gefällt und vollstreckt wurde. Viel beachtet wurde in diesem Gerichtsverfahren, in dem die Absicht der Aufrührer zu Tage trat, den Bundeskanzler Dr. Dollfuß und seine Regierung lediglich zum Rücktritt zu zwingen, die eigenartige Rolle, die **Emil Fey** in diesen Ereignissen spielte, der im Zeitpunkte des Attentats nicht mehr Vizekanzler, sondern nur noch Bundesminister war. Der Militärgerichtshof fällte in mehreren Städten Österreichs noch eine Reihe Todesurteile, die, wie in Wien, teils vollzogen, teils durch Gnadenakt in Kerkerstrafen umgewandelt wurden. Minister Dr. Rintelen wurde wegen Gutheißung und Förderung des Putsches, Mitte März 1935, zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Über 6'000 Naziverdächtige wurden im Zusammenhang mit der Revolte oder wegen ihrer politischen Haltung in die Kerker oder in Anhaltelager gebracht.

Der deutsche Gesandte in Wien, Dr. Rieth, der sich in Verhandlungen wegen des freien Geleites mit den Putschisten einließ, wurde von Berlin seines Postens enthoben, da er sich ohne Grund in eine innerösterreichische Frage eingemengt hatte. Tags darauf, am 26. Juli 1934, nach dem Beileid der Deutschen Reichsregierung und der Versicherung, daß keine deutsche Stelle mit dem [189] Putsch im Zusammenhang stünde, wurde **Franz von Papen** zum deutschen Gesandten in Wien mit der Aufgabe bestellt, zur Entspannung der Gesamtlage beizutragen.

Am 30. Juli 1934 wurde **Dr. Kurt von Schuschnigg**, der zuletzt im Kabinett Dollfuß Bundesminister für Unterricht war, vom Bundespräsidenten zum Bundeskanzler ernannt. Den Kurs, den die neue Regierung einzuhalten gewillt war, hatte der Vizekanzler Starhemberg in einer Rundfunkrede am 27. Juli, dem Tag vor der Beerdigung des verstorbenen Bundeskanzlers Dr. Dollfuß, klar und deutlich festgelegt, indem er sagte, daß die Regierung fest entschlossen sei, keinen Finger breit von dem Wege abzuweichen, den Dr. Dollfuß sie geführt habe, und daß sie es als ihre heiligste Pflicht betrachte, den Willen des toten Führers zu erfüllen und seiner Idee gegen die verschiedenen Spielarten des internationalen und national getarnten Bolschewismus zum Siege zu verhelfen.

Am 30. Juli 1934 erklärte der Außenminister Simon im englischen Unterhaus, daß die österreichische Regierung war neuerlich unter Überreichung von Material in Rom, Paris und London Beschwerde darüber führe, daß die deutsche Propaganda eine Reihe von Gewalttaten gegen die Regierung erkenne lasse, daß jedoch die englische Regierung nicht beabsichtige, sich in die inneren Verhältnisse Österreichs einzumengen. Der französische Ministerpräsident Flandin äußerte sich

zu den Juliereignissen: „Die Franzosen sind viel zu [190] intelligent, die Demütigungen einer Diktatur auf sich zu nehmen, die die Gefängnisse bevölkert, die Zungen lahmlegt und eine ganze Bevölkerung dazu verurteilt, in Schweigen und Angst zu leben.“

Am 2. August 1934 starb der deutsche Reichspräsident **Paul von Hindenburg**, dessen bisherige Befugnisse, laut Gesetz, auf den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler übergingen, der auch sofort die gesamte Wehrmacht auf sich als den Oberbefehlshaber vereidigen ließ. In der Volksabstimmung vom 19. August 1934 wurde Hitler mit 90 Prozent Ja-Stimmen als Staatsoberhaupt sanktioniert. Damit war er zum unumschränkten Herrn Deutschlands aufgestiegen.

Am 21. August 1934 machte Dr. Schuschnigg erstmalig als Bundeskanzler dem italienischen Regierungschef einen Besuch in Florenz, um sich für dessen tatkräftige Unterstützung im Kampfe um die Unabhängigkeit Österreichs anlässlich der Juliereignisse zu bedanken und um die Grundlagen der „Römischen Protokolle“ in wirtschaftlicher Hinsicht zu erweitern. Mussolini war auf Hitler böse. Dies waren vorläufig die wichtigsten außenpolitischen Ereignisse, die unmittelbar auf den Tod Dr. Dollfuß' folgten.

Weit schwieriger war es, das geistige Erbe des verbliebenen Kanzlers zu übernehmen, in dem sich viele Übelstände wie eine schleichende Krankheit [191] immer weiterschleppten. Ein großer Teil der österreichischen Bevölkerung hegte sogar die Hoffnung, daß der tragische Tod des Kanzlers Dollfuß wieder die Rückkehr zum verfassungsmäßigen Leben, nach dem wahren Willen des Volkes, zumindest aber die notwendige Befriedung und Versöhnung, wenigstens auf weltanschaulichem Gebiet, bringen würde.

Schon Ende 1932 brachte die Sozialdemokraten mit den Großdeutschen im Nationalrat einen Antrag auf Angleichung des österreichischen an das deutsche **Eherecht** ein, um endlich einen Zustand zu beseitigen, der seit vielen Jahren die größte Verwirrung und Unklarheit in ehe- und vermögensrechtliche Verhältnisse brachte. Nach österreichischem Recht war die Trennung einer katholisch geschlossenen Ehe, also die vollständige Auflösung der Ehegemeinschaft dem Bande nach, nur durch den Tod möglich. Ein von Tisch und Bett geschiedener Ehepartner konnte daher bei Lebzeiten des anderen katholischen Ehepartners keine neue Ehe eingehen. Im Jahre 1919 wurde vom sozialdemokratischen niederösterreichischen Landeshauptmann Sever (Sever-Ehen) und von

seinen späteren Nachfolgern geschiedenen Ehegatten die Nachsicht vom Ehehindernis des bestehenden Ehebandes erteilt, so daß auch Katholiken wieder eine Ehe schließen konnten. Diese blieb aber nur so lange gültig, bis sie nicht vom Gericht als ungültig erklärt wurde, was über Anzeige des anderen geschiedenen Ehepartners ohneweiteres und oft nur aus erpresserischen Gründen erfolgen konnte. Dr. Schuschnigg hat als Justizminister in der Nationalratsdebatte anfangs Jänner 1933 offen die [192] unklare und prekäre Rechtslage bei Dispensehen zugegeben, die besonders für die Frau, die einen geschiedenen Mann im Dispenswege heiratete, und für die rechtliche Stellung der Kinder aus dieser Ehe eintreten konnte.

Nach dem März 1933 wurden Dispense vom bestehenden Eheband nicht mehr erteilt, da die diesbezüglichen Agenden des Landeshauptmannes von Wien, der gleichzeitig der Bürgermeister der Stadt war, vom sozialdemokratischen Bürgermeister Seitz auf den christlichsozialen Bundeskommissär Dr. Schmitz übergingen. Auch nach der neuen Verfassung waren in den Konkordatsbestimmungen keine Veränderungen über das Eherecht vorgesehen, nur traten an die Stelle der staatlichen Ehehindernisse jene des **kanonischen** Rechtes, und über gewisse Fragen der Ungültigkeit einer Ehe hatten eigene **kirchliche!** Gerichtshöfe zu entscheiden! Mittelalter! So mußte der Ruf nach einer modernen Ehegesetzgebung, die alle Kulturstaaten Europas schon längst besaßen, neuerlich verstummen, wofür der einfache Mann nicht Schuschnigg, sondern die Religion selbst verantwortlich machte, so daß das Dollfuß-Schuschnigg-Regime der Kirche unendlich mehr geschadet als genützt hatte. Als daher eine neue Welle von Austritten aus der katholischen Kirche als politisches Kampfmittel einsetzte, erließ die Regierung sogar eine Verordnung, daß vor jedem beabsichtigten Austritt aus einer Religionsgemeinschaft zu prüfen sei, ob nicht beim Bewerber ein Geistes- oder Gemütszustand vorliege, der eine freie Überzeugung ausschließe!


[193] Seitdem Dr. Schuschnigg, wie bereits im vorigen Kapitel kurz erwähnt wurde, die **Habsburger-Frage** aufgerollt hatte und die Aufhebung der Habsburgergesetze mit der Begründung verlangte, daß die seinerzeitigen rechtlichen Voraussetzungen, wonach die Habsburger-Dynastie den Krieg verschuldet habe, im Laufe der Zeit als unzutreffend erkannt wurden und daß es sich daher bei der Rückerstattung des Vermögens nicht um eine politische Angelegenheit, sondern um ein Erfordernis des Rechtes handle, nahm dieses Problem bis zum März 1938 immer einen sehr breiten Spielraum in der Innenpolitik Öster-

reichs ein. Die kaiserliche Familie hatte auch bereits einen Bevollmächtigten in der Person Max von Hohenbergs, eines Sohnes des ermordeten Thronfolgers, Erzherzog Franz Ferdinand, bestellt. Die Rückkehr des Erzherzogs Eugen nach Österreich sowie der Aufenthalt der Erzherzogin Adelheid, der Schwester Ottos von Habsburg, zu Studienzwecken in Wien beunruhigte die Kleine Entente, um so mehr, als sehr viele Landgemeinden in Österreich Otto von Habsburg zu ihrem Ehrenbürger ernannten. Redner für den Restaurationsgedanken waren neben Dr. Schuschnigg — der sich wenigstens immer offen als Legitimist bekannt hatte — besonders der Gesandte Dr. Wiesner und Vizekanzler Starhemberg, als damaliger Bundesführer der Vaterländischen Front. Letzterer hatte sogar einmal die Behauptung aufgestellt, daß selbst die Sozialdemokraten und Kommunisten die Habsburger den Nationalsozialisten vorziehen würden. Erzherzog Eugen verkündete in einer Rede in Linz im Sommer 1936, daß das österreichische Volk bereits [194] im kommenden Herbst seinen Willen zu bekunden Gelegenheit haben würde und sich hoffentlich auch für das Herrscherhaus der Habsburger einsetzen werde. Es wurde bereits darauf verwiesen, welche geharnischten Proteste, verbunden mit unverhüllten Kriegsdrohungen, diese Propaganda in Prag und Belgrad auslöste. Selbst der offiziöse Sprecher Mussolinis, Virginio Gayda, ließ Schuschnigg im „Giornale d'Italia“ wissen, daß kein Akt in Italien vorhanden sei, der auch nur die Vermutung zulassen könnte, wonach Italien der Restauration der Habsburger günstig gegenüberstünde, und daß auch Mussolini keine neue Lage in Europa geschaffen zu sehen wünsche, welche die ungestörte Arbeit mit Deutschland beeinträchtigen könnte. Die Rückkehr der Habsburger müßte unbedingt eine dramatische Lage in Europa hervorrufen. Aber das Habsburgergesetz wurde vom Bundestag im Juli 1935 bereits beschlossen und der Kriegsgeschädigtenfonds, dem das kaiserliche Vermögen seinerzeit zufiel, aufgelöst! Die Zahl der im „Eisernen Ring“ zusammengefaßten Legitimisten soll angeblich über eine Million Mitglieder betragen haben, also ungefähr 15 Prozent der Bevölkerung.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse erfuhren bis Ende 1935 in Österreich keine Besserung. Die Zahl der Beamten, die 328'440 betrug, erforderte einen Kostenaufwand von 1'059 Millionen Schilling. Die Arbeitslosenziffer, die vom März 1934 bis Dezember 1935 von 340'700 auf 242'759 registrierte Personen herabsank, gibt kein richtiges [195] Bild von der Wirtschaft in Österreich, da nur die Unterstützten gezählt wurden, während

die Ausgesteuerten, deren Anzahl viel größer war, und jene Personen, die noch niemals eine Beschäftigung hatten, in der Statistik überhaupt nicht aufscheinen. Wohl hatte die Regierung für Arbeitsbeschaffung Sorge getragen. So wurde die Tauernbahn teilweise elektrifiziert, der Bau der Reichsbrücke in Angriff genommen und Straßen verbessert. Aber alle diese Arbeiten waren nicht einmal ein Tropfen auf einen heißen Stein.

In Wien bettelten alte und junge Männer und Frauen an allen Straßenecken. Es war auch unmöglich, für die österreichische Jugend eine Lehrstelle zu finden. Kaum der Schule entwachsene Mädchen trieb die Not in die Arme der Prostitution. Selbst Akademiker bekamen keine Anstellung, bestenfalls als Hilfsarbeiter. Einen jungen Diplom-Ingenieur namens Will mußte ich in meinem Betriebe als Nachtwächter unterbringen. Im Zuge der unvermeidlichen Sparmaßnahmen war ich später genötigt, den Nachtwächterposten aufzulassen und Ingenieur Will zu kündigen. Da er die Aussichtslosigkeit sah, in Österreich eine Anstellung zu bekommen und es für unmöglich hielt, jemals die akademische Laufbahn zu beschreiten, erschloß er sich. Ein tüchtiger Mensch, der mit Auszeichnung seine Prüfungen abgelegt hatte. Dies war kein Einzelschicksal, sondern eine Tragödie unter vielen.^[CM19]

Die österreichische Telephon- und Radioindustrie, die im Jahre 1926 noch 6'000 Arbeiter beschäftigte, wies Ende 1935 — als sich die Weltwirtschaftskrise voll auswirkte — nur noch 740 [196] aus. Österreich konnte nur noch 10 Prozent seiner Arbeiterschaft nach dem Stande von 1926 Arbeit bieten, zumal zu allem Elend die große Bautätigkeit der sozialdemokratischen Gemeindeverwaltung durch die Errichtung der Diktatur Dollfuß zwangsläufig  geschaltet wurde, obwohl gerade sie eine Schlüsselstellung für alle Gewerbe, Handwerker und Industrien bildete. Hiedurch steigerte sich die durch die Weltwirtschaftskrise entstandene Arbeitslosigkeit ins Unerträgliche, und auch im Lager der Christlichsozialen gab es so manche Volksvertreter und Priester, die mit dieser „Wirtschaft“ absolut nicht einverstanden waren.

Ich arbeitete daher ein Arbeitsbeschaffungsprogramm aus, das ich als damaliger Präsident des Telephontechnischen Vereins^[CM20] in Wien 1935 dem Bundesminister für Handel und Verkehr, Fritz Stockinger, überreichte. Ich empfahl den Ausbau der Wasserkräfte, die Erschließung der Zistersdorfer Ölquellen in großem Umfange, um Devisen einzusparen und die Verpflichtungen aus den beiden Völkerbundanleihen zu decken, sowie die Fortsetzung des unterbrochenen Wohn-



bau-Programms der Gemeinde Wien und die Gründung einer mächtigen Heilmittelindustrie. Dem möglichen Einwand, daß die Finanzierung dieses Vorhabens eine Inflation bedeuten würde, begegnete ich im vorhinein durch die Vorlage eines Planes, der diese produktiven Arbeiten im Wege des normalen Geldkreislaufes rechtfertigte.

Als ich in einer Vorsprache Minister Stockinger aufforderte, sich endlich einer positiven Arbeitspolitik zuzuwenden und ich ihn aufmerksam machte, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn [197] die arbeitslose Bevölkerung mit Neid auf das werktätige Deutschland und seinen Aufstieg hinübersähe, meinte der Minister, daß für solche Arbeiten derzeit kein Geld vorhanden wäre. Weder er noch die Regierung hätten Angst vor den Nazis oder vor dem Anschluß an Deutschland, da das Ausland diesen bestimmt verhindern würde. Meine Reden fände er übrigens im höchsten Grade „aufwieglerisch“. So sah bei uns die Betreuung der Volkswirtschaft aus!

Nach der Liquidierung des Dollfuß-Putsches, dessen geistige Urheber im Reich saßen, trat zwischen Hitler und Mussolini eine merkwürdige Entfremdung ein. Die persönliche Enttäuschung nach der ersten Zusammenkunft in Venedig, die Tatsache, daß sich fanatisierte Nationalsozialisten in Österreich bereit fanden, über Weisung deutscher Parteistellen einen Aufruhr ins Werk zu setzen, der Italien durch die Besetzung der Grenzen überdies noch Geld kostete, sowie der geneigte Heimatschutz, der, wenn nötig, einen neuerlichen Waffenschmuggel nach Italien sicher nicht unterbinden würde, ließen es vorerst Mussolini ratsam erscheinen, abermals die Initiative zugunsten der österreichischen Unabhängigkeit zu ergreifen.

Am 12. September 1934 erschien Dr. Schuschnigg erstmalig in der Völkerbundsversammlung, vor der er die Maßnahmen begründete, die zur Auflösung der Parteien in Österreich führten, deren hemmungsloser Propaganda, die sich nur in extrem [198] national und international eingestellten Gedankenrichtungen bewegte, ein Ende gesetzt werden mußte. Der Bundeskanzler verteidigte die neue Verfassung gegen den Vorwurf reaktionärer Tendenzen und meinte, daß in ihr vielmehr neue Formen staatlicher und gesellschaftlicher Gestaltung gesucht worden seien, die in echt moderner, demokratischer Form das politische Mitbestimmungsrecht des Volkes unter persönlicher, verantwortlicher, daher autoritärer Führung sichern, wobei er die Enzyklika „Quadragesimo Anno“ weitläufig erörterte. Österreich

sei überdies ein europäischer Kulturfaktor, dessen Unabhängigkeit erhalten bleiben müsse.

Am 27. September wurde von den Vertretern Großbritanniens, Frankreichs und Italiens eine Deklaration unterfertigt, in welcher die Notwendigkeit, die **Unabhängigkeit und Integrität Österreichs** gemäß den bestehenden Verträgen zu erhalten, abermals festgestellt wurde, ja, Mussolini erklärte sich sogar bereit, einen Akt zu unterzeichnen, der jeden Angriff auf die österreichische Unabhängigkeit als Kriegsfall festlegen sollte.

Diese Antwort an die deutsche Adresse ließ nichts zu wünschen übrig.

Da krachten am 9. Oktober 1934 die Schüsse in Marseille, die König Alexander der I. von Jugoslawien und den französischen Außenminister Barthou töteten und ganz Europa neuerdings in Unruhe versetzten, da die Fäden des Komplotts deutlich nach Italien wiesen. Es war kein Geheimnis, daß Mussolini, der seine territorialen Forderungen an Jugoslawien wegen der dalmatinischen [199] Küste nur aus politischen Gründen zeitweilig zurückgestellt hatte, die Gründung eines selbständigen Kroatien immer billigte und förderte. Die Führer der kroatischen Geheimorganisation „Ustascha“, Dr. Ante Pavelic und Eugen Cvaternik, auf deren Initiative der Mordanschlag zurückging, saßen in Turin, wurden aber trotz Frankreichs Verlangen nicht ausgeliefert. Mussolini benützte vielmehr in kluger Weise diese Gelegenheit, um an Frankreich, dem mächtigen Protektor Jugoslawiens in der Kleinen Entente, eine Annäherung zu suchen. Die Aufmerksamkeit der Welt war von Deutschland abgelenkt. Das Jahr 1934, in dem in Österreich so viel Bruderblut geflossen war, ging zu Ende.

Anfangs Jänner 1935 wurde zwischen dem französischen Außenminister **Pierre Laval** und Mussolini ein Nichteinmischungspakt besprochen, der bei einem Angriff auf die Unabhängigkeit und Integrität Österreichs eine gemeinsame Beratung mit Österreich über die zu treffenden Maßnahmen vorsah, dessen Zustandekommen auch die Besuche Dr. Schuschniggs in London und Paris dienten. Gleichzeitig gewährte aber auch Hitler, um nur nicht nachzustehen, dem bekannten Korrespondenten der Rothermere-Presse Mr. Ward Price ein Interview, in dem er ausführte, daß der Friede der innerste Wunsch des deutschen Volkes sei, und daß der einzige Gewinner bei einem Kriege nur der Bolschewismus sein könnte, gegen den er fünfzehn Jahre gekämpft hätte und dem er nicht auf diesem Umweg zur Macht in Europa verhelfen [200] wolle. Er erklärte sich bereit, mit allen Nachbarstaaten Nichtangriffs- oder Nicht-

einmischungspakte zu schließen, wie solche zwischen Laval und Mussolini bereits beabsichtigt seien.

Am 13. Jänner 1935 fand die Abstimmung und Rückgliederung der Saar in das Reich statt.

Am 16. März führte Hitler die **allgemeine Wehrpflicht in Deutschland** ein. Trotz der eklatanten Verletzung der Bestimmungen des Friedensvertrages fanden sich neun Tage später der englische Außenminister **Simon** und der Lordsiegelbewahrer **Eden** in Berlin ein und hatten mit Hitler Besprechungen über den Frieden, die europäische Sicherheit und die Abrüstung, wobei, trotz der Verschiedenheit der Standpunkte, scheinbar eine Annäherung zustande kam.

Die Verhandlungen über den Nichteinmischungspakt, dem auch Großbritannien beitrug, fanden ihren Abschluß im Ergebnis der Konferenz von Stresa am 13. April 1935, in der sich die drei Großmächte: Großbritannien, Frankreich und Italien im Punkt 3 zu einer gemeinsamen Beratung verpflichteten, falls die Unabhängigkeit Österreichs bedroht werden sollte. Zu den „Römischen Protokollen“ kam nunmehr eine neue **feierliche Garantieerklärung für Österreich** hinzu.

Hitler reagierte darauf erst am 21. Mai in seiner ersten, vielbeachteten außenpolitischen Rede vor dem Reichsrat, in welcher er nach scharfen Angriffen auf den Friedensvertrag von Versailles eine feierliche Friedensversicherung abgab. [201] Seine Ausführungen über Österreich, die ein Jahr später die Grundlagen für den „Deutschen Frieden“ zwischen Österreich und Deutschland bilden sollten, werden später einer genauen Betrachtung unterzogen.

Am 21. Juni 1935 wurde vor dem Völkerbund der Konflikt zwischen **Italien und Abessinien** erörtert, dessen Unabhängigkeit England, Frankreich und Italien in den Jahren 1906 und 1925 feierlich anerkannt hatten. Im Oktober 1935, als Mussolini unter der Verletzung des Kelloggpaktes und der Völkerbundsatzungen Abessinien überfiel, verhängte der Völkerbund die Sanktionen über Italien, an denen Deutschland, als lachender Dritter außerhalb des Völkerbundes, nicht teilnahm. Auch Österreich und Ungarn hielten sich mit der Begründung fern, daß sie Italien zur größten Dankbarkeit verpflichtet seien, was besonders in England höchste Verstimmung hervorrief.

Das gute, freundschaftliche Einvernehmen, das zwischen England, Frankreich und Italien noch bei der Konferenz in Stresa im April herrschte, war in offene Feindschaft verwandelt. Hitler wußte sogleich, auf welche Seite er sich schlagen mußte, als er Italien mit dem zur Kriegführung notwendigen Benzin versorgte.

Am 7. März 1936 erfolgte, in Ausnützung der europäischen Gesamtlage, durch einen kühnen Handstreich die **Remilitarisierung des Rheinlandes** durch Hitler, wodurch neben dem Krieg, den Mussolini in Afrika führte, ein Krieg in Europa in unmittelbare Nähe rückte. England [202] verzichtete jedoch im Vorhinein auf jede militärische Intervention und lud Deutschland ein, die Gründe für seine Maßnahmen dem Völkerbund bekanntzugeben. Hitler ließ dort erklären, daß Frankreich durch das Abkommen mit Sowjetrußland den Locarnopakt gebrochen hätte, da sich 275 Millionen Menschen, die stärksten Militärmächte der Welt, gegen Deutschland verbündeten, wodurch die russische Grenze auf Grund des Vertrags mit der Tschechoslowakei unmittelbar an die deutsche Grenze vorgeschoben worden sei.

Durch den Einmarsch italienischer Truppen in Addis-Abeba am 5. Mai 1936 war der Abessinien-Feldzug praktisch beendet, so daß bald darauf der englische Außenminister Eden — unter dem betrüblichen Eingeständnis, daß der Völkerbund völlig versagt und eine Niederlage erlitten hätte — die Aufhebung der Sanktionen empfahl, da es keine abessinische Regierung mehr gäbe. Mussolini hatte mit Hilfe Deutschlands sein römisches Imperium in Afrika gegründet. Anlässlich des Besuches des italienischen Außenministers Ciano in Berchtesgaden, der sich persönlich bei Hitler für die weitgehende Unterstützung zu bedanken und für seine aktive Mitwirkung gegen den Bolschewismus im spanischen Bürgerkrieg zu werben hatte, der Europa von neuem zu beunruhigen begann, anerkannte Hitler förmlich das neue Imperium und den König von Italien als Kaiser von Äthiopien. Österreich und Ungarn folgten, während sich England, Frankreich und Amerika bloß de facto mit der neuen Situation abfanden.

[203] Innenpolitisch hatte sich in Österreich die Lage im Jahre 1936 etwas beruhigt. Der Kampf gegen die Regierung wurde nicht mehr durch Sprengstoffe, sondern im stillen durch passive Resistenz, Obstruktion und Sabotage geführt. Am 1. April 1936 nahm der Bundestag ein Gesetz über die allgemeine Dienstpflicht an, zu dem der Bundeskanzler erklärte, daß es die Regierung offen lasse, für welche Zwecke der Staat die Erfüllung der Dienstpflicht in Anspruch nehmen wolle, ob mit oder ohne Waffe, ob für Wohlfahrtseinrichtungen oder zur Sicherung des Landes gegen eventuelle Feinde von innen und außen. Neben dem Bundesheer leistete sich das kleine Österreich nicht weniger als fünf große, bewaffnete, vaterländische Verbände, die schon im Oktober 1935 in einen einheitlichen Wehrver-

band: „Freiwilliger Miliz-Heimatschutz“ zusammengefaßt und Starhemberg unterstellt wurden.

Den Unterschied zwischen Bundesheer und Frontmiliz definierte einmal der Vizekanzler Baar-Barenfels dahin, daß das Bundesheer das Instrument jeder Regierung und Regierungsform, die Miliz jedoch der militante Träger des herrschenden Systems sei, wozu zu bemerken wäre, daß auch die Miliz aus staatlichen Mitteln und nur zum Teil aus Spenden erhalten wurde. Dieser Dualismus und der im verborgenen schleichende Rivalitätenkampf, der neben dem autoritären Bundeskanzler Dr. Schuschnigg noch von dem autoritären Führer der Wehrverbände und der Vaterländischen Front, Starhemberg, repräsentiert wurde, war auf die Dauer untragbar. Schuschnigg trachtete daher, die Auflösung aller Wehrverbände, mit deren heftigstem Widerstand er rechnen mußte, dadurch langsam [204] vorzubereiten, daß er die allgemeine Dienstpflcht anordnete und auch die Führung der Vaterländischen Front vorerst in seiner Person vereinigte.

Hiezu kam überdies noch ein wesentlicher Umstand, der neuerlich, nicht etwa die Unabhängigkeit, sondern gerade die Abhängigkeit Österreichs vom Spiel der außenpolitischen Kräfte bewies. Mussolini wollte unmittelbar nach Beendigung des Abessinien-Feldzuges mit Deutschland, das auch in der Spanien-Frage ein gemeinsames Vorgehen mit Italien erwarten ließ, ein enges Freundschaftsbündnis schließen, welcher Absicht jedoch die österreichische Frage hindernd im Wege stand, die daher zuerst gelöst werden mußte. Es war im vorhinein klar, daß Hitler nur dann zu einer vertraglichen Bereinigung aller schwebenden Fragen bereit war, wenn zumindest jene prominenten Österreicher aus dem öffentlichen Leben entfernt würden, die der Tätigkeit der Nationalsozialisten am feindseligsten gegenüberstanden. Mussolini verlangte also den Kopf Starhembergs, jenes Fürsten Starhemberg, der zwar in Österreich durch seine Reden sowohl bei der Arbeiterschaft als auch bei den Nationalsozialisten im gleichen Ausmaß verhaßt war, der aber seinerzeit dem italienischen Regierungschef in enger Zusammenarbeit so viele und wertvolle Dienste geleistet hatte. Am 13. Mai 1936 trennte sich Schuschnigg von Starhemberg und machte sich dessen Anhänger im Heimatschutz zu offenen Gegnern. Aber Staatsnotwendigkeit geht nun einmal dem Dank vor.

Dem Abschluß eines Vertrages zwischen Österreich und Deutschland stand nun, nach gepflogenen [205] Vorverhandlungen mit Personen der abseits stehenden nationalen Kreise, insbe-

sondere mit Dr. Glaise-Horstenau, nichts mehr im Wege.

Im Hinblick auf die ungeklärte europäische Lage und die Entwicklungsmöglichkeiten einer zukünftigen deutsch-italienischen Freundschaft drückte sich Hitler wissentlich um einen Vertrag mit Österreich und sanktionierte lediglich eine Vereinbarung, die am 11. Juli 1936 in einem gemeinsamen Communiqué bekanntgegeben wurde. Dieses enthielt bloß die Feststellung, daß die Regierungen Deutschlands und Österreichs beschlossen hätten, im Interesse des Friedens ihre Beziehungen wieder normal und freundschaftlich zu gestalten. Es umfaßte folgende drei Punkte:

1. „Im Sinne der Feststellungen des Führers und Reichskanzlers vom 21. Mai 1935 anerkennt die deutsche Regierung die volle Souveränität des Bundesstaates Österreich. —“

2. und 3. enthielt Bestimmungen über die innenpolitische Gestaltung, einschließlich der Frage des österreichischen Nationalsozialismus, und das Versprechen, sich weder mittelbar noch unmittelbar in die Angelegenheiten des anderen Staates einzumengen, sowie das Gelöbnis, daß durch dieses Übereinkommen die „Römischen Protokolle“ sowie die Stellung Österreichs zu Italien und Ungarn, als den Partnern dieser Protokolle, nicht berührt würden.

Gleichzeitig erfolgte eine Umbildung des österreichischen Kabinetts durch Aufnahme des Nationalen **Glaise-Horstenau** und Doktor [206] Guido Schmidt als Außenminister in die Regierung. Weiters eine allgemeine Amnestie, die Aufhebung der 1000-Mark-Sperre etc.

Die Freude über diesen „Deutschen Frieden“ war groß. Schuschnigg wechselte mit Hitler und Mussolini Telegramme und baute in der Folge auf diese Vereinbarung wie auf ein Fundamentum regni, ohne der Falle zu achten, die im kritischen Punkt 1 verborgen war. Wer hatte sich damals der Mühe unterzogen, in der Rede Hitlers vom 21. Mai 1935 nachzulesen, was er über Österreich gesagt hatte und auf welche Feststellungen er sich jetzt bei der Anerkennung der Souveränität Österreichs ausdrücklich berief? Da Mussolini dieses Abkommen bereits am 4. Juli zu Gesicht bekam und billigte, ohne gleichfalls die Hinterhältigkeit im Punkt 1 zu bemerken, wurde er bald darauf durch eine mir nahestehende Persönlichkeit, die mich selbst darauf aufmerksam gemacht hatte, davon in Kenntnis gesetzt, konnte aber trotz seiner Verstimmung nichts mehr daran ändern.^[CM21]

Hitler sagte in seiner Rede am 21. Mai 1935: „Deutschland hat weder die Absicht noch den Willen, sich in die inneren österreichischen Verhältnisse einzumengen, Österreich etwa zu anne-



tieren oder anzuschließen. Aber aus dem einfachen Solidaritätsgefühl gemeinsamer nationaler Herkunft hat es den begreiflichen Wunsch, daß nicht nur fremden Völkern, sondern auch dem deutschen Volke überall das Selbstbestimmungsrecht gewährleistet werde. Ich glaube, daß auf die Dauer kein Regime, das nicht im Volke verankert, von diesem getragen und gewünscht werde, Bestand haben kann.“

[207] Also nur im Sinne dieser Feststellungen, die nicht nur „überall“ für das deutsche Volk das Selbstbestimmungsrecht verlangten, sondern auch der österreichischen Regierung keinen dauernden Bestand prophezeiten, hatte Hitler die Souveränität Österreichs anerkannt. Die Freunde und Verteidiger der wahren Unabhängigkeit Österreichs konnten daher, trotz des Bestehens der „Römischen Protokolle“ und des Stresa-Vertrages, keine aufrichtige Freude mit diesem deutschen Überkommen haben.

Bedeutungsvoll, auch für die Zukunft Österreichs, gestalteten sich die außenpolitischen Verhältnisse in Europa im Jahre 1937.

In der Befürchtung, daß in Spanien ein Sowjetstaat entstehen könnte, der unmittelbar das Mittelmeer und damit auch Italien bedrohen würde, sandten Deutschland und Italien, die bereits im November 1936 die Regierung Franco formell anerkannt hatten, „freiwillige“ Truppenverbände nach Spanien, die besonders deutsche Flugzeuge ausprobierten^[CM22]. In der gemeinsamen Abwehr gegen den Bolschewismus und mit dem Ziel: die geschichtlichen und kulturellen Güter Europas zu schützen, den Übergriff des Brandes auf Europa sowie die Bildung eines feindlichen Staatenblocks gegen Deutschland und Italien zu verhindern, wurde die „**Achse Rom-Berlin**“ Ende 1936 geschaffen. Zur Befestigung dieser neuen Freundschaft fuhr Mussolini am 25. September 1937 mit großem Gefolge nach Deutschland und hielt, nach einem Besuch in Linz, am 28. September auf [208] Reichssportfeld in Berlin in deutscher Sprache eine Rede, in der er, nach einer Danksagung für die Nichtteilnahme Deutschlands an den Sanktionen, die feste Verbundenheit der faschistischen mit der nationalsozialistischen Revolution hervorhob, die überall nur den einen gleichen Feind, nämlich die Dritte Internationale, besäße. Die Achse Rom-Berlin richte sich nicht gegen andere Staaten, und Deutschland und Italien wollten nichts anderes als nur den Frieden. Es war keine Frage, daß in diesem Zeitpunkt, da Italien in Afrika und Spanien völlig in Anspruch genommen war, Hitler der stärkere Achsenpartner war, was ihn auch veranlaßte, auf Österreich einen stärkeren Druck auszuüben.

Allein Mussolini hatte schon vorher einen Weg beschritten, der den Schwerpunkt der Achse dauernd nach Rom verlegen sollte. Die Beziehungen zwischen Italien und England waren, trotzdem der Duce über die Haltung Edens in der Frage der Sanktionen maßlos gereizt war und England das Imperium noch immer nicht anerkannt hatte, im Grunde wegen der Rivalität im Mittelmeer und den gegenteiligen Anschauungen in der Spanien-Frage, ziemlich gespannt, aber keineswegs schlecht. Mussolini trat daher anfangs August 1937 mit dem Premierminister Chamberlain in einen persönlichen Briefwechsel, um eine grundsätzliche Entspannung in der europäischen Atmosphäre herbeizuführen und seine frühere europäische Geltung wieder herzustellen. Er wollte also, trotz der Freundschaft mit Deutschland, Hitler nicht allzu groß werden lassen. An dieser Absicht hielt er unbeirrbar fest, obwohl er mit Wirkung vom [209] 11. Dezember 1937 aus dem Völkerbund austrat, nachdem er vorher, am 6. November 1937, dem Antikomintern-Pakt beitrug, den Deutschland und Japan schon am 25. November 1936 abgeschlossen hatten. Der **Dreierpakt**: Deutschland-Japan-Italien war somit geschaffen.

Von wie geringfügiger Bedeutung war da die letzte Zusammenkunft, die Bundeskanzler Dr. Schuschnigg am 22. und 23. April 1937 mit Mussolini in Venedig hatte! Wohl betonte das gemeinsame Communiqué — wie immer — den Geist herzlicher Freundschaft, die Übereinstimmung der Anschauungen und den Wunsch gemeinsamer Zusammenarbeit. Dennoch waren die Gespräche durch zwei Tatsachen getrübt, die von deutscher Seite absichtlich vorbereitet wurden. Während eines Gespräches mit Dr. Schuschnigg verließ ihn plötzlich Mussolini, um dem deutschen „Kraft-durch-Freude“-Dampfer „Monte Rosa“, der im Hafen vor Venedig lag, einen Besuch abzustatten, auf dem der Duce feierlich mit der Feststellung begrüßt wurde, daß er zum erstenmal deutschen Boden betrete. Auch die Haltung Cianos war seltsam, der unter Hinweis auf ein ihm von der österreichischen Nationalsozialisten zugekommenes Ersuchen an Dr. Schuschnigg das Begehren stellte, einige Nationalsozialisten in die Regierung aufzunehmen. Und ehe noch das gemeinsame Communiqué im Druck erschien, schrieb am 23. April der offiziöse Sprecher Mussolinis, Virginio Gayda, einen Artikel im „Giornale d'Italia“, daß nunmehr die Nationalsozialisten bald dazu aufgerufen [210] würden, an der Regierung Österreichs teilzunehmen. Da dieser Aufsatz die Deutung zuließ, als hätte Dr. Schuschnigg dem italienischen Regierungschef

tatsächlich konkrete Zusagen in dieser Richtung gemacht, mußte die italienische Regierung über Schuschniggs Protest den Artikel als Privatmeinung des Verfassers dementieren.

Innenpolitisch bereitete Bundeskanzler Dr. Schuschnigg die Überführung der militanten Formationen der am 10. Oktober 1936 aufgelösten Wehrverbände in die Miliz große Schwierigkeiten. Durch diese Maßnahme hatte er sich viele Anhänger, die bisher bereit waren, Österreichs Unabhängigkeit mit der Waffe in der Hand zu schützen, zu offenen Gegnern gemacht. War er aber der Meinung, daß er sich die Auflösung der Wehrverbände im Vertrauen auf das Übereinkommen vom 11. Juli 1936 leisten dürfe, hätte er dem Punkt 1 größere Beachtung schenken müssen, der ihm deutlich sagte, daß kein Regime, das nicht im Volke verankert sei, dauernden Bestand haben könne. Spürte er seit seinem letzten Besuch in Venedig nicht auch den fühlbaren Einfluß Deutschlands auf Italien und eine mögliche Isolierung?

Die Nationalsozialisten kämpften im verborgenen unter dem Schutze des sogenannten „**Siebener-Komitees**“ weiter, das der Bundeskanzler in Befolgung der Bestimmungen des Juli-Abkommens ins Leben gerufen hatte und das sein Büro in der Teinfaltstraße etablierte. Die Tätigkeit dieses Büros, das Ing. Tavs leitete und dem die Aufgabe oblag, die abseits stehenden nationalen Kreise zur Mitarbeit an der Vaterländischen Front heranzuziehen, bestand jedoch in Wahrheit [211] darin, die notwendigen Verbindungen mit den deutschen Parteistellen zu schaffen, um von ihnen die entsprechenden Weisungen entgegenzunehmen. Dr. Schuschnigg berief deshalb, da ihm die Tätigkeit des „Siebener-Ausschusses“ nicht verborgen blieb, den Wiener Rechtsanwalt Dr. Seyß-Inquart, dem er wegen seiner bekannt katholischen Einstellung volles Vertrauen schenkte, in den Staatsrat und betraute ihn mit der Leitung des volkspolitischen Referates, also mit der Aufgabe, die nationalen Kreise an die Vaterländische Front, die weiterhin der alleinige Willensträger der österreichischen Politik war, anzuschließen. Diese Ernennung erweckte begreiflicherweise die

Eifersucht des „Siebener-Ausschusses“, der nun, um keine Zeit zu verlieren, im Einvernehmen mit dem Reich hochverräterische Komplotte gegen die Unabhängigkeit Österreichs zu schmieden begann, wofür die Gesamtlage Europas im Herbst 1937 außerordentlich günstig schien. Als das Büro in der Teinfaltstraße anfangs 1938 gesperrt wurde, fand die Polizei einen ausgearbeiteten Plan, der nach Entfesselung allgemeiner Unruhen einen Überfall auf die deutsche Gesandtschaft oder auf den Gesandten von Papen vorsah, den Nationalsozialisten in Uniformen der Vaterländischen Front ausführen sollten, um einen Einmarsch deutscher Truppen in Österreich zu veranlassen oder zu rechtfertigen.

Die wirtschaftliche Bilanz für 1937 bot gleichfalls kein erfreuliches Bild. Bei einer allmählichen Entwicklung des Exportes nach den Krisenjahren und nach der Emission einer Anleihe von 180 Millionen [212] Schilling für produktive Arbeiten betrug die Zahl der registrierten Arbeitslosen Ende 1937 über 302'000 Personen. In unheimlicher Weise nahm der Geburtenrückgang zu, der von 1930 mit 112'000 Geburten, 1936 nur noch 88'000 Geburten aufwies, während 1937 die Sterbefälle die Geburten bereits überstiegen. Die Bundesschulden erreichten ein Höhe von 3'923 Millionen Schilling.

Es war kein Wunder, daß die österreichischen Arbeiter neiderfüllt auf Deutschland blickten, obgleich sie Hitler auf das schärfste ablehnten. Sie sahen im Film den Bau der Autostraßen sowie die Produktion in den Eisen- und Textilindustrien. Dabei hatte es die deutsche Propaganda nicht verabsäumt, den österreichischen Arbeitern unausgesetzt den Lebensstandard des deutschen Kollegen vor Augen zu führen, dessen Verdienst ihm ein auskömmliches Dasein bei menschenwürdigen Wohnungs- und reichen Nahrungsmittelverhältnissen sicherte. Nichts ist aber für den Arbeitslosen verlockender, als eine Arbeit zu erhalten und diese mit einem entsprechenden Lohn bezahlt zu sehen, weshalb die Propaganda der NSDAP naturgemäß auf einen günstigen Boden fiel.

Die letzten Tage Österreichs

(Die „Römischen Protokolle“ garantieren Österreichs Unabhängigkeit. Spanien. Himmler „erledigt“ von Blomberg und von Fritsch. Von Papen. Das Übereinkommen auf dem Obersalzberg. Hitlers Taktik. Klare Fronten im Innern.)

Am 10. Jänner 1938 trat Dr. Schuschnigg zum letztenmal mit den übrigen Partnern der „Römischen Protokolle“, mit Ciano und dem ungarischen Ministerpräsidenten Daranyi, in Budapest zu den im Vertrag vorgesehenen Besprechungen zusammen. Ciano hatte seine nazifreundliche Gesinnung und Haltung, die er bei der Zusammenkunft in Venedig, im April 1937, noch an den Tag gelegt hatte, grundlegend verändert. Dr. Schuschnigg erklärte der Presse nach Beendigung der Konferenz, daß durch die „Römischen Protokolle“ und das Abkommen vom 11. Juli 1936 eine eindeutige und klare Linie gezogen worden sei, denn beiden Übereinkommen liege die **Unabhängigkeit Österreichs** zu Grunde. Unterdessen war Mussolini mit fieberhaftem Eifer am Werk, alle bestehenden Differenzen mit Endland aus der Welt zu schaffen.

Im Fernen Osten wurden zur gleichen Zeit die Beziehungen zwischen **Japan und China** abgebrochen. In **Spanien** war die nationalsozialistische Regierung des Generals Franco gebildet worden. Und in Deutschland kam eine **Reichswehrkrise** zum Ausbruch. Diese endete mit dem [214] Rücktritt des Generalfeldmarschalls **von Blomberg**, dessen Eheschließung mit einer Frau geringen Standes man bloß zum Vorwand nahm, sowie mit dem Rücktritt des Generalobersten **von Fritsch**, worauf Hitler die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht unmittelbar und persönlich übernahm, um das Heer gegen äußerst starke Widerstände im Offizierskorps endlich nationalsozialistisch durchsetzen zu könne.

Auch auf diplomatischem Gebiet erfolgte am 4. Februar 1938 ein Revirement. Neurath wurde durch **Ribbentrop** ersetzt. Der deutsche Botschafter in Rom, **von Hassell**, wurde abberufen. Der Gesandte von Papen aus Wien abgezogen. Besonders die letztere Verfügung wirkte in Wien sensationell, da die aktive Tätigkeit Papens im Interesse Hitlers bekannt war. Aber nach einigen Tagen kehrte der Gesandte, nachdem er Wien sehr niedergedrückt verlassen und sich nach Berchtesgaden begeben hatte, fröhlich wieder zurück und überbrachte Dr. Schuschnigg eine Einladung Hitlers zu einer Besprechung auf dem Obersalzberg.

Was war geschehen?

Hatte Hitler wirklich die Absicht, mit Österreich Frieden zu machen? Und warum verschob er seine Reichstagsrede bis nach der Besprechung mit dem österreichischen Bundeskanzler? War es Papen, der, um seine politische Laufbahn zu sichern, zu dieser Einladung riet, indem er Österreich für eine Aktion als reif erklärte? Sicher ist, daß **Hitler** einen militärischen **Einmarsch in**

Österreich unter allen Umständen [215] und gegen die Meinung und den Rat verantwortungsbewußter Generale durchzusetzen gewillt war.

Unzweifelhaft ist weiters, daß er nach der Reichswehrkrise einen außenpolitischen Erfolg brauchte, den ihm die europäische Lage damals zu verheißen schien.

Dr. Schuschnigg, der im vorhinein nur im Rahmen des Abkommens vom 11. Juli 1936 zu verhandeln bereit war, traf in Begleitung Papens und des Außenministers Dr. Schmidt mit Hitler am 12. Februar 1938 am Obersalzberg zusammen. Über den Zweck der Unterredung mußte sich aber der Bundeskanzler sofort im klaren gewesen sein, als er außer Hitler und von Ribbentrop auch noch den Generalen Keitel und Reichenau gegenüberstand, auf deren Anwesenheit er kurz vorher durch Papen schonend vorbereitet worden war. Die Zusammenkunft mit Hitler wurde dem österreichischen Volk verschwiegen. So kam es, daß eine Reihe von Mißdeutungen auf Freundes- wie auf Feindesseite Platz griff, nachdem durch ausländische Sender und Zeitungen die Nachricht über ein Konferenz auf dem Obersalzberg verbreitet wurde. Die Unruhe in allen Kreisen der Bevölkerung wurde noch dadurch vergrößert, daß erst nach vier Tagen, am 16. Februar 1938, ein amtliches Communiqué in Wien und in Berlin erschien, welches besagte, daß zwischen den beiden Staatsmännern alle Fragen der Beziehungen zwischen Österreich und dem Deutschen Reich eingehender Erörterung unterzogen worden seien, und zwar mit dem Ziel, die bei der Durchführung des Übereinkommens vom 11. Juli 1936 aufgetretenen Schwierigkeiten zu bereinigen. Es hätte sich weiters eine Übereinstimmung [216] darüber ergeben, daß beide Teile an den Grundsätzen des Übereinkommens festzuhalten entschlossen seien und dieses als den Ausgangspunkt einer friedlichen Entwicklung betrachten. Beide Staatsmänner seien ferner der Überzeugung, daß die von ihnen beschlossenen Maßnahmen zugleich ein wirksamer Beitrag zur friedlichen Entwicklung der europäischen Lage wären. — In Österreich wurde gleichzeitig mit dem Communiqué die Mitteilung über die völlige Umbildung des Kabinetts publiziert, in das als Vertreter der nationalen Opposition Dr. Arthur Seyß-Inquart, und zwar als Minister für Inneres und das Sicherheitswesen, eintrat, dem überdies der Nationale Dr. Glaise-Horstenau weiterhin als Minister ohne Portefeuille angehörte. Außerdem wurde ein Antrag auf Erlassung einer Amnestie dem Bundespräsidenten unterbreitet und weitere Beschlüsse zur Durchführung der vereinbarten Maßnahmen, insbesondere die endgültige Liquidierung

aller illegalen nationalsozialistischen Parteistellen, in Aussicht gestellt.

Tags darauf, am 17. Februar 1938, begab sich der neue Minister Dr. Seyß-Inquart nach Berlin, um mit Hitler und Himmler zu konferieren. Die Nationalsozialisten waren, als sie das Communiqué lasen, entsetzt und völlig gebrochen und nannten sogar Hitler einen Verräter an der eigenen Sache, denn der „schwarze“ Dr. Seyß-Inquart war nicht der ihrige. Ihr Vertrauen genossen nur die Männer des „Siebener-Ausschusses“ wie Ing. Tavs, der zwar verhaftet war, oder außerhalb des Komitees nur Hauptmann Leopold, Dr. Jury, Globotschnigg und andere. Die wahren Begleitumstände, [217] Verlauf und genauer Inhalt der Unterredung am Obersalzberg wurden der Öffentlichkeit verschwiegen und konnten daher nur allmählich, auf den Geheimwegen der Wiener Botschaften, in eingeweihte Kreise durchsickern. Als ich nach einigen Tagen von einer der italienischen Gesandtschaft nahestehenden Seite^[CM23] den Gesprächsinhalt erfuhr, wurde ich überdies noch auf die Folgen aufmerksam gemacht, die das Communiqué in Italien selbst nach sich zog, weil es dort einen absolut friedlichen Eindruck hervorrief und sogar die amtliche „Informazione Diplomatica“ in Rom zu der Feststellung veranlaßte, daß die getroffenen Maßnahmen Dr. Schuschniggs als die natürliche Entwicklung der Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich betrachtet werden müßten, wie sie in dem Üⁱⁿ⁻kommen vom 11. Juli 1936 festgelegt worden seien.

Tatsächlich hatte sich die kritische Unterredung, bei der Dr. Schuschnigg beinahe ein Gefangener Hitlers war, so abgespielt, daß Hitler gleich zu Beginn der Besprechung auf seine Feststellungen in der Rede vom 21. Mai 1935 zurückkam, die ja den Grundpfeiler seines Übereinkommens vom 11. Juli 1936 mit Österreich bildeten. Er hielt dem Bundeskanzler im gereizten Ton vor, daß sein Regime nicht im Volk verankert sei und daß er und seine Regierung sohin überhaupt keine Berechtigung besäßen, das österreichische Volk vor ihm zu vertreten. Er machte Dr. Schuschnigg weiters den Vorwurf, daß er die Anhänger des Nationalsozialismus in Österreich unterdrücke, sie in Kerkern und Anhaltelagern wegen ihrer deutschen Gesinnung schmachten lasse, und wies auf die [218] „Märtyrer“ hin, die wegen ihrer Teilnahme am Dollfuß-Putsch, zum Tode verurteilt, ihr Leben lassen mußten.

In dieser „freundlichen“ Atmosphäre bewegten sich die Verhandlungen weiter, bis schließlich Hitler mit der Farbe herausrückte und Schuschnigg vor die Alternative stellte, entweder einen

Vertragsentwurf zu unterzeichnen oder den Einmarsch deutscher Truppe in Österreich zu gewärtigen. Hitler hatte, bestärkt von seinen politischen Erfahrungen bei der Besetzung der Rheinlandzone, die Lage Europas offenbar auf das genaueste überprüft und war sicher, daß kein Staat wegen Österreich einen Krieg beginnen würde, am wenigsten Mussolini, der die Hilfe Deutschlands dringender denn je benötigte. Der Vertragsentwurf enthielt in mehreren Punkten auch Forderungen, die mit der Eigenstaatlichkeit Österreichs keinesfalls vereinbar waren, insbesondere das Begehren, mit Namen genannte Persönlichkeiten des Bundesheeres abzurufen und durch andere zu ersetzen. Weiters wurde verlangt, daß Dr. Seyß-Inquart, von dem Hitler so tat, als würde er ihn überhaupt nicht kennen und dessen Namen er fortgesetzt nicht richtig aussprechen konnte, zum Sicherheitsminister ernannt und das österreichische Bundesheer an die deutsche Wehrmacht durch den gegenseitigen Austausch von Offizieren angegliedert werde. Überdies forderte der Entwurf, daß den Nationalsozialisten die freie politische Tätigkeit in der Vaterländischen Front zu gewährleisten sei, welches Verlangen die österreichische Regierung später als eine Absage Hitlers an die österreichischen „Illegalen“ deutete. Auch sollte eine Generalamnestie [219] für alle politischen Delikte erlassen werden.

Dr. Schuschnigg befand sich wahrlich in keiner beneidenswerten Lage!

Aber der Punkt 3 des Abkommens vom 11. Juli 1936 sah ja seit jeher noch „andere, von den beiden Regierungen zu treffende Maßnahmen“ vor. Hier waren sie nun, nach fast zwei Jahren, in vollster Klarheit und Deutlichkeit! Auch ein Vertrat wurde gegen den Bundeskanzler ausgespielt, da Hitler den österreichischen Aufmarschplan für den Fall eines deutschen Angriffs, der ihm in die Hände geraten war, als antinationalen Angriffsplan gegen Deutschland auslegte. Als Hitler zum Zwecke der Einschüchterung noch eine verächtliche Bemerkung über die Stärke und Qualität des italienischen Heeres machte, war Schuschnigg seinem Gegenspieler vollkommen ausgeliefert und konnte nur noch mit juristischen Gegenargumenten operieren. Hitler verlangte brüsk die sofortige Annahme des neuen Übereinkommens, von dessen Bestimmungen einige im Verlauf der Verhandlungen wohl fallengelassen worden waren, widrigenfalls er den Einmarsch in Österreich anbefehlen würde. Für diesen Zweck standen ja die Generale Keitel und Reichenau bereit.

Dr. Schuschnigg erklärte, daß er das Übereinkommen nur für seine Person akzeptieren könne, daß er aber, um dem Vertrag die staatliche Ver-

pflichtung und Wirksamkeit zu verleihen, im Sinne der Verfassung die Zustimmung des Bundespräsidenten benötigte, was Hitler schließlich einsah und deshalb für die Annahme eine Frist von zwei Tagen zugestand. Nach Ablauf dieser Frist würde [220] er sich allerdings an das Übereinkommen nicht mehr gebunden erachten.

Von alledem erfuhr das österreichische Volk kein Sterbenswörtchen, während in einem Staat mit demokratischer Verfassung der Kanzler in aller Öffentlichkeit vor dem Parlament Rede und Antwort hätte stehen müssen. Wie schwer erwies sich jetzt die Verantwortung eines autoritären Führers, der, wie Dr. Schuschnigg, nach allen Seiten hin gebunden war und der nicht einmal die Wahrheit sagen konnte oder durfte, die sofort alle widerstreitenden politischen Kräfte im Volk in Aufruhr versetzt hätte.

Bundespräsident Miklas weigerte sich, dem Übereinkommen, das fraglos unter Zwang und Drohung vom Bundeskanzler für seine Person angenommen worden war und das, da es mit militärischer Gewalt drohte, juristisch als Ultimatum gewertet werden mußte, seine Zustimmung zu erteilen. Die Bundesregierung zögerte daher auch, alle von Hitler geforderten Maßnahmen sofort durchzuführen, nur um Zeit zu gewinnen. Zu dieser Taktik riet auch Mussolini, nachdem er vom wahren Verlauf und Inhalt der Unterredung Kenntnis erlangt hatte. Er hoffte nämlich, mit England bald zu einem befriedigenden Abschluß zu gelangen.

Das Übereinkommen von Berchtesgaden wurde schließlich vom Bundespräsidenten angenommen, da sich einerseits Dr. Schuschnigg daran als gebunden erachtete, andererseits auch die Unsicherheit in der Bevölkerung wegen der Geheimtueri zusehends wuchs und die erhöhte Tätigkeit [221] der Nationalsozialisten, besonders in der Steiermark und in Graz, sehr beunruhigend wirkte.

Nunmehr konnten die beiden Staatsmänner und weltanschaulichen Gegner zum Wettkampf rüsten, Hitler mit der Reichstagsrede am 20. Februar, Dr. Schuschnigg mit seiner Rede vor dem außerordentlich einberufenen Bundestag am 24. Februar 1938, die beide von der Weltöffentlichkeit im Rundfunk abgehört werden konnten.

Hitler kam in seiner Rede, in der er sich gleich zu Beginn und — sicherlich nicht ohne Absicht — als den „gewählten“ Führer des deutschen Volkes bezeichnete, auf den Bolschewismus als die Inkarnation menschlichen Zerstörungstriebes zu sprechen, nannte dann Mussolini eine Erscheinung von sekulärem Ausmaß und

führte, nach heftigen Angriffen gegen die englisch-französische Presse, aus:

„Das starke Streben nach einer wirklichen Neutralität, das wir in einer Reihe europäischer Staaten beobachten können, erfüllt uns mit tiefer und aufrichtiger Befriedigung. Wir glauben darin ein Element steigender Beruhigung und damit steigender Sicherheit erblicken zu dürfen. Wir sehen aber umgekehrt auch die schmerzlichen Folgen der durch den Versailler Wahnsinnsakt durcheinandergebrachten europäischen Landkarte der wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Lage. Allein zwei der an unseren Grenze liegenden Staaten umschließen eine Masse von über 10 Millionen Deutschen. Sie waren bis 1866 mit dem deutschen Gesamtvolk noch in einem staatsrechtlichen Bund vereinigt. Sie kämpften 1918 im großen Krieg Schulter an Schulter mit dem deutschen [222] Soldaten des Reiches. Sie sind gegen ihren eigenen Willen durch die Friedensverträge an einer Vereinigung mit dem Reich verhindert worden. Dies ist an sich schmerzlich genug. Über eines aber darf in unseren Augen kein Zweifel bestehen: Die staatsrechtliche Trennung vom Reich kann nicht zu einer volkspolitischen Rechtlosmachung führen, das heißt, die allgemeinen Rechte einer volklichen Selbstbestimmung, die übrigens in den 14 Punkten Wilsons als Voraussetzung zum Waffenstillstand feierlich uns zugesichert worden sind, können nicht einfach mißachtet werden deshalb, weil es sich hier um Deutsche handelt! Es ist auf die Dauer für eine Weltmacht von Selbstbewußtsein unerträglich, an ihrer Seite Volksgenossen zu wissen, denen aus ihrer Sympathie oder Verbundenheit mit dem Gesamtvolk, seinem Schicksal und seiner Weltauffassung fortgesetzt schwerstes Leid zugefügt wird!“

Mit Emphase setzte Hitler fort:

„Allein so wie England seine Interessen über einen ganzen Erdkreis hin vertritt, so wird auch das heutige Deutschland seine, wenn auch um so viel begrenzteren Interessen zu vertreten und zu wahren wissen. Und zu diesen Interessen des deutschen Reiches gehört auch der Schutz jener deutschen Volksgenossen, die aus eigenem nicht in der Lage sind, sich an unseren Grenzen das Recht einer allgemeinen menschlichen, politischen und weltanschaulichen Freiheit zu sichern!“

Hitler sprach dann seinen Dank Dr. Schuschnigg für die Annahme der Einladung und seine Bemühungen aus, eine Entspannung der Beziehungen herbeizuführen, die darin bestehen, daß [223] den Nationalsozialisten im Rahmen der bestehenden Gesetze die gleichen Rechte wie den anderen Staatsbürgern zugestanden werden. Dies

alles seien aber bloß Ergänzungen im Rahmen des Abkommens vom 11. Juli 1936, nachdem die aufgetauchten Schwierigkeiten im Vollzug dieser Vereinbarung zur Unternehmung dieses Versuches gezwungen hätten.

Deutlicher konnte man nicht sprechen! Deutlicher konnte man, im Zusammenhang der Rede, sein nächstes Ziel und Aktionsprogramm nicht mehr aufdecken, als es Hitler tat, indem er Österreich und das Sudetenland bedrohte. Mit den „zwei, an den Grenzen des Reiches liegenden Staaten“, auf die seine Ausführungen hinzielten, konnten nur Österreich und die Tschechoslowakei gemeint sein, wieweil letzterer er überdies noch „unnötige Quälereien nationaler Minderheiten“ zum Vorwurf machte. Von einer ausdrücklichen Anerkennung der „österreichischen Souveränität“ war nicht mit einem einzigen Wort die Rede, sondern nur von dem bekannten Übereinkommen vom 11. Juli 1936, das aber keinem Regime Dauer prophezeite, das nicht im Volk verankert sei. Eigentlich hatte Hitler in seinen Ausführungen nur das verlangt, was sich das Programm der NSDAP und „Mein Kampf“ seit je zum Ziel gesetzt hatten, nämlich die Aufhebung der Friedensverträge von Versailles und St. Germain und den Zusammenschluß aller Deutschen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes zu einem Großdeutschland.

Hitler hatte wenigstens durch seine Ausführungen die öffentliche Meinung in Österreich — [224] die nur wieder durch die Verschleierungsabsichten und das Geschwätz der Vaterländischen Front verwirrt wurde — in zwei klare Fronten geschieden. Die Nationalsozialisten und alle jene, die hören und auch lesen konnten, hegten nun keinen Zweifel mehr, daß Hitler eine Veränderung der politischen Lage in Österreich nun mit Waffengewalt anstrebte. Sehr viele Anhänger des Nationalsozialismus und des Anschlusses an Deutschland erkannten aber jetzt die drohende Gefahr, die ein solcher Anschluß im damaligen Zeitpunkt mit sich bringen mußte, zumal Hitler nicht weniger eindeutig in seiner Rede von der Wehrmacht gesprochen hatte, die, „im nationalsozialistischen Willen fanatisiert, bereit sei, das Reich bis zum letzten Atemzug zu verteidigen“, und er auch eine Aufrüstung im größten Ausmaß ankündigte.

In Österreich wollte jedoch niemand für Deutschlands Interessen, etwa für die Gewinnung von Lebensraum oder für den Rückerwerb der Kolonien, an einem Krieg teilnehmen. Diese Überlegung ließ jetzt sehr viele, selbst ausgesprochene Gegner Schuschniggs, für die Eigenstaatlichkeit Österreichs Partei ergreifen. Auch die

Arbeiterschaft, der die Verfolgungen der sozialdemokratischen und kommunistischen Partei im Reich nicht verborgen blieb und die eine Gleichschaltung im deutschen Sinne immer verabscheute, entschied sich leidenschaftlich für die Unabhängigkeit Österreichs, ohne jedoch aus diesem Grunde gegenüber Schuschniggs Regierung eine freundlichere Haltung einzunehmen. Jedenfalls wartete man vorläufig auf die von Schuschnigg angekündigte Rede vor der Bundesversammlung in der Hoffnung, daß [225] der Kanzler diese unerhörte politische Möglichkeit, die sich ihm jetzt darbot, voll ausnützen würde.

Am 24. Februar 1938 hielt dann der österreichische Bundeskanzler seine Rede. Als er jedoch mit der Feststellung begann, daß die Regierung mit allen ihren Mitgliedern unverrückbar auf dem Boden der Verfassung vom 1. Mai 1934 stehe, daß sie es als ihre Pflicht erachte, die Freiheit und Unabhängigkeit des österreichischen Vaterlandes zu erhalten und daß er persönlich die volle und ungeteilte Verantwortung für seine Politik im Sinne der Verfassung und auf Grund der seinerzeitigen Bestellung durch den Bundespräsidenten übernehme, da waren die Erwartungen schon beträchtlich herabgemindert. Der geschichtliche Rückblick auf den Märtyrer Dollfuß und dessen politische Grundsätze, die als sogenannter „Dollfuß-Kurs“ für die Regierung unverrückbar seien, mündete allmählich in einen breiten, trockenen Vortrag aus, der den Österreichern nichts Neues sagte. Der Tag von Berchtesgaden sei hoffentlich ein Markstein des Friedens. Jetzt möge endlich ein ehrenhafter Friede Platz greifen, der beiden Teilen gerecht werde und so, nach fünfjährigem Bruderkampf, Sinn und Zweck der Begegnung von Berchtesgaden (12. Februar 1938) bilden solle. Nachdem der Redner noch darauf verwiesen hatte, daß der Führer und Reichskanzler in seiner Reichstagsrede am 20. Februar obige Vereinbarungen selbst als eine Ergänzung des Abkommens vom 11. Juli 1936 bezeichnete und dieses die Feststellung enthielt, daß die Reichsregierung die volle Souveränität des Bundesstaates Österreich anerkenne, [226] verlor sich Dr. Schuschnigg in weitläufige Belehrungen über die einzelnen Punkte des Juliabkommens und über die „Römischen Protokolle“.

Die einzige substanzielle Anspielung auf die Zusammenkunft am Obersalzberg bestand in der Feststellung, daß er sie einen „harten Tag“ nannte, während er sich über alle Details gründlich ausschwig. Schuschniggs Rede rief bei seinen Anhängern helle Begeisterung hervor. Sie hinterließ aber den unbefriedigenden Eindruck, daß nicht alle österreichischen Probleme restlos gelöst

seien und daß irgendwie noch schwere Gefahren drohten. Es war im vorhinein ja klar, daß sich der Einbau nationaler Kreise in die autoritär geführte, auf dem Dollfuß-Programm beruhende Vaterländische Front nicht so leicht durchführen ließ. Der Bundeskanzler konnte als Ergebnis seiner Rede lediglich den Erfolg für sich buchen, daß die österreichische Bevölkerung in ihrer Mehrheit an der Eigenstaatlichkeit festzuhalten gedachte, zweifellos ein bedeutendes Aktivum, das sich bei geschickter Auswertung noch ungemein vergrößern ließ.

Was tat aber indessen die Regierung? Neben diplomatischen Versuchen, im Ausland für Österreich ein erhöhtes Interesse zu erwecken, die aber keine greifbaren Resultate zeitigten, ließ man wertvolle Tage mit kindlichen Streitereien verstreichen, indem man in Aufklärungs- und Unterrichtsreden auf beiden Seiten festlegte, wann und wie der Hitler-Gruß zu leisten sei, wann und unter welchen Modalitäten Hakenkreuzfahnen gehißt werden dürfen und in welcher Form die Nationalsozialisten [227] in die Vaterländische Front eingegliedert werden sollten.

Die Nationalsozialisten hatten sich mit der Liquidierung ihrer illegalen Formationen abge-

funden. Aber sie verlangten wie in der Regierung nun auch in den anderen Staatsstellen energisch Mandate, welche ihnen jedoch, nach der eindeutigen Zielsetzung Schuschniggs: „Bis hierher — und nicht weiter!“ nicht zugestanden wurden. Deshalb bestellte Hitler in der Person des Hauptmannes Klausner einen Landesleiter für Österreich und überdies für jedes Bundesland einen Gauleiter, denen die Durchsetzung ihrer Forderungen bei der Regierung oder beim Sicherheitsminister Dr. Seyß-Inquart oblag. Diese Entwicklung hatte aber einen Vorteil. Sie schied Österreich in zwei klare Lager, deren Stärke an den Aufmärschen abzuschätzen war, die von der Vaterländischen Front und den Nationalsozialisten in mehreren Städten, wie Salzburg, Graz, Klagenfurt und Innsbruck, veranstaltet wurden. Es war aber zu erwarten, daß diese Demonstrationen zu Zusammenstößen und Unruhen führen mußten. Ebenso unzweifelhaft war die Haltung der Polizei unter dem Befehl Dr. Seyß-Inquarts, Hitlers Vertrauensmann. In richtiger Erkenntnis der Lage, die unbedingt nach einem Abschluß drängte, brütete Dr. Schuschnigg, der Bundeskanzler — abermals in größter Heimlichkeit —, einen Plan aus, der Österreichs Ende beschleunigte.

Finis Austriae

(Schuschnigg und Hitler in der Arena. Ungleiche Waffen. Seyß-Inquart und Glaise-Horstenau greifen ein. Keppler. Versagen der Stresa-Mächte England, Frankreich und Italien. Wer Österreich aufgibt, gibt Mitteleuropa auf.)

Die Nationalsozialisten in Österreich behaupteten immer, daß sie in der Bevölkerung die Mehrheit besäßen und verlangten daher wiederholt eine Volksabstimmung. Bei der Besprechung am Obersalzberg regte Hitler gegenüber dem Bundeskanzler an, in Österreich eine Volksabstimmung mit der Frage in die Wege zu leiten: „Hitler oder Schuschnigg!“

Am 9. März 1938 kündigte nun Dr. Schuschnigg bei einem Appell der Vaterländischen Front in Innsbruck an, daß das österreichische Volk am Sonntag, den 13. März 1938, zu einer Volksbefragung unter der Parole: „Für ein freies, deutsches, unabhängiges und soziales, für ein christliches und einiges Österreich“ aufgerufen würde. Nach einigen Erläuterungen über den Vorgang bei der Wahl und der Feststellung, daß der Kanzler die Verantwortung für diesen Entschluß ganz allein auf sich genommen und er mit diesem Bekenntnis, das das österreichische Volk ablegen soll, stehe und falle, schloß er mit der Aufforde-

rung: „Manner, es ist Zeit!“ Diese Rede rief im Hinblick auf die Kürze des Abstimmungstermins sowohl in Deutschland wie in Österreich Überraschung und Verwirrung hervor.

[229] Vorsichtige Schätzungen bezifferten den Prozentsatz dieses Plebiszits, das nur ein „Ja“ oder ein „Nein“ vorsah, mit 70 bis 75 Prozent zugunsten Dr. Schuschniggs.

Hitler, den Schuschniggs Schachzug maßlos reizte, war sich über dieses Stimmenverhältnis im klaren. Er war von den Ministern seines Vertrauens, Dr. Seyß-Inquart und Dr. Glaise-Horstenau, sowie dem Landesleiter Klausner genau unterrichtet. Es gab für ihn deshalb nur eines: Verschiebung der Volksbefragung. Daher wurde sofort die verfügte Abstimmung als eine offene Kampfansage, als ein Bruch der Berchtesgadener Vereinbarung und als die Werbung um ein Vertrauensvotum für die österreichische Regierung und deren Politik der Welt gegenüber deklariert. Der Bundeskanzler bot selbst die Handhabe dazu, das

Plebiszit vom juristischen Standpunkt aus anzufechten, womit die Gegenseite auch tatsächlich ihre Aktion einzuleiten begann. Dr. Seyß-Inquart bestritt zunächst die Rechtmäßigkeit der Volksbefragung, die nach der Verfassung nur vom Bundespräsidenten selbst angeordnet werden konnte. Auch mit dem Hinweis auf Art. 93 der Verfassung, laut welchem der Bundeskanzler die Richtlinien der Politik bestimmt, und der von Dr. Schuschnigg als Gegenbeweis ins Treffen geführt wurde, war der Aufruf an das Volk zur Abstimmung nicht zu rechtfertigen. Schließlich mußte Dr. Schuschnigg, der seinerzeit Erläuterungen zur Bundesverfassung geschrieben hatte (Tagblatt-Bibliothek Nr. 838/840), selbst die Schwäche dieser Argumentation erkennen, konnte sie aber nicht mehr aufgeben.

[230]

Viel schwerwiegender waren die Vorhalte, die Dr. Seyß-Inquart machte. Er verlangte, um jedem Wahlschwindel vorzubeugen, daß auch Vertrauensleute der volkspolitischen Referate in die Abstimmungskommission entsandt werden und nicht nur Mitglieder der Vaterländischen Front. Weiters, daß kein geschlossener Wahlvorgang und keine Kundgebungen stattfinden dürften und daß der Wähler selbst, unter allen Umständen, geheim seine Stimme in der Zelle abgeben mußte. Nur unter diesen Bedingungen erklärte sich Dr. Seyß-Inquart bereit, seine Zustimmung zum Plebiszit zu erteilen und die Ruhe und Sicherheit bei der Abstimmung zu garantieren.

Während der Sicherheitsminister Dr. Seyß-Inquart mit dem Bundeskanzler am 10. März noch über diese Bedingungen verhandelte, befand sich Dr. Glaise-Horstenau bei Hitler, um von diesem selbst die entsprechenden Weisungen einzuholen.

Von diesem Zeitpunkt an begannen sich die Ereignisse zu überstürzen. Die Straße wurde bis tief in die Nacht zur Arena der sich widerstreitenden Meinungen und Parolen, ohne daß es zu ernstestem Unruhen kam. Angehörige der SS und SA sammelten sich in allen Teilen des Landes und bereiteten eine Aktion vor. aus den österreichischen Grenzorten wurden deutsche Truppenbewegungen gemeldet. In den neu errichteten Wahlfonds der Vaterländischen Front flossen große Spenden ein. Eine Abordnung der roten Arbeiterschaft, der man bestimmt keine Liebe oder Sympathie für Schuschniggs Politik nachrühmen konnte, begab sich zum Bundeskanzler. Dieser empfing die Abordnung mit der Erklärung, daß [231] er an dem unglückseligen Februar 1934 nicht schuldtragend gewesen sei und daß wohl geteiltes Verschulden vorlag, worauf ihm die Vertreter der Arbeiter erwiderten, daß es sich jetzt gar nicht um diese Frage, sondern um die Unabhängigkeit

Österreichs handle, die unbedingt erhalten werden müßte.

Am Vormittag des 11. März war Dr. Glaise-Horstenau im Flugzeug wieder nach Wien zurückgekehrt und verfaßte und unterzeichnete gemeinsam mit Dr. Seyß-Inquart einen Brief an den Bundeskanzler, der die Forderung enthielt, die Volksabstimmung um vier Wochen zu verschieben, um allen Kreisen der Bevölkerung eine entsprechende Wahlpropaganda zu ermöglichen. Sollte dieser Vorschlag abgelehnt werden, müßten Dr. Seyß-Inquart und Dr. Glaise-Horstenau, unter Ablehnung aller Folgen, ihre Demission geben. Doktor Schuschnigg konnte und wollte aber den Termin, 13. März 1938, nicht mehr hinausschieben. Dieser Standpunkt des Bundeskanzlers wurde nach Berlin gemeldet, worauf gegen 1 Uhr mittags von Hitler die Weisung erfolgte, daß nunmehr der Rücktritt Dr. Schuschniggs zu verlangen und eine neue Regierung mit Dr. Seyß-Inquart an der Spitze zu bilden sei, widrigenfalls um ½8 Uhr abends mit dem **Einmarsch deutscher Truppen** begonnen werden würde. Dem Bundeskanzler blieb nichts anderes übrig, als dem Bundespräsidenten die Demission der Regierung anzubieten, der sich aber grundsätzlich weigerte, Dr. Seyß-Inquart zum Bundeskanzler zu bestellen. Kurz vorher landete auf dem Flugfeld in Aspern noch ein Flugzeug, das den Staatssekretär Keppler [232] nach Wien brachte, den Hitler, zur Unterstützung seiner ultimativen Forderungen, persönlich hiehergesandt hatte. Inzwischen war Dr. Seyß-Inquart noch immer nicht zum Bundeskanzler ernannt und die Versuche, mit den Großmächten, im Sinne der Vereinbarung von Stresa, in Fühlung zu treten, lieferten nur das eine positive Ergebnis, daß sich Großbritannien bereit erklärte, in Berlin entsprechende diplomatische Schritte zu unternehmen, während Mussolini telephonisch unerreichbar blieb und Frankreich praktisch nicht in Frage kam, da Tags vorher, am 10. März 1938, die Regierung Chautemps zurückgetreten war. Diese drei Mächte hatten sich in Stresa verpflichtet, mit Österreich gemeinsam über die zu treffenden Maßnahmen zu beraten, falls seine Unabhängigkeit oder Integrität angetastet würde.

Um 18 Uhr 15 Minuten wurde im Rundfunk mitgeteilt, daß der Bundeskanzler bereit sei, die für den 13. März anberaumte Volksbefragung zu verschieben. Dr. Schuschnigg — von allen Freunden verlassen — entschloß sich um 19 Uhr 15 Minuten, im Rundfunk dem österreichischen Volk endlich die Wahrheit zu sagen:

„Der heutige Tag hat uns vor eine schwere und entscheidende Situation gestellt. Ich bin be-

auftragt, dem österreichischen Volk über die Ereignisse des Tages zu berichten. Die deutsche Reichsregierung hat dem Herrn Bundespräsidenten ein befristetes Ultimatum gestellt, nach welchem der Herr Bundespräsident einen ihm vorgeschlagenen Kandidaten zum Bundeskanzler zu ernennen und die Regierung nach den Vorschlägen der deutschen Reichsregierung zu bestellen [233] hätte, widrigen falls der Einmarsch deutscher Truppen für diese Stunde in Aussicht genommen wurde. Ich stelle fest, vor aller Welt fest, daß die Nachrichten, die in Österreich verbreitet wurden, daß Ströme von Blut geflossen seien, daß die Regierung nicht Herrin der Lage wäre und aus eigenem nicht hätte Ordnung machen können, von A bis Z erfunden sind. Der Herr Bundespräsident beauftragt mich, dem österreichischen Volk mitzuteilen, daß wir der Gewalt weichen. Wir haben, weil wir um keinen Preis, auch in dieser ernstesten Stunde nicht, deutsches Blut zu vergießen gesonnen sind, unserer Wehrmacht den Auftrag gegeben, für den Fall, daß der Einmarsch durchgeführt wird, ohne Widerstand sich zurückzuziehen und die Entscheidung der nächsten Stunden abzuwarten. Der Herr Bundespräsident hat den General der Infanterie Schilhawsky, den Generaltruppeninspektor, mit der Führung der Wehrmacht betraut. Durch ihn werden weitere Weisungen an die Wehrmacht ergehen. — So verabschiede ich mich in dieser Stunde von dem österreichischen Volk mit einem deutschen Wort und einem Herzenswunsch: „Gott schütze Österreich!“

So endete der Dollfuß-Kurs, der seine geistigen Kräfte vom Vatikan bezog und dessen autoritäre Bestrebungen politisch von Mussolini gefördert wurden. Auch die Vaterländische Front brach zusammen, da sie nach einem bereits im Jahre 1934 abgegebenen Gutachten des wendigen Sektionschefs Dr. Hecht, des juristischen Beraters der Dollfuß-Regierung und Führers der österreichischen Delegation bei der Abrüstungskonferenz in Genf, seit dem Tage ihrer Gründung nur „Vereinscharakter [234] mit spezifisch wienerischer Kaffeehausfärbung“ besaß, keineswegs aber die Merkmale einer Volksbewegung zeigte, die der Faschismus und Nationalsozialismus immerhin aufzuweisen hatten.

Bevor es zu diesen Abschiedsworten kam, begann die Lage in Wien äußerst kritisch zu werden, da Bürgermeister Schmitz in einer Sonderaktion den Feuerwehrrkommandanten von Wien, General Zar, beauftragte, Waffen und Munition herbeizuschaffen. Diese wurden in zwölf Lastkraftwagen von Brunn am Gebirge und Kaiserebersdorf im Laufe des Nachmittags in die Stadt gebracht und hier mit den Beständen der Trainkaserne wahllos

an alle Zugreifenden verteilt. Die Erregung in Wien steigerte sich dadurch ganz bedenklich. Hunderttausende Menschen nahmen an den Demonstrationen teil. Auf der rechten Seite der Wiedner Hauptstraße, Kärntnerstraße, Graben, Freyung und Kohlmarkt demonstrierten die Schuschnigg-Anhänger, die von Juden und Tschechen unterstützt wurden. Auf der linken Seite der Straßen und Plätze demonstrierten in ungefähr gleicher Stärke die Nationalsozialisten, die Zuzug durch Arbeitslose und Studenten aller Wiener Schulen erhielten. In der Mitte der Straßen patrouillierten starke Wacheaufgebote, welche die Beruhigung durch bewundernswertes, taktvolles Auftreten immer wieder herstellten.

Durch die Waffenausgabe und durch Mobilisierung der Straße nahmen die schon Tage und Nächte hindurch andauernden Demonstrationen nun sehr gefährliche Formen an, die durch wüste politische Schlagworte, wie: „Hitler verrecke!“ — [232], „Schuschnigg verrecke!“ beängstigend verschärft wurden.

Der Bürgerkrieg, wie er seit Jahren in Spanien tobte, drohte vor der Tür. Schuschniggs und Hitlers Anhänger standen sich am 11. März bewaffnet gegenüber.

Als Seyß-Inquart um 20 Uhr 15 Minuten einen Aufruf erließ, von Demonstrationen abzusehen und dem allfällig einrückenden deutschen Heer keinen Widerstand entgegenzusetzen, war die Demonstration wie mit einem Zauberstab „weggeblasen“. Von den annähernd 150'000 Schuschnigg-Anhängern sah man eine halbe Stunde später nichts mehr. Der eine Teil eilte nach Hause, der andere vermischte sich unter die Nationalsozialisten, die nun zu Siegesfeiern schritten. Das Schreckensgespenst, der Bürgerkrieg, war beseitigt. Dies war der Hauptgrund, warum die Wiener einige Tage später Hitler so feierlich empfangen hatten.

Erst gegen Mitternacht bestellte der Bundespräsident Miklas eine neue Regierung, der neben Dr. Seyß-Inquart als Bundeskanzler nur Nationalsozialisten angehörten und deren nominelle Zusammensetzung um ½1 Uhr früh vom Balkon des Bundeskanzleramtes den versammelten Nationalsozialisten zur Kenntnis gebracht wurde.

Als der 11. März 1938 zur Neige ging, war auch der Vorhang über der Tragödie Österreichs gefallen. Was folgte, war nur noch das kurze Zwischenspiel der Eingliederung eines eroberten und ausgeplünderten Landes in das Deutsche Reich, die sich unter beispiellosem Jubel, aber auch unter [236] schmerzlicher Trauer und banger Erwartung auf Seite der Bevölkerung vollzog.

Es ist keine Frage, daß die Mehrheit des österreichischen Volkes an der Eigenstaatlichkeit festhielt, und obwohl das Volk immer einen engen wirtschaftlichen Anschluß an das Deutsche Reich wünschte, wäre es in freien parlamentarischen Wahlen, die von der Diktatur konsequent verhindert wurden, niemals zu einem nationalsozialistischen Übergewicht in der Volksvertretung gekommen. Es hätte immer eine starke sozialistische Mehrheit in Österreich, zumindest in Wien, gegeben, die früher durch Koalitionen zwischen den bürgerlichen Parteien paralytisiert wurde. Das Stimmenverhältnis in der letzten Nationalratssitzung am 4. März 1933, nämlich 80 : 81, zeigte das Kräfteverhältnis der Parteien eindeutig auf, wobei vermerkt werden muß, daß die Nationalsozialisten bei den letzten in der Republik stattgefundenen Wahlen (9. November 1930) nicht ein einziges Mandat erringen konnten! Dieser klare Wille des österreichischen Volkes, verbunden mit den Garantieerklärungen der Stresa-Mächte, hätte daher Hitler keinen Anreiz oder Anlaß geboten, unser Land unter irgend einem Vorwand militärisch auch nur zu bedrohen. Schon der bloße Versuch, die Dollfuß-Regierung im Juli 1934 zu stürzen, endete, dank Mussolinis entschlossenem Eingreifen, mit einem eklatanten Mißerfolg.

Als Österreichs Schicksal am 12. März 1938 bereits besiegelt war und ehe Chamberlain und Mussolini die Grabreden hielten, meldete sich als [237] erster der Besieger Schuschniggs zum Wort, der um die Mittagsstunde seine Proklamation durch Minister Dr. Goebbels im Rundfunk verlesen ließ. Er sprach von den Leiden des österreichischen Volkes, von dem Regime, dem jeder legale Auftrag fehlte, vom Willen der Mehrheit der Österreicher und vom wirtschaftlichen Verfall in unserem Lande sowie von der Blüte im Reich. Er bezeichnete dann die beabsichtigte Volksabstimmung als ein Mittel, die Mehrheit des Landes endgültig zu entrechteten. Er wettete weiter, daß das deutsche Volk nicht dulden werde, daß an seiner Grenze deutsche Volksgenossen wegen ihrer Zugehörigkeit zur Nation und wegen ihrer weltanschaulichen Auffassung verfolgt würden, weshalb er sich — über Ersuchen der neuen, nationalsozialistischen Regierung in Wien — entschlossen hätte, Hilfe zu leisten. Die Proklamation schloß mit der Feststellung, daß seit 12. März morgens deutsche Truppen nach Österreich marschieren und der Bevölkerung in Kürze die Möglichkeit geboten werde, durch eine wahre Volksabstimmung ihre Zukunft und ihr Schicksal zu entscheiden.

Am gleichen Tage legten in Berlin die britische und französische Regierung energische

Verwahrung gegen den vom Reich auf Österreich ausgeübten Zwang ein, welche Proteste jedoch von der deutschen Reichsregierung als unbegründet zurückgewiesen wurden. Mussolini brief gleichfalls den Großen Faschistenrat und stellte fest, daß die österreichische Regierung immer erst nach vollendeter Tatsache die italienische Regierung über die Ereignisse verständigt habe. Der Duce [238] stellte weiter fest, daß er das Plebiszit Schuschnigg nicht angeraten, sondern, im Gegenteil, davon abgeraten hätte. Der Große Faschistenrat anerkannte schließlich die Geschehnisse in Österreich als Ausdruck und Wille des Volkes. Am folgenden Tag (13. März 1938) sandte Hitler an Mussolini, nachdem er ihn schon am 11. März in einem persönlichen Schreiben über die Ereignisse in Österreich informiert hatte, ein Telegramm: „**Mussolini, ich werde Ihnen dieses nie vergessen. Hitler.**“ Der italienische Regierungschef antwortete darauf: „**Meine Haltung ist durch die Freundschaft unserer in der Achse verbundenen Länder bestimmt. Mussolini.**“

Am 14. März gab Chamberlain im Unterhaus einen Überblick über die Geschehnisse in Österreich und stellte fest, daß er sich der Verpflichtung der britischen Regierung bewußt gewesen sei, die französische und italienische Regierung zu konsultieren, falls eine Handlung begangen würde, welche die österreichische Unabhängigkeit berühre. Dieser Verpflichtung sei Großbritannien und Frankreich in Berlin pünktlich nachgekommen. Nur von der italienischen Regierung habe die britische Regierung offiziell keinerlei Mitteilung über ihre Ansichten erhalten, die jedoch inzwischen in den Pressenachrichten bereits zum Ausdruck gekommen seien. Chamberlain schloß: „*Wenn man die kürzlichen Ereignisse beurteilen will, ist es notwendig, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Wie wir sie auch immer beurteilen mögen und wie sie auf die bestehende internationale Lage einwirken werden, harte Tatsache bleibt — und von [239] dieser Wahrheit kann sich jedes Mitglied des Hauses selbst überzeugen —, daß nichts diese Handlung Hitlers aufgehalten hätte, es sei denn daß wir und andere Mächte bereit gewesen wären, Gewalt anzuwenden, um diese zu verhindern.*“

Noch einmal meldete sich der „gute Freund“ Österreichs, Mussolini, der am 16. März 1938 vor der italienischen Kammer eine Rede hielt, um sich vor der Außenwelt zu rechtfertigen. Er stellte fest, daß Österreich als Staat aufgehört habe zu bestehen und berichtete, daß er, als Dollfuß im Februar 1934 gezwungen war, einen sozialdemokratischen Aufstand niederzuschlagen, vier Divisionen an den Brenner geschickt hätte. Dies sei

ein Akt elementarer Vorsicht gewesen. Kein Österreicher habe dies verlangt. Aber auch kein Österreicher habe ihm je dafür gedankt. Vom Jahre 1934 bis 1936 sei die italienische Politik durch die „Römischen Protokolle“ diktiert worden. Zur Zeit der Achsenbildung Rom-Berlin habe er Österreich darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht dauernd in antideutscher Einstellung leben könne. In Venedig (April 1937) habe er Schuschnigg klargemacht, daß die Unabhängigkeit Österreichs eine Frage sei, die vor allem **die Österreicher** angehe. Am 7. März sei ein Abgesandter Schuschniggs zu ihm gekommen, um seine Meinung über die Volksabstimmung zu hören. Mussolini zitiert: „*Das ist ein Fehler! Diese Bombe wird Schuschnigg in der Hand zerplatzen.*“ Daß Italien jetzt nicht eingriff, sei nur darauf zurückzuführen, daß Italien weder eine direkte noch indirekte Verpflichtung jemals übernahm, dies zu tun. Das Interesse Italiens an [240] der Unabhängigkeit Österreichs sei von der Be-

dingung ausgegangen, daß die Österreicher mindestens in der Mehrheit diese Unabhängigkeit wollen.

Mit dieser Rede hatte sich Mussolini endgültig von Österreich verabschiedet. Zugleich aber auch seine ehemalige führende Stellung und Geltung in Europa an Hitler abgetreten.

Da das Ausland mithin nicht bereit war, Österreich zu Hilfe zu kommen oder die vollzogenen Tatsachen abzuändern, war Hitler seit dem 12. März 1938 uneingeschränkter Herr in Österreich.

Formell folgte am 13. März der Rücktritt des Bundespräsidenten Miklas, dessen Funktionen auf den Bundeskanzler Dr. Seyß-Inquart übergingen, nachdem die Regierung noch ein Bundesverfassungsgesetz beschlossen hatte, laut welchem die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich und eine Volksabstimmung für Sonntag, den 10. April 1938, angekündigt wurde.

Österreich war nicht mehr.

Hitlers Einzug in Wien

(Leo Slezaks Prophezeiung. „Freiheit, Arbeit und Brot“. 99 Prozent für Hitler. Aufrüstung, Reichsarbeitsdienst, Ernüchterung. Tschechoslowakei. Kleine Entente erledigt. Tuka charakterisiert den „Führerstaat“. Das Judenproblem. Eingliederung der Wehrmacht ins „tumultine System“.)

Am Nachmittag des 12. März 1938 trat Hitler seine Triumphfahrt nach Österreich an, die ihn gegen Abend nach Linz brachte, wo er vom Bundeskanzler Dr. Seyß-Inquart und einer begeisterten Menschenmenge empfangen wurde. In der kurzen Begrüßungsansprache erklärte der Bundeskanzler, der damals noch an der Meinung festhielt, Österreich würde ein selbständiger Bundesstaat im Rahmen des Deutschen Reiches bleiben, daß der Artikel 88 des Friedensvertrages von St. Germain durch den eingetretenen Vollzug des Anschlusses annulliert sei.

Erst am Spätnachmittag des 14. März traf Hitler, der unter Blumengewinden und Girlanden seinen Feldzug gewonnen hatte, in Wien ein. Aus der Wohnung des Kammersängers Leo Slezak, die sich gegenüber der Staatsoper im Heinrichshof befand, sah ich mir die triumphale Fahrt Hitlers zum nahegelegenen Hotel Imperial an. Leo Slezak machte ein sehr bedenkliches Gesicht und sagte: „*Lieber Freund Greiner! Wer gegen den Weihrauch und gegen den Knoblauch kämpft, geht [242] unter, wenn er jetzt auch noch so ein großes Tamtam da unten macht!*“ Unübersehbare Menschenmengen umsäumten die Ringstraße, von den Dächern der Häuser wehten die Hakenkreuz-

fahnen, deren Herkunft und prompte Hissung sich eigentlich niemand so recht erklären konnte, und selbst die Kirchenglocken verkündeten in Österreich die geschichtliche Wendung. Die Nationalsozialisten, die ihren Anschlußwillen nun verwirklicht sahen, und alle jene, die eiligst zu ihnen stießen, um ihre Reihen aufzufüllen, insbesondere die halbwüchsige Jugend beiderlei Geschlechtes, wiederholten immer wieder im Chor ihre Parolen:

„*Ein Volk, ein Reich, ein Führer*“ und

„*Wir danken unserem Führer*“.

Die Freude der Wiener am bunten Gedränge und Schaugepränge war nach langer Zeit wieder einmal restlos befriedigt.

Mir schwirrte nur so der Kopf! Der ehemalige Kamerad aus dem Männerheim in der Melde-
mannstraße, dem ich so oft prophezeite, daß er es niemals in seinem Leben zu etwas bringen würde, war jetzt als der Führer des Großdeutschen Reiches in Wien eingezogen! Sein armseliger, fluchtähnlicher Auszug aus Wien im Jahre 1913 und sein glorreicher Einzug 25 Jahre später, den kein Kaiser jemals so überwältigend erlebte, standen sich menschlich unfassbar gegenüber. Nach dem Urteil Udets und von Hassells lebte Hitler von dieser Stunde an in der Einbildung, ein Instru-

ment der Vorsehung zu sein. Sorgenvoll sah die Gattin des Kammersängers Slezak auf das Gewoge der Ringstraße hinab und fragte mich, was uns Hitler wohl bringen würde und wer er eigentlich sei. [243] Während ich nach einer präzisen Antwort suchte, gab sie bereits der Kammersänger selbst, indem er sagte:

„Hitler ist der Schatten der Friedensverträge, der ganz Europa verdunkeln wird!“

Hitler selbst scheint dieser unerwartete Empfang den Verstand geraubt zu haben. Bei meiner ersten Begegnung, unmittelbar^[CM24] nach seinem Einzug in Wien, erzählte er mir, er hätte eine seltsame Vision gehabt. Als er vom Balkon der Neuen Hofburg herab, die größte Vollzugsmeldung erstattete, nämlich den Eintritt seiner Heimat in das Deutsche Reich, da habe ihm plötzlich die Stimme versagt. Für kurze Zeit sah er nicht mehr die jubelnden Volksmassen zu seinen Füßen, sondern ein riesiges Heer aus Walhalla, angeführt von den toten Kaisern, Fürsten und Helden des alten Germanenreiches. Im Hintergrund erschaute er Wotans Gestalt, im hellen Glanz und in unfaßbarer Größe. In der linken Hand trug er einen Schild aus reinstem Kristall, in der rechten, gegen Osten weisend, ein flammenzüngelndes Schwert.

Diese Vision, im Auftrag Wotans zu handeln, scheint ihn später tatsächlich verfolgt zu haben und er glaubte auch die Stimme der Vorsehung zu hören, die ihm Befehle erteilte.

Wer wußte nun wirklich in Wien konkrete Angaben über Hitler und seine Ziele zu machen? Die vor Freude und Erregung tobende Masse gewiß nicht! Wer hat die Massen so suggestiv alarmiert, [244] daß Hunderttausende zur Stelle waren? Der begeisterte Empfang, der Hitler bei seinem Einzug in Österreich bereitet wurde, wird erst verständlich, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung seit 1918 dauernd politische Spannungen und Unruhen, die mit den schwersten Existenzsorgen verbunden waren, durchmachte, daß sie in Wien den blutigen Juli 1927, die Februarrevolte und den Dollfuß-Putsch im Jahre 1934 erlebte und die letzten Tage nach Berchtesgaden in Ungewißheit und Unsicherheit verbrachte. Die Österreicher waren politisch müde geworden. Sie freuten sich aufrichtig, daß endlich eine Regierung abtrat, die weder der politischen noch der wirtschaftlichen Lage Herr werden konnte und die auf einen programmatischen Kurs eingeschworen war, den die überwiegende Mehrheit der Staatsbürger ablehnte, ohne deshalb gerade für den Anschluß gewesen zu sein. Die verhältnismäßig wenigen Nationalsozialisten, die es damals in Österreich gab, hätten dieses Massenaufgebot zur

Begrüßung Hitlers nie zustande gebracht, wenn es nicht der Wille des Volkes gewesen wäre, Schuschnigg abzuschütteln und ein System zu beenden, das die Demokratie abschaffte und auf dem Wege war, Österreich zu einem Bettlerstaat zu machen.

Der Glaube, der das Volk mit Hitler verband, gipfelte in der Erkenntnis, daß Hunger und Elend, die jahrelang Österreich heimsuchten, durch den Anschluß beendet würden. Man hoffte, daß unsere schöne, altherwürdige Donaustadt, als zweite Metropole des Reiches sowie als großer wirtschaftlicher Umschlagplatz nach dem Osten, zu neuem Glanze emporsteigen werde.

[245] Dieser berechnete Glaube versetzte das Volk, das die heißersehnte wirtschaftliche Auferstehung verwirklicht und den Frieden nach schweren politischen Kampftagen gesichert sah, in einen hellen Taumel der Begeisterung. Dazu kam noch der Umstand, daß auch die Jugend, die vor einem abgrundtiefen „Nichts“ stand, nunmehr einer besseren Zukunft entgegensehen konnte.

Die Begeisterung in Österreich, besonders in Wien, wich bald nüchternen Überlegungen, obgleich Tausende Österreicher deutsche Städte in Sonderzügen besuchen konnten, 25'000 Freiplätze für erholungsbedürftige Kinder zur Verfügung gestellt wurden, 20'000 Radioapparate an Bedürftige zur Verteilung kamen und das Reich fünf Millionen Reichsmark für die Beseitigung von Elendswohnungen angewiesen hatte. Diesen Süßigkeiten folgte aber sogleich die bittere Pille der Verordnung über den Umrechnungskurs des Schillings in Mark, was einer teilweisen Enteignung des österreichischen Vermögens gleichkam. Dafür erschien am 26. März Göring in Wien und verkündigte ein ungeheures Aufbauprogramm, wie den Bau von Kasernen, Flugplätzen und Flugzeugfabriken, die Ausnützung der Wasserkräfte, die Donauregulierung und im Zusammenhang damit den Bau eines großen Donauhafens. Weiters wurde die Steigerung der Produktion bei der Alpine Montan, die Erschließung von Erzvorkommen, wie Blei, Magnesit, Kupfer etc., sowie die Förderung der Ölgewinnung im Wiener Becken ins Auge gefaßt. Der Ausbau der chemischen Industrie, die Errichtung von Spinnstofffabriken und die wirtschaftlich [246] erweiterte Ausnützung des Holzes sollten ehestens in Angriff genommen werden.

Verging den Arbeitern nicht Sehen und Hören bei solchen Versprechungen, die dann tatsächlich im Dienst der Aufrüstung auch verwirklicht wurden? Es zeigte sich immer deutlicher, daß Hitler Österreich für seine Absichten und Zwecke **unbedingt** brauchte, besonders, um das wertvolle

Eisenerz in seine Hand zu bekommen. Er hätte, auch ohne die Nationalsozialisten, niemals auf Österreich verzichtet, was auch sein bewaffneter Überfall auf die Tschechoslowakei und später auf Polen eindeutig beweist.

Die Zuversicht und die Hoffnung auf Arbeit und Beseitigung der Arbeitslosigkeit wurden durch diese Rede Görings sichtlich gesteigert. Drohungen, Verhaftungen, Terror schüchterten den gegnerischen Teil der Bevölkerung ein und lähmten ihren Abwehrwillen. Als am 10. April 1938 die Abstimmung stattfand, konnte er bei 13'360 Stimmhaltungen und 11'807 Nein-Stimmen, dennoch 99 Prozent der abgegebenen Stimmen in Österreich zu seinen Gunsten verzeichnen. Er war immerhin vorsichtig genug, die Volksabstimmung, die ursprünglich nur für Österreich allein vorgesehen war, zu einer Abstimmung für das ganze Großdeutsche Reich auszuweiten, bei der nicht 4½ Millionen stimmberechtigte Österreicher, sondern 75 Millionen Wähler befragt wurden. Vom Wahlrecht waren alle Personen, die im Sinne der Nürnberger Rassengesetze Juden waren oder als solche galten, bereits ausgeschlossen.

Eine große Propagandawelle ging der Volksabstimmung voraus, die gleichzeitig auch zum Beitritt [247] in die NSDAP warb. Daß auch die Bischöfe eine Erklärung zu Gunsten Hitlers abgaben, förderte die NSDAP sehr, da sie im Aufruf an die Gläubigen, der von allen Kanzeln verlesen wurde, das Wirken der nationalsozialistischen Bewegung auf dem Gebiete des völkischen und wirtschaftlichen Aufbaues anerkannten und erklärten, daß sie am Tage der Volksabstimmung es als ihre selbstverständliche, nationale Pflicht erachten, sich als Deutsche zum Deutschen Reich zu bekennen, was sie auch von allen anderen gläubigen Christen erwarten. Das Rundschreiben, das mit den besten Segenswünschen für die Zukunft schloß und das außer von fünf Bischöfen auch vom Fürsterzbischof der Wiener Diözese, Kardinal Dr. Innitzer, unterzeichnet und dem der eigenhändige Heil-Hitler-Gruß zugefügt war, erregte schon damals bedeutendes Aufsehen, ließ aber erhoffen, daß zwischen Kirche und Staat ein gedeihliches Zusammenarbeiten möglich werde.

Ein hoher kirchlicher Würdenträger^[CM25], mit dem ich wegen des zum Tode verurteilten Priesters Professor Roman Karl Scholz eine Rücksprache hatte, erklärte mir Jahre später, daß dieses Schreiben nicht freiwillig zustande gekommen sei.

Die politischen Ziele, die das Reich mit dem Anschluß verfolgte, standen allerdings im krassen Gegensatz zu den österreichischen Wünschen. Da

es Seyß-Inquart wagte, sich für die österreichischen Interessen einzusetzen, wurde er brüsk abberufen und durch Gauleiter Bürckel ersetzt. Die österreichischen Nationalsozialisten sahen sich gleich nach dem Anschluß um ihre Rechte betrogen, denn mit dem Einmarsch der deutschen Truppe traf auch [248] ein Heer deutscher Beamten ein, die alle wichtigen, höheren Stellen für sich in Anspruch nahmen. Um den ungünstigen Eindruck dieser Maßnahme zu verwischen, erzählte man den Österreichern, es handle sich nur um eine vorübergehende Verfügung des Führers, die nur zu dem Zwecke erlassen wurde, um die österreichischen Kollegen so rasch als möglich mit den reichsdeutschen Einrichtungen bekannt zu machen.

In Wirklichkeit wurde sie eine Dauereinrichtung. Es gelang fast keinem österreichischen Beamten, eine Dienststelle zugewiesen zu erhalten, welche die Tausen-Mark-Grenze im Monat überstieg. Die Überfremdung ergriff aber nicht nur die staatlichen Ämter, sie machte auch vor dem privatwirtschaftlichen Sektor nicht halt. Im Rahmen der Arisierung übernahmen vorwiegend Reichsdeutsche die großen Unternehmungen, die früher Juden gehörten. Uralte österreichische Industrien und Großhandelshäuser wurden **gezwungen**, sich mit reichsdeutschen Firmen zu fusionieren, in welchen dann nicht mehr die Österreicher, sondern die Fremden aus dem Reiche die Herren waren. **So** hatte sich kein Österreicher den Anschluß vorgestellt. Die Mißstimmung wurde immer größer, da die österreichischen Firmen gezwungen wurden, unter Hinweis auf das Preisstoppgesetz Preise zu halten, die aus der Notzeit Österreichs stammten und dem Kaufmann nicht einmal die Regien zu decken gestatteten. Österreich wurde buchstäblich ausverkauft. Einige Tage nach dem Anschluß war es nicht einmal mehr möglich, in Wien ein Leintuch für die eigene Bevölkerung aufzutreiben. Kaffee, Tee, Zucker, Salami, Konserven aller Art, [249] ebenso unsere Qualitätswaren verschwanden auf dem Markt, dafür erhielten wir aus dem Reiche einen Ersatz minderere Qualität zu teuren Preisen. Der bayrische Hilfszug, der unter die arme Bevölkerung Speisen verteilte, die aus österreichischen Nahrungsmitteln hergestellt wurden, kehrte mit „Überschüssen“ aus der Ostmark heim ins Reich. Selbst in Parteikreisen verglich man das Verhalten der „Piefkes“ mit einer Heuschreckeninvasion, worauf der Gebrauch des Wortes „Piefke“ mit einer schweren Strafe belegt wurde.

Anläßlich meiner ersten Begegnung mit Hitler nach dem Anschluß Österreichs an das Reich, machte ich Hitler auf die Mißstimmung aufmerk-

sam, welche die bisher getroffenen Maßnahmen, besonders die Ausschaltung der Österreicher aus höheren Positionen des Staates und der Wirtschaft, verursachten, ferner darauf, daß man befürchte, Österreich werde in Reichsgaue aufgeteilt, die direkt von Berlin aus dirigiert werden, und bat ihn, in diesen Fragen die Entscheidung den Österreichern zu überlassen.^[CM26]

Hierauf antwortete Hitler, er sehe, wir leben noch immer in einem Kantönigeist. Er habe ganz große Ziele im Auge. Wir sollen zu ihm nur Vertrauen haben, die Österreicher müßten vor allem die Verhältnisse in einer Großraumwirtschaft kennenlernen. Im übrigen kenne er keine Preußen, keine Hessen, keine Bayern, keine Württemberger und selbstverständlich auch keine Österreicher mehr. Nunmehr müsse von der Nordsee bis zur Drau ein einziges Volk von Brüdern werden. Er [250] kenne nur mehr Reichsdeutsche, es sei daher ganz überflüssig, in Wien österreichisch zu denken.

Der wahre Sinn, den Hitler mit seiner Theorie verfolgte, lag darin, daß er mit seinem Rezept den Reichsdeutschen die Möglichkeit bot, die Österreicher aus ihren Ämtern zu verdrängen, was bei Erhaltung einer österreichischen Eigenstaatlichkeit nicht möglich gewesen wäre. Aber Hitler verfolgte mit seinem Plan noch andere Ziele. Er dachte an den Krieg und wollte daher vorher das deutsche Volk gut durcheinandermischen, um so eine Opposition gegen ihn zu erschweren. Man ersieht somit, die schönen Worte von Einigkeit und Brüderlichkeit waren nichts als hohle Phrasen, mit welchen man die Parteigenossen und das Volk an der Stange hielt.

Ich habe sowohl Dr. Hammerschmidt als auch Seyß-Inquart^[CM27] gefragt, ob denn keine positiven wirtschaftlichen Abmachungen und Verträge mit Hitler über die Art des wirtschaftlichen Anschlusses Österreichs getroffen wurden. Seyß-Inquart, der bereits vom Führer mit Großwirtschaftsraumideen infiziert war, erzählte mir von der großen Tat des Führers, aus uns ein einziges Volk von Schwestern und Brüdern von der Nordsee bis zur Drau geschaffen zu haben, und daß nunmehr alles, was das Reich besitze, uns allen gehöre, nicht mehr den Österreichern, den Preußen und den Bayern.

Von Dr. Hammerschmidt, dem Adjutanten Seyß-Inquarts, erfuhr ich auch, daß dieser ein Memorandum für Hitler vorbereitet hatte, das den Anschluß Österreichs in Form einer Zoll- und Wirtschaftsunion zum Gegenstand gehabt haben [251] soll, und beabsichtigt war, dieses Schreiben Hitler anläßlich des Einzuges in Linz zu überreichen. Ob dies bereits in Linz oder zu einer ande-

ren Zeit geschah, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Für uns Österreicher wäre es von größtem Wert gewesen, wenn die Garantiemächte, die für die Erhaltung eines selbständigen Österreich zu wachen hatten, ihr Interesse wenigstens so weit bekundet hätten, daß sie sich in die Anschlußformalitäten offiziell eingeschaltet und diese nur in Form einer Zoll- und Wirtschaftsunion sanktioniert hätten. Doch nichts dergleichen geschah.

Welche Schlüsse zog nun Hitler selbst aus seinem Erfolg? Er sah, daß die Weltmächte, trotz den vorhandenen Pakten, ebensowenig an eine militärische Aktion dachten wie im Falle der Besetzung der Rheinlandzone. Seine Überlegung war gerechtfertigt, daß er bei der Besetzung Österreichs einen günstigen außenpolitischen Augenblick erfaßt und ausgenützt hatte, da Frankreich keine Regierung besaß, Italien nach dem Abessinienkrieg für eine Hilfeleistung nicht in Frage kam und England viel zu weit entfernt war, um sich zu einer raschen militärischen Intervention zu entschließen. Bei völliger Nichtbeachtung Ungarns und der Kleinen Entente sah er voraus, daß er England auch weiterhin erfolgreich würde im Schach halten können. Er hatte beim Einmarsch in Österreich nicht umsonst seine Luftwaffe den europäischen Militärattachés vor Augen geführt, welcher England und Frankreich in diesem Zeitpunkt nichts Gleichwertiges entgegenzustellen [252] vermochten. Mit dieser Auffassung behielt er vorläufig auch recht, denn als sich die **Tschechoslowakei** sofort an England mit der Bitte wandte, neben französisch-tschechoslowakischen Bündnis auch seinerseits eine formelle Garantie abzugeben, falls deutsche Truppe die Tschechoslowakei überfallen sollten, erklärte Chamberlain schon am 24. März 1938, daß er diese erbetene Garantie für eine militärische Aktion nicht geben könnte, wenngleich sie unter gewissen Umständen wahrscheinlich möglich sein würde. Das bedeutete, in die Umgangssprache übersetzt, eine klare Ablehnung. Kurz darauf begannen auch schon die absichtlich provozierten Spannungen zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei wegen des Sudetenlandes, über welches dann England, Frankreich, Italien und Deutschland am 29. September 1938 in München den Vertrag über die Abtretung an Deutschland schlossen, ohne die Tschechoslowakei selbst, als den Hauptpartner, in den Pakt miteinzubeziehen.

Vorausgegangen war dieser Aktion Deutschlands gleichfalls wieder das erprobte Mittel einer Rede, die Hitler am 26. September im Sportpalast in Berlin hielt und in der er der Tschechoslowakei wegen der Behandlung der Sudetendeutschen

zurief: „daß Deutschlands Geduld zu Ende sei.“ Jetzt mußte Hitler erkennen, daß er zum größten europäischen Staatsmann emporgestiegen sei, der die Repräsentanten der anderen Mächte, wie Chamberlain, Daladier und Mussolini nur noch zu sich nach Godesberg oder München zu „zitieren“ brauchte, um zwangsweise durchzusetzen, was er gerade wollte. Und als Benesch am 5. Oktober 1938 [253] als Präsident der Tschechoslowakischen Republik zurücktrat und die Zertrümmerung der Kleinen Entente durch die „Gewinnung“ des jugoslawischen Ministerpräsidenten Dr. Stojadinovic auch nur noch eine Frage der Zeit war, konnte Hitler anfangs März 1939 die Tschechoslowakei militärisch überfallen und sie in ein Protektorat umwandeln.

Unmittelbar darauf folgte Mitte April 1939 die längst geplante Auslöschung der Bezeichnung: „Österreich“, die durch „Ostmark“ ersetzt wurde, und die Aufteilung unseres Landes in Reichsgaue. Die Darstellung der weiteren Entwicklung bis zum Weltkrieg ist nicht mehr Gegenstand dieser Skizze, die nur bis zur Tilgung des Namens „Österreich“ reichen soll. Von der Besetzung Österreichs an datiert der Größenwahn Hitlers und der Irrsinn in seinen Entschlüssen, deren Zeugen wir werden mußten.

Von diesem Zeitpunkt an lernten aber auch die Österreicher erst allmählich den Sinn und das Wesen der NSDAP kennen, die keine politische Partei im herkömmlichen Sinne war, sondern eine Sekte in einem „tumultinen“ Staat. Son nannte der ehemalige Ministerpräsident der Slowakei Dr. Vojtech Tuka im Zusatzheft 37 zum Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie die autoritären Führerstaaten, deren Charakteristik ihm dort vortrefflich gelang, indem er schrieb.^[CM28]

„Eine Gestaltungsform der tumultinen Gesellschaft ist die Sekte. Der Ausdruck Sekte wurde meist zur Bezeichnung einer Gruppe religiösen [254] Charakters gebraucht, mit Recht findet er jedoch Anwendung auch auf profane Gebilde, namentlich Parteien. Die religiöse Sekte hat: Lehre, Priesterschaft und Kult. Auch profane Gebilde haben ihren Götzen, ihre heilige Sache (Nation, Rasse). Außer ihrer Dogmatik besitzen die sektenhaften Parteien auch ihre Bonzen und Derwische. Die Anhänger folgen ihnen in blindem Gehorsam. Der Leiter der tumultinen Gruppe handelt triebhaft, deshalb bedarf er weder der Klugheit noch der Bildung, weder des Talentes noch der Urteilskraft. Er ist allwissend, unfehlbar, niemandem verantwortlich. Er kann sich nur in seinem Milieu behaupten. Daher muß er, wenn eine Ruhepause schon verhängnisvoll lang andauert, die Erregung und damit seine eigene

Unentbehrlichkeit durch periodisch inszenierte Ereignisse erhalten. Ohne beständigen Lärm und Reklame würde seine Leiterrolle als gegenstandslos allmählich aufhören. Der tumultine Staat wird von Fanatikern gegründet. Die staatsbildende Schicht eignet sich rasch die Fertigkeit an, Ereignisse zu inszenieren und kontrolliert sogar Gedanken und Gefühle. Neben der privilegierten Meinung wird keine freie Meinung zugelassen. In tumultinen Staaten verwandelt sich die Aufgabe des Gesetzgebers in die Kunst der Interpretation. Dies wird mit despotischer Laune geübt, wobei ihnen servile Richter zur Seite stehen. Große Möglichkeiten werden der Tumultinität durch Radio, Presse sowie durch die planmäßige Heranbildung von Leitern geboten.“

Die Rolle, welche die Nationalsozialisten bei den Vorbereitungen zur Besetzung Österreichs durch Hitler spielten, wird vielfach überschätzt. [255] Hitler benötigte die Parteigenossen nur zur Vergrößerung seines Glanzes. Sie mußten für ihn die Trommel der Propaganda rühren, um auch in Österreich die Eingliederung „tumultin“ zu lösen, und sie teilten sich in Derwische, die der Sache aus Idealismus dienten, und in Bonzen aller Funktions- und Bereicherungsgrade, die nicht schnell genug Juden berauben konnten, um sich die Taschen zu füllen, und die dann vor keiner Gewaltmaßnahme zurückschreckten, wenn es galt, den mühelos erworbenen Gewinn für die Zukunft zu sichern. Nach außenhin schufen sie zwar die „Vermögensverkehrsstelle“, über die dann nur solche „verdiente“ Bewerber Judenvermögen „arisieren“ konnten, die von der zuständigen Kreisleitung der NSDAP die entsprechende, vorzügliche Beschreibung erhielten. Das sind die wahren Verbrecher gewesen, um derentwillen Europa ein Trümmerfeld werden mußte, da sie aus Dankbarkeit für die seltene Gelegenheit zur Bereicherung und zur Erhaltung ihres Profits die Lehren des Nationalsozialismus predigten, Hitler göttliche Ehren erwiesen, ihn eine Inkarnation Gottes nannten und ihm nachsagten, daß er im Auftrag der göttlichen Vorsehung handle, die ihn vor allen Anschlägen beschütze. Es waren dieselben, die uns dann, im Waffenrock oder in der Parteiform, als schlichte Denunzianten, die sich im verborgenen hielten, oder als Funktionäre der Parteigliederungen zum Durchhalten bis zum siegreichen Ende nötigten. Hitler wußte ganz genau, daß das Bekenntnis zur Partei allein nichts wert sei. Er sicherte sich daher aus der Partei, Wehrmacht und SS eine Garde von Verbrechern, die bereit war, [256] durch Raub, Bereicherung, Grausamkeit und andere Missetaten eine untilgbare Schuld auf sich zu laden und daher schon aus Angst vor einer Vergeltung mit ihm bis zum letz-

ten Atemzug ausharren mußte. Darin liegt auch die Ursache, warum alle Bemühungen scheiterten, Hitler zu einer menschlichen Haltung gegenüber den Juden zu bewegen.

Aber auch die Kirche^[CM29] mußte für ihre Gefolgschaft, die sie dem Dollfuß-Schuschnigg-Regime willig leistete, schwer leiden und büßen, indem Kloster- und Kirchengüter, darunter die weltberühmten österreichischen Stifte Melk und Klosterneuburg, eingezogen wurden, obwohl Hitler in der Rundfunkrede zur Volksabstimmung über das Staatsoberhaupt am 19. August 1934 noch sagte:

„Der nationalsozialistische Staat bekennt sich zum positiven Christentum^[] und werde die beiden großen christlichen Konfessionen in ihren Rechten schützen und ihre Pflichten mit den Auffassungen des heutigen Staates in Einklang bringen. Ich kenne nur eine Aufgabe, Deutschland wieder frei, gesund und glücklich zu machen, und Nationalsozialist ist nicht der, der nach mehr Rechten strebt, sondern jener, der bereit ist, mehr Pflichten auf sich zu nehmen.“

Demgegenüber war die Haltung der NSDAP zu den einzelnen Religionen sehr eindeutig. Die jüdische Religion wurde ausgerottet und ihre Tempel in Brand gesteckt. Parteimitglieder wurden verhalten, aus den christlichen Religionsgemeinschaften auszutreten. Höhere Ämter waren nur jenen erreichbar, die den Austritt aus der Kirche schriftlich nachweisen konnten. Ungeheuer groß war die Zahl der Priester, die in den Konzentrationslagern [257] schmachteten, über 3'000 von ihnen wurden wegen ihrer religiösen Überzeugung und Haltung hingerichtet.

Die Mitglieder der österreichischen Legion, die, zirka 40'000 Mann, nach dem Einmarsch der deutschen Truppen nach Österreich kam, entwickelten hier aus Rache, weil sie unter Dollfuß-Schuschnigg flüchten mußten, wahre Orgien von Haß und Brutalität. Unbeschreibliche Verzweiflungsszenen spielten sich in meinem Betriebe^[CM30] ab. Hilfesuchende, gejagte Menschen kamen zu mir, die der Meinung waren, wenn dies der Führer wüßte, wäre alles anders. Doch von Hitler war keine Hilfe zu erwarten.

Nach der Eingliederung Österreichs in Deutschland verschärfte sich durch das Verhalten der Legionäre und des Mobs, der sich, den Revolutionsschlamm bildend, ihnen zugesellte, das Judenproblem ungeheuer. Die Möglichkeit, ohne jede Kenntnisse, nur durch Brutalität zu ansehn^[] Vermögen zu kommen, wirkte ansteckend. Bald war ganz Deutschland in einen Krieg gegen Juda verwickelt. Ich entschloß mich zu dem Versuch, von Hitler eine Änderung in seiner Judenpolitik zu erwirken, wovon später noch die Rede

sein wird. Leider waren meine Interventionen erfolglos. Aus Hitler wurde immer mehr ein Hasser der Menschheit.

Er haßte die römisch-katholische Kirche, im Grunde eigentlich alle Religionen und ihre Priester. Er haßte die Juden, deren völlige Ausrottung ihm zum Lebensziel geworden war, er haßte die slawischen Völker, die nicht einsehen wollten, daß sie auch nur den Germanen ihre Staatenbildung [258] verdankten. Er haßte die Völker der ganzen Welt, die nicht aufgenordet aussahen, und besonders die nordischen Völker, die sich seine Ideen nicht zu eigen machen wollten. Er haßte das deutsche Volk, als es mit dem Geschick, das er ihm bereitete, nicht mehr einverstanden war, und schließlich haßte er, als das Ende nahte, auch die eigenen Parteigenossen, da sie ihm nicht genug fanatisch sein konnten.

Nun wird man wohl ohne weiteres verstehen, warum auch die Wehrmacht in das „tumultive System“ eingliedert werden mußte. Das Führerprinzip galt bis zum März 1938 bis hinunter zu den niedrigsten Dienstgraden der Partei und des Staates. Jetzt mußte es auch beim Heer eingeführt werden und zur Geltung kommen, wogegen sich Generale und hohe Offiziere mit allen Mitteln sträubten, da sie dem „Gefreiten und unbekanntem Meldegänger aus dem Weltkrieg“ nicht den Oberbefehl über die Wehrmacht überantworten wollten, den bis zuletzt immerhin der berühmte General und gleichzeitig Reichspräsident von Hindenburg innehatte. Bis zum Anschluß Österreichs gab es genug Verschwörungen gegen Hitler in Militärkreisen, die ihn beseitigen wollten, was schließlich zum Ausbruch der Reichswehrkrise führte, deren Bereinigung auch Österreich indirekt dadurch zum Opfer fiel, daß Hitler einen militärischen Erfolg dringend brauchte. War die Partei der Willensvollstrecker der obersten politischen Führung nach innen, so mußte nun die Wehrmacht das Exekutivorgan der politischen Macht nach außen werden. Um die Soldaten zu blind ergebenden Trabanten des „tumultiven Systems“ zu machen, mußte das [259] eigene Ich so lange geknickt und gebrochen werden, bis jeder Wehrmann so weit seelenlos war, daß er alle Befehle bedenkenlos ausführte und alles tat, was man von ihm verlangte.

Hiezu dienten zwei Mittel: Man verwies auf die erhabene Gestalt des Führers, dessen Befehl ein göttlicher Auftrag sei. Wo dies nichts fruchtete, mußte sich die Härte der militärischen Disziplin Geltung verschaffen. Des Führers Stellvertreter war nach dem Führerprinzip schon der letzte Gefreite. Der Größenwahn wurde bereits bei der Hitlerjugend und in den nationalpolitischen Er-

ziehungsanstalten und Ordensburgen bei einem heranzubildenden „Führernachwuchs“ großgezogen. Schon beim Arbeitsdienst begann der militärische Drill und die planmäßige Vernichtung der Menschenwürde.

Wehe dem Arbeitsmann oder Soldaten, der sich nicht bedingungslos fügte! Er wurde „geschliffen“, mußte die schwersten physischen Exerzierübungen machen oder kam aus dem Bau (Arrest) überhaupt nicht mehr heraus. Diese willenlosen und seelisch gebrochenen Soldaten führte man dann auf die Schlachtfelder, wo sie als gefügige Werkzeuge der Führung bereit waren, die größten Grausamkeiten zu begehen. Alle Verbrechen an den Juden, an den Menschen in den eroberten und besetzten Gebieten, in der Heimat und in den Konzentrationslagern finden ihre Erklärung im verantwortungslosen Führer-

prinzip. Jeder, auch der kleinste Wicht, war in dem ihm zugewiesenen Wirkungskreis, ohne erst Hitlers Befehle abwarten zu müssen, sein eigener Führer, Richter und Henker zugleich, fand Billigung und [260] Auszeichnung bei der höchsten Reichsführung. Es gab im Reich keine einzige Instanz, keine weltliche oder kirchliche Macht, die es gewagt hätte, diesem Treiben Einhalt zu gebieten.

Wer konnte beim Anschluß auch nur ahnen, zu welcher Entwicklung Hitler das deutsche Volk drängen würde, wer von den vielen, die damals den Nationalsozialismus als Heilsbotschaft begrüßten und im Hakenkreuz eine Erneuerung des Kreuzes Christi erblickten, konnte voraussehen, daß nach sieben Jahren das Ende und die Vernichtung folgen würden?

Zwei Gespräche mit Mussolini

Durch General Manda der Wiener Polizeidirektion erhielt ich, September 1936, eine Empfehlung an die Polizeidirektion in Rom, die sich für meine Luftschutzalarm-Fernsteuerung interessierte. Während meines dortigen Aufenthaltes erschien ein hoher Beamter der italienischen Regierung und erkundigte sich, ob es richtig sei, daß ich, einer Meldung aus Wien zufolge, ein Jugendkamerad Adolf Hitlers wäre. Nachdem ich dem Besucher die wesentlichsten Angaben darüber gemacht hatte, bat er mich, mit ihm zu Mussolini zu kommen, der mich kennenzulernen wünschte. Einige Minuten später brachte uns das Auto in den Palazzo Venezia.^[CM31]

Der italienische Regierungschef, der ausgezeichnet deutsch sprach, erkundigte sich über Hitlers Jugendzeit und wollte vor allem wissen, ob es richtig sei, daß Hitler einmal eingesperrt war, weil er antike Bilder gefälscht, sowie eine Salbe erfunden und verkauft hätte, mit deren Hilfe man Fensterscheiben unzerbrechlich machen könnte. Mussolini bedauerte, daß ich ihm keine verwendbare Auskunft über die Salbe gab. Was die Herstellung antiker Bilder betraf, erklärte ich lediglich, daß sie wegen der diletantenhaften Malweise unverkäuflich blieben. Ich schilderte wohl Mussolini die überschwengliche Begeisterung Hitlers, die er für die Haarpomadenreklame der Anna Csillag [262] an den Tag legte und die der Anlaß war, daß man ihm später die Eigenfabrikation einer Salbe zuschrieb. Mussolini sagte schließlich lachend: „Salbe, die Fensterglas unzerbrechlich macht,

muß auch ein gutes Geschäft sein, wenn sie auch nicht mehr hilft als die Haarpomade der Anna Csillag. Vielleicht hat Hitler Salbe doch gemacht und war ein bisserl eingesperrt!“ Dabei ahmte er mit der Hand das Umdrehen des Schlüssels nach und zwinkerte listig mit den Augen. Hierauf meinte er treuherzig, daß ich ihm die Wahrheit nicht vorzuenthalten brauche, denn Hitler sei heute ein großer Staatsmann und Jugenddummheiten würde ihm niemand, am wenigstens er selbst, zum Vorwurf machen, da er wahrscheinlich damals nur wenig Geld besaß und sich eben helfen mußte, wie er konnte. Daß Mussolini ein schlechtes Gewissen hatte, wußte ich damals noch nicht. Erst nach zwei Jahren wurde mir klar, warum er es gerne gesehen hätte, daß auch sein deutscher Führerkollege einmal eingesperrt war.

Der Duce wollte dann erfahren, ob Schuschnigg eine beliebte Persönlichkeit sei. Diese Frage mußte ich wahrheitsgetreu verneinen und darauf hinweisen, daß seine Regierung nicht in der Lage wäre, der katastrophalen Arbeitslosigkeit in Österreich zu steuern. Weiters fragte der Duce, ob in Österreich die Frage des Anschlusses noch aktuell sei. Ich erwidere, daß eine Wirtschaftsunion mit dem Deutschen Reich notwendig und erwünscht wäre, besonders wenn sich diese nicht nur auf Österreich beschränken, sondern auch Italien umfassen würde und mit der Zeit ganz Europa. Mussolini [263] fragte, ob ich über diese Idee mit Hitler gesprochen hätte. Ich verneinte.

In der Judenfrage nahm er eine vernünftigeren Stellung ein als Hitler, nachdem ich ihm erzählt hatte, von welchem fanatischen Judenhaß der Reichskanzler beseelt sei. Mussolini sagte, daß das Judenproblem in Italien schon im Hinblick auf den geringen Prozentsatz der Juden, die kaum ein halbes Prozent der Bevölkerung ausmachen, überhaupt kein rassisches, sondern bestenfalls ein politisches Problem sei, und dies nur insoweit, als das Weltjudentum sich zum unversöhnlichen Gegner des Faschismus entwickle. Ich machte Mussolini aufmerksam, daß auch in Deutschland bisher noch keine drückenden gesetzlichen Maßnahmen gegen die Juden ergriffen worden seien, und berichtete ihm von meiner Fahrt von Venedig nach Rom, auf der ich im Zugabteil mehrere deutsche Kaufleute traf, die Juden waren. Diese sprachen geradezu begeistert von Hitler und meinten, sie seien lieber Menschen zweiter Klasse in Deutschland, verdienten dort ihr Geld und hätten zu essen, als Menschen erster Klasse in Österreich, wo sie verhungern müßten, da es dort keine Arbeit gäbe. Beim Abschied ersuchte mich Mussolini, über diese Unterredung Stillschweigen zu wahren.

Zwei Jahre später^[CM32] erhielt ich in der Wiener Polizeidirektion Einsicht in einen Befehl Hitlers, demzufolge sämtliche in Wien vorhandenen Strafkarten über Mussolini durch einen Spezialkurier dem Duce auszuliefern und alle Unterlagen und Hinweise darauf zu vernichten seien. Aus einem Akt entnahm ich, daß Mussolini in seiner Jugendzeit bei einem Bau in Perchtoldsdorf bei Wien [264] beschäftigt war. Ein heißer Sommertag veranlaßte den Baumeister, seinen Rock an den Gartenzaun zu hängen, welche Gelegenheit Mussolini benützte, sich die goldene Uhr anzueignen. Der Baumeister lenkte sogleich den Verdacht auf Mussolini, als seinen einzigen fremdländischen Bauarbeiter, erschien in Begleitung des Gemeindefürsorgers auf der Arbeitsstätte und zog Mussolini die goldene Uhr samt Kette eigenhändig aus der Hosentasche, worauf der Dieb verhaftet wurde. Mussolini wurde vorerst in den Gemeindearrest gebracht und dann in das Straflandesgericht in Wien eingeliefert, aus dem er, nach Verbüßung einer sechsmonatigen Kerkerstrafe and die Schweizergrenze abgeschoben wurde.

Ob Mussolini mit dem Geschenk seines Freundes Adolf Hitler eine besondere Freude hatte, als man ihm den Strafkart überbrachte, entzieht sich meiner Beurteilung.

Im Juni 1938 traf ich Mussolini zum zweitenmal, als er einen von mir erfundenen Fernkompaß erwerben wollte. Sonderbarerweise verbot mir jedoch die Führungsstelle des Reichsforschungsamtes in Berlin, die Erfindung an Italien weiterzugeben, worauf mich der Duce einlud, als Techniker in Italien zu arbeiten.^[CM33]

Mussolini kam wieder auf die Judenfrage zu sprechen. Er war entrüstet und entsetzt, als ich ihm über die Behandlung der Juden nach dem Anschluß Österreichs berichtete, und fragte mich nach dem Erfolg meiner Intervention bei Hitler. In der Emigration der Juden erblickte er eine Schwächung seiner Orientpolitik, falls er weiter offen zu Hitler stünde, da er der Gründung eines [265] zionistischen Staates in Palästina auf keinen Fall zustimmen wolle. Er nahm sich^[REDACTED], gelegentlich selbst mit Hitler über diese Frage zu sprechen. Die Art, in der Österreich von Hitler ins Reich eingegliedert wurde, verurteilte Mussolini auf das entschiedenste. Er meinte auch, daß sich die Nachbarn Deutschlands jetzt hüten würden, mit dem Reich in wirtschaftliche Beziehungen einzutreten, wenn sie sähen, daß schon das eigene österreichische Volk so schlecht dabei abschneidet. Die größte Schuld maß er jedenfalls Schuschnigg bei, über den er wörtlich sagte: „Schuschnigg hat sich als ganz unfähig erwiesen!“ Er hielt es für einen großen Fehler Schuschniggs, den Anschluß in jeder Form hintertrieben zu haben, statt, wie er ihm geraten hatte, mit Deutschland zu verhandeln, um hiedurch Zeit zu gewinnen und die Stresmächte zur pflichtgemäßen Mitwirkung einzuschalten.

So sprach Mussolini, einen Monat nach Hitlers feierlichem Staatsbesuch in Rom, bei welchem Anlaß die schönsten Reden über das gegenseitige Einvernehmen und die weltanschauliche Gemeinschaft beiderseits gehalten wurden. Im September 1938 erließ er dann gegen die Hamiten und Semiten — wenn auch in sehr maßvoller Form — Rassengesetze, die er wenigstens mit der Verpflichtung zur Reinhaltung des italienischen Blutes nach der Eroberung des Imperiums begründete. Später verstrickte er sich immer mehr in Hitlers Netz, bis er am 28. April 1945 in Azzano, mit seiner Geliebten, Claretta Petacci, von italienischen Partisanen erschossen wurde. Die Leichen wurden von der wütenden Volksmenge in Mailand an den Füßen aufgehängt.

Der Hitler-Mythos. Die Entwicklung in Österreich

(Goebbels befiehlt die „Heiligsprechung“ Hitlers. Des Führers Selbstbiographie „Mein Kampf“ unrichtig. Heydrich. Enttäuschung der österreichischen Nationalsozialisten. Seyß-Inquart weicht „Bierleiter Gauckel“. Udet und Offizierskreise über Judenbehandlung empört. Ermordung vom Raths. Judenhetze. Südtirol. Der wütende Himmler.)

Kurze Zeit nach Hitlers Einzug in Österreich erhielt ich den Besuch des Leiters des Hauptkulturamtes in München, Schulte-Strathaus, der mich ersuchte, alle **Bilder**, die Adolf Hitler in seiner Jugendzeit in Wien gemalt hatte, aufzuspüren und sicherzustellen und den Besitzern für den Rückkauf jedes einzelnen Bildes bis zu 5'000 Reichsmark vom Hauptkulturamt anzubieten. Über das im Besitze der Frau Pichler befindlich gewesene Aquarell „Parlamentsgebäude“ habe ich bereits berichtet. Weiters ersuchte mich der genannte Kulturamtsleiter, ihm eine kurze Biographie aus der Jugendzeit des Führers in Wien zur Verfügung zu stellen, die auch schon vorher Vizebürgermeister Blaschke, damals Leiter des Kulturamtes der Stadt Wien, von mir erbeten hatte. Herr Professor D...^[CM34] wurde zur Ausarbeitung des Manuskripts eingeladen, da ich einwendete, weder die nötige Zeit zu besitzen, noch Schriftsteller zu sein. Professor D..., über den Auftrag ebenso wenig erfreut wie ich, äußerte die schwersten [267] Bedenken über die biographischen Daten, die ich ihm über Hitler geliefert hatte. Er war der Ansicht, daß wir am Ende beide verhaftet würden, denn bei dieser Arbeit käme es nicht auf die Wahrheit, sondern nur darauf an, eine Gloriole um Hitler zu zaubern. Kurze Zeit darauf erschien ein Herr vom Propagandaministerium^[CM35] im Auftrag des Dr. Goebbels mit dem Ersuchen bei mir, ich möge dringend nach Berlin kommen. Dr. Goebbels begrüßte mich herzlich, erklärte jedoch, daß meine Biographie über Adolf Hitler aus dem Grunde gänzlich unbrauchbar sei, da in ihr der ausdrückliche Hinweis darauf fehle, daß der Führer, der eine Inkarnation Gottes sei, schon in frühester Jugend seine göttliche Sendung auffallend geoffenbart habe.

Es war mir beim besten Willen nicht möglich, dabei ernst zu bleiben. Ich nahm die „religiöse“ Anschauung des Dr. Goebbels über seinen Chef schmunzelnd zur Kenntnis, da mir die Jagd Hitlers auf die Wanzen einfiel, ich an die Bilder dachte, die er in der Bratröhre bei seiner Schwester braun anrösten ließ, um ihnen ein antikes Aussehen zu verleihen, und schließlich auch die Szene im Geiste an mir vorüberzog, wie er durch ein gebohrtes Loch in der Türe spähte, um sich im richtigen Augenblick auf die nackte Grete zu stürzen. Der Reichspropagandaminister merkte aus meinem Lächeln, daß ich sein Verlangen

nicht ernst nahm, und fragte, ob ich der Ansicht sei, daß er etwa scherze. Ich bejahte und fügte hinzu, daß man für Inkarnationsdogmen vielleicht in Japan oder China, schwerlich aber in Deutschland Gläubige finden würde. Dem widersprach Doktor [268] Goebbels ganz entschieden und suchte mir klarzumachen, daß die Macht einer Idee in der Masse nur so lange propagiert werden müßte, bis daraus ein fanatischer Glaube entstehe. Da Dr. Goebbels merkte, daß ich von seiner Lehrmethode absolut nicht zu überzeugen war, richtete er an mich die Frage, ob ich aus Hitlers Vorleben Einzelheiten wüßte, welche die Annahme ausschließen, daß seine Herkunft göttlichen Ursprungs sei. Ich entgegnete, daß mir eben einige Begebenheiten aus Hitlers Jugendzeit eingefallen seien, weshalb ich in Fragen der Gottesinkarnation bestimmt nicht der richtige und brauchbare Sachverständige wäre. Nun drang Dr. Goebbels in mich, zu erzählen, selbst wenn es sich um Jugenddummheiten des Führers handeln sollte. Schließlich seien ja auch Personen, die eine göttliche Inkarnation darstellen, den allgemeinen menschlichen Gesetzen und Irrtümern unterworfen, da sie eben als Gott menschliche Gestalt angenommen hätten.

Nach einiger Überwindung berichtete ich Doktor Goebbels, um meine gegenteilige Anschauung in der Frage der Inkarnation zu rechtfertigen und nachdem mir strengstes Stillschweigen zugesichert worden war, über Hitlers leidenschaftliche, aber unglückliche Liebe zu der siebzehnjährigen Gretl, die sich zu seiner schwersten Enttäuschung überdies noch mit einem getauften Juden vermählt hatte, und erzählte ihm auch, wie er antike Bilder herstellte. Schließlich machte ich ihm Mitteilung über Hitlers Lehrtätigkeit bei einer alten polnischen Jüdin, in deren Bett er Wanzen umsiedelte, berichtete ihm ferner von seinen Missetaten in Kaffeehäusern, in denen er mit roter [269] Tinte gefüllte Fischblasen unter den Sitz von Jüdinnen praktizierte, und von anderen Dingen mehr^[CM36]. Goebbels war von Hitlers antisemitischen Jugendstreichen geradezu entzückt und sah darin einen wertvollen Anhaltspunkt für seinen göttlichen Auftrag, die Welt von den Juden zu erlösen.

Nun kam aber das merkwürdigste Verlangen. Dr. Goebbels nahm das Buch „Mein Kampf“ zur Hand, um mir den auffallenden Widerspruch nachzuweisen, der zwischen Hitlers eigener Dar-




stellung und meinen Manuskriptangaben über den Tod seiner Mutter bestand, und las mir die diesbezügliche Stelle aus „Mein Kampf“ vor: *„Mit dem dreizehnten Lebensjahr verlor ich den Vater. Ein Schlaganfall traf den sonst noch so rüstigen Herrn“* und *„Zwei Jahre später machte der Tod der Mutter all den schönen Plänen ein jähes Ende. Es war der Abschluß einer langen, schmerzhaften Krankheit, die vom Anfang an wenig Aussicht auf Genesung ließ. Dennoch traf besonders mich der Schlag entsetzlich. Ich hatte den Vater verehrt, die Mutter jedoch geliebt.“* Ich klärte nun Dr. Goebbels über den wahren Sachverhalt auf, daß mir nämlich Hitler schon im September 1907 mitgeteilt hatte, daß seine Mutter tot sei, um mir — wie er nachträglich gestand — zu verschweigen, daß sie nicht die Möglichkeit besaß, ihn zu unterstützen, während diese in Wahrheit erst am 21. Dezember 1907 starb. Diesen Todestag habe ich in meinem Manuskript dadurch festgehalten, daß ich unter der Abbildung von Hitlers Mutter den Text schrieb: *„ Gestorben, als Hitler 19 Jahre alt war.“* Ich meinte, Hitler müsse [270] sich beim Abfassen des Buches „Mein Kampf“ offenbar geirrt haben und bemerkte, daß mir diese unrichtige Darstellung schon bei der ersten Lektüre von „Mein Kampf“ aufgefallen wäre. Goebbels ließ jedoch meine Richtigstellung unbeantwortet und las mir weiter vor: *„Not und harte Wirklichkeit zwangen mich nun, einen schweren Entschluß zu fassen. Die geringen väterlichen Mittel waren durch die schwere Krankheit der Mutter zum großen Teil verbraucht worden; die mit zukommende Waisenpension genügte nicht, um auch nur leben zu können, also war ich angewiesen, mit irgendwie mein Brot selber zu verdienen. Einen Koffer mit Wäsche und Kleidern in den Händen, mit einem unerschütterlichen Willen im Herzen, fuhr ich so nach Wien. Was dem Vater 50 Jahre vorher gelungen, hoffte auch ich dem Schicksal abzujauchen, auch ich wollte „etwas“ werden, allerdings — auf keinen Fall Beamter.“* Auch dies entsprach nicht den Tatsachen, da Hitler nicht erst nach dem Tode seiner Mutter nach Wien kam, sondern bereits ein Jahr in Wien war, als sie starb. Ich hatte eine gewisse Freude daran, den großen Propagandisten Dr. Goebbels in dieses Dilemma hineinverwickelt zu haben, und war nun sehr neugierig, wie er sich in dem Widerspruch, den Hitler selbst verschuldet hatte, zurechtfinden würde. Er wählte allerdings hierzu die einfachste Methode, indem er mir verbot, den Todestag der Mutter mit dem richtigen Datum anzuführen, und trug mir auf, meine biographische Schilderung mit jener Hitlers in Einklang zu bringen. Gerade die Hilflosigkeit des Kindes „Adolf“, so argumentierte Dr. Goebbels



[271] weiter, das, frühzeitig der Eltern beraubt, nun sein Brot in der Fremde selbst verdienen müsse, zeige so recht die unendliche Größe des Führers sowie seine göttliche Sendung, aber auch die schicksalshafte Vorbestimmung, daß er an seiner eigenen Person den bitteren Leidensweg eines ganzen Volkes in allen seinen Phasen erst kennenlernen mußte. Hitler sei nach seiner eigenen Angabe fünfzehn Jahre alt gewesen, als er die Mutter verlor. Ich mußte doch begreifen, setzte Dr. Goebbels fort, daß es ein gewaltiger Unterschied sei, ob man mit fünfzehn oder mit neunzehn Jahren elternlos wird. Und an dieser Stelle müsse nun mein Gedanke und meine Überzeugung von der göttlichen Sendung und Inkarnation des Führers einsetzen. Mein Zusammenwirken mit dem jungen Adolf Hitler in Wien prädestiniere mich auf Grund meiner Bildung und Stellung^[CMS7] geradezu zum Johannes für die Botschaft, daß der Leidensweg Hitlers in Wien eine harte, von der Vorsehung geschickte Prüfung war, um durch das eigene Erleben von Elend und Not ein wahrer Volksführer zu werden. Und nachdem Hitler diesen dornenvollen Passionsweg furchtlos gegangen, stieg er jetzt in den Glanz und die Glorie eines Gottes bei seinem auserwählten deutschen Volk auf. Ich wunderte mich sehr darüber, daß Goebbels gerade christlich-religiöse Vorstellungen unbedingt auf Hitler übertragen wissen wollte, und verließ mit reichlich gemischten Gefühlen und in der Erkenntnis das Ministerium, daß ich dieser gewaltigen, propagandistischen Aufgabe, die man von mir verlangte, absolut nicht gewachsen sei.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Wien [272] traf der SS-Gruppenführer und Chef der deutschen Sicherheitspolizei Heydrich hier ein und verfügte meine Vorladung ins Gauhaus. Er verlangte von mir, daß in meiner Biographie alle Rußland betreffenden Stellen geändert werden müßten. Ich erwähnte nämlich in meinen Aufzeichnungen die ursprüngliche Überzeugung Hitlers, daß die panslawistische Bewegung Deutschland überhaupt nichts angehe und das Reich unterliegen würde, falls es einen Kampf gegen Rußland riskieren sollte, was auch den Untergang der Häuser Hohenzollern und Romanow zur Folge hatte. Hitler sah in jener Zeit in einer Erstarkung der panslawistischen Bewegung die Möglichkeit, den österreichisch-ungarischen Staat zu zertrümmern und die deutschsprachigen Gebiete mit dem Deutschen Reich zu verbinden, was Schönerer seit jeher gefordert hatte. Nach der Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich durfte aber nicht mehr darüber gesprochen werden, da dies „mit der Ostpolitik des Reiches nicht

in Einklang zu bringen ist“, wie sich Heydrich wörtlich ausdrückte. „*Es ist der Wille des Führers, Rußland vom kommunistischen Joch zu befreien! Der Krieg mit der Sowjetunion ist eine beschlossene Sache.*“ Weiter beanstandete Heydrich die Wiedergabe der Anschauung Hitlers, die er in der Zeit vor 1914 tatsächlich vertrat, daß nämlich ein Nationalitätenstaat wie Österreich nur dann erfolgreich regiert werden könnte, wenn man allen Nationen gleiche Rechte zubillige. Mein Partner bezweifelt vor allem, daß Hitler überhaupt jemals solche freimaurerische Ansichten geäußert hätte. Er erging sich in Vorwürfen, daß ich den Versuch [273] unternähme, dem Führer Ideen zu unterschieben, die einen Verrat an der Rassentheorie darstellen. Meinen kurzen Hinweis auf Paneuropa, der den Abschluß der biographischen Skizze bildete, nannte Heydrich das „Aufwärmen der verkrachten Idee des verjudeten Coudenhove-Kalergi“ und lenkte das Gespräch auf die Religionsübungen, die nach dem siegreichen Kriegsende in den Schulen zur Heldenverehrung gestaltet werden sollten.

Ich erkannte, daß es am besten wäre, die Hitler-Biographie^[CM38] geschickt beiseite zu legen, um der Gefahr zu entgehen, von ernstdenkenden Menschen bei der Lektüre über Hitlers Inkarnation als Geisteskranker angesehen zu werden oder meine Freiheit in einem Konzentrationslager einzubüßen.


Nach einiger Zeit^[CM39] erhielt ich den Besuch eines Herrn aus der Reichskanzlei, der mit dem Wunsch Hitlers überbrachte, ihm so bald als möglich in Berlin einen  abzustatten. Vorerst wurde ich jedoch von der Reichskanzlei zu Goebbels und nach ihm zu Himmler beschieden. Beide urgierten die Fertigstellung der Hitler-Biographie auf Grund der neuen, mir von Goebbels und Heydrich bereits erteilten Richtlinien. Ich konnte mich bei beiden mit dringenden Arbeiten für technische Aufträge^[CM40] noch ausreden.

Am folgenden Tag wurde ich von Hitler un-
gemein liebenswürdig in einer langen Audienz empfangen, der mir nahelegte, meinen Beruf als Techniker aufzugeben, bei ihm in Berlin zu bleiben und als Minister in seiner nächsten Umgebung [274] mitzuarbeiten. Ich genieße, versicherte er mir, sein unbegrenztes Vertrauen. Ich hätte ihm dadurch, daß ich in den Jugendjahren mit beiden Füßen fest im Leben stand und ihm so oft uneigennützig geholfen habe, seinen D^{} und seine Bewunderung abgerungen, die er  dauernd erhalten wolle. Schließlich bat er mich, ich möge niemandem, besonders nicht Goebbels oder Himmler, Begebenheiten aus seiner Jugendzeit mitteilen. Allein der Weg, den Hitler mittlerweile be-

schritten hatte, wies nicht in die Richtung meiner Gedanken und Vorstellungen, weshalb ich mir die Erlaubnis erbat, meine Bedenken rückhaltlos und ohne Beschönigung vorbringen zu dürfen, was er mir auch bereitwilligst zugestand.

In einem Schreiben vom 8. Mai 1938 habe ich, bereits in Kenntnis eines beabsichtigten Angriffes gegen Rußland, Adolf Hitler meine Meinung vorgetragen, auf die ich keine Antwort erhielt. Da sich die Verhältnisse in Österreich immer mehr verdüsterten, bat ich ihn in einem Brief vom 26. Juni 1938 um eine entsprechend würdige Behandlung unseres Landes.

Im Lager der österreichischen Nationalsozialisten entstand sehr bald nach Hitlers Einmarsch eine große Mißstimmung, da **keine** ihrer Forderungen erfüllt wurde. Die weitere Entwicklung schlug vielmehr eine Richtung ein, die niemand vorausahnen konnte. Auch Dr. Seyß-Inquart wurde schon am 23. April 1938 durch den früheren Gauleiter der Saarpfalz, **Joseph Bürckel**, ersetzt.

Da es niemand wagte, Hitler über die pessimistische Stimmung zu unterrichten, welche diese [275] unerwartete Entwicklung in Österreich sowie andere Vorkommnisse auslösten, verfaßte ich mein Schreiben vom 26. Juni 1938. Nun griff erstmalig die Gestapo ein. Die Briefkopien und die Stenogrammhefte wurden bei einer Hausdurchsuchung konfisziert. Ich mußte weiters vor dem Gauleiter Bürckel und Abgesandten der Gestapo einen Eid leisten, daß ich keine weiteren Durchschriften oder Abschriften besitze und daß ich die konfiszierten Schreiben weder aus dem Gedächtnis reproduzieren, noch deren Inhalt mündlich weiterverbreiten werde. Zum Glück überließ ich einem von mir sehr geschätzten ehemaligen Richter^[CM41] zur privaten Information ebenfalls Kopien meiner Briefe an Hitler, da er alle meine Bemühungen wärmstens unterstützte und mit großer Aufmerksamkeit verfolgte. Diese blieben mir nebst Konzepten erhalten und fielen nicht in die Hände der Gestapo. Im Verlaufe der Einvernahme wurde mir ferner strengstens verboten, Auskünfte über die Jugendzeit des Führers zu geben, nicht einmal hochgestellten Persönlichkeiten des Staates oder der Partei. Für den Fall der Übertretung die  Verbote drohte man mit dem Konzentrationslager, vor dem mich selbst meine ausgezeichneten Beziehungen zu Hitler nicht schützen könnten. Bürckel machte mir anschließend daran den Vorwurf, daß es unverantwortlich sei, das Wohlwollen des Führers derart zu mißbrauchen. Meinem Einwand, daß mich doch Hitler selbst ersucht hätte, ihn auf alle Mißstände schonungslos aufmerksam zu machen, und daß ich ihn nur im Interesse und zum Besten Öster-

reichs vor Mißgriffen bewahren wollte, begegnete Bürckel: „Ja! Was denken Sie [276] eigentlich? Wollen Sie gescheiter sein als unser Führer, den uns Gott geschickt hat, damit er Deutschland groß, stark und mächtig macht? Wir danken für solche überflüssige Bemühungen! Der Führer wollte von Ihnen keine Informationen über Mißstände und über das Verhalten von Parteimitgliedern, sondern über die Gegner der Partei. Aber Ihr Vorgehen gegen die Parteigenossen ist im höchsten Maße verleumderisch.“ Ich legte Bürckel dar, daß ich in meinem Schreiben an Hitler nur die Überzeugung vertrat, daß die geschäftstüchtigen Parteigenossen, die sich das Vermögen der Juden billig angeeignet hatten, aus der Partei ausgeschlossen werden müßten, da es mit der Würde der Partei — an deren Spitze Adolf Hitler stehe — nicht in Einklang zu bringen wäre, andere Staatsbürger zu berauben und unmenschlich zu behandeln. Angesichts der kulturlosen Verstöße, die sich in Wien ereigneten und die von der Mehrzahl der Einwohner abgelehnt wurden, hätte ich es eben als meine Pflicht erachtet, den Führer darüber zu benachrichtigen, obwohl ich einsah, daß mein Vorgehen so manchem Herrn nicht angenehm sei.

Im Auftrag Himmlers wurde von der Gestapo die Hitler-Biographie gleichfalls bei mir beschlagnahmt und mir verboten, sie mit dem derzeitigen Text oder in veränderter Form im In- und Ausland zu verbreiten oder einem Verleger anzubieten. Die wenigen Manuskriptdrucke wurden von der Gestapo sogar bei meinen Freunden beschlagnahmt.^[CM42]

[277] Es erwies sich als ein Verhängnis für die Wiener und für die Partei, daß sich **Seyß-Inquart** nicht durchsetzen konnte. Hohe Parteikreise, die ihn als „Betbruder“ bezeichneten, nahmen gegen ihn Stellung und schwächten seine Autorität. Schon seine ersten Anordnungen, daß die Plünderungen jüdischer Geschäfte und die Heranziehung von Juden zu entwürdigenden Arbeiten, bloß zum Zweck der öffentlichen Schaustellung, zu unterbleiben hätten^[CM43] wurden einfach nicht befolgt. Unter Bürckel flauten anfänglich die Mißstände etwas ab. Aber nur für kurze Zeit. Bürckel war in Wien ein Fremder, den die hiesigen Prominenten absolut nicht wollten und die seine Stellung dadurch zu untergraben hofften, daß sie sich über seine Anordnungen einfach hinwegsetzten und weiter plünderten oder wild arisierten. Bürckel ließ schließlich alles gehen, wie es eben ging. Statt für Gerechtigkeit zu sorgen, ergab er sich dem Trunk, schanzte selbst lieben Freunden beim Heurigen jüdische Unternehmungen zu und mußte fast täglich — „steif wie ein Besenstiel“, wie die Wiener sagen — ins Auto und nach Hause

gebracht werden. Wegen seiner Trunksucht wurde er in Wien statt als Gauleiter Bürckel mit dem Spitznamen „Bierleiter Gauckel“ bezeichnet.

In jenen Parteikreisen, die den Anschluß aus wirtschaftlichen Gründen begrüßt hatten, war man über die Toleranz der oberen Parteileitung den Arisuren gegenüber, die den Juden in Ausnutzung ihrer Notlage teure Geschäfte, kostbare Wohnungseinrichtungen und Hausbesitz abschwindelten, [278] auf das tiefste bestürzt. Da nur Parteigenossen oder jene, die sich auf ein erstklassiges Zeugnis der zuständigen Kreisleitung über ihre nationalsozialistische Haltung berufen konnten, Judenvermögen überhaupt arisieren durften, richtete sich naturgemäß die Abneigung in erster Linie gegen die Partei. In Berlin sagte mir Reichsfeldzeugmeister **Udet**,^[CM43] daß auch Göring grundsätzlich gegen diese Art der Geschäftsübernahme Stellung nehme, doch anscheinend gegen die Strömung unterirdischer Kreise nichts ausrichte. Ich lernte durch Udet viele hohe Offiziere^[CM44] und Stabsingenieure kennen, die mich eindringlich baten, als ehemaliger Jugendkamerad bei Hitler vorstellig zu werden, um ihn zu einer vernünftigen Haltung in der Judenfrage zu veranlassen, da er von meiner Seite eine solche Bitte offenbar ruhiger hinnehmen würde als von Personen, denen er immer nur zu befehlen gewohnt sei. Udet sagte noch: „Diese Schweinekerle bringen uns das ganze Reich beim Ausland in Verruf und Mißkredit.“

Ich verfaßte hierauf gemeinsam mit Dr. Josef Glogau, dem^[CM45] heute in Paris lebt und früher in Wien ein international bekanntes Patentverwertungsbüro^[CM45] besaß, einen Arisierungsplan, den ich persönlich Göring überreichte. Dieser befaßte sich eingehend mit dem vorgelegten Entwurf, zeigte sich bereit, die Angelegenheit im günstigsten Sinne zu behandeln, empfahl mir aber, die Sache Hitler selbst vorzutragen, um zu erkunden, ob nicht von seiner Seite ein Widerstand dagegen geltend gemacht werden würde. Göring meinte auch bei dieser Gelegenheit, daß es hoch an der Zeit wäre, dem Judenwirbel, den Goebbels immer [279] wieder von neuem inszeniere, im Interesse der deutschen Wirtschaft ehestens ein Ende zu machen. Einen für alle Teile verbesserten Arisierungsentwurf, der es Parteigenossen überhaupt unmöglich machen sollte, sich am Judenvermögen zu bereichern, arbeitete ich sodann mit Rechtsanwalt Dr. Max Freureich aus und besprach ihn persönlich mit Hitler. Dieser war unter Bedachtnahme auf die wirtschaftlichen Auswirkungen meines Planes nicht abgeneigt, der Frage näher zu treten und sie zu prüfen.^[CM46]

Ich hatte den begründeten Anlaß, mit der Annahme des Vorschlages zu rechnen, da der Akt an Göring, als dem Bevollmächtigten des Vierjahresplanes zur Beurteilung übertragen wurde.

Leider kam die unglückselige Rath-Geschichte dazwischen. Am 7. November 1938 wurde auf den Legationssekretär der deutschen Botschaft in Paris, vom Rath, ein Revolverattentat verübt. Der Täter, ein jüdisch-polnischer Staatsbürger namens Herschel Seibel Grynspan, soll bei seiner Verhaftung, wie in den deutschen Zeitungen zu lesen war, angegeben haben, daß er die Tat verübte, um seine jüdischen Rassegenossen zu rächen. Kein Mensch glaubte jedoch an dieses Tatmotiv, als auch schon gleichzeitig im ganzen Reich wie nach einem wohlvorbereiteten Plan wüste Verfolgungen und antijüdische Aktionen einsetzten, unter denen das Niederbrennen der Tempel (was zum Beispiel in Wien die verführte Hitlerjugend besorgte) noch die harmloseste war. Im Wege der Gesetzgebung (!) wurde den Juden eine Sühneleistung von 1 Milliarde Reichsmark auferlegt.

Sofort trat das Ausland mit Protestnoten aus [280] Amerika und England auf den Plan, alle Kulturländer lockerten die bestehenden Einreiseverbote, um den aus Deutschland in Massen flüchtenden Juden Aufnahme zu gewähren oder ihre Emigration zu erleichtern. Auf den Reichstagsbrand am 27. Februar 1933, welcher den Vorwand für die Kommunistenverfolgungen abgeben mußte, folgte nun die Grynspan-Affäre, deren wahre Hintergründe bis heute noch nicht aufgeklärt sind.

Als ich, allen diesen Ereignissen zum Trotz, wieder bei Hitler vorsprach, verwies er mich nach einer kurzen Aussprache an Dr. Goebbels und Himmler, da diese den betreffenden Akt bearbeiteten.

Vorher überreichte ich Hitler noch einige Petitionsschreiben der **Südtiroler**, die mir in Wien eingehändigt worden waren. Ich wurde auch mündlich wiederholt bestürmt, Hitler von der bitteren Enttäuschung sowie Empörung in Kenntnis zu setzen, die sich der Deutschen und Österreicher Südtirols bemächtigt hatten, und zwar wegen der ausgesprochen skandalösen Methoden, die die italienischen Behörden bei der Aussiedlung zur Anwendung brachten. Den Parteistellen selbst war es strengstens verboten, derartige Bittschriften oder Beschwerden aus Südtirol an die Reichskanzlei weiterzuleiten, da für die NSDAP der Grundsatz galt: „Der Führer irrt nicht!“ Nachdem Deutschland und Italien nach der Eingliederung Österreichs unmittelbare Nachbarn geworden waren, erklärte Hitler anläßlich seines Staats-

besuches in Rom anfangs Mai 1938 in einer feierlichen Ansprache im Palazzo Venezia: „Es ist mein unerschütterlicher Wille und mein Vermächtnis an [281] das deutsche Volk, daß es deshalb die von der Natur zwischen uns beiden aufgerichtete Alpengrenze für immer als eine unantastbare ansieht.“ Hitler las in meiner Gegenwart sogleich zwei Schreiben durch, war anfänglich über den Inhalt sehr verärgert, sagte aber dann: „*Bitte! Aber nicht für den öffentlichen Gebrauch! Mir fällt es nicht im Traum ein, Südtirol dauernd bei Italien zu belassen! Nur aus Gründen einer höheren, staatlichen Notwendigkeit mußte ich Mussolini gegenüber die Südgrenzen anerkennen. Es wird sich aber schon aus der allernächsten Entwicklung die Möglichkeit ergeben, Mussolini für Südtirol eine andere Entschädigung anzubieten.*“ Der Reichskanzler war also schon 1938 nicht mehr gewillt, diesen Status, im Gegensatz zu seinem feierlichen Versprechen, in der Zukunft aufrecht zu erhalten.

Als ich bei Dr. Goebbels vorsprach, machte mir dieser schwere Vorwürfe, daß ich Hitler wegen der „stinkenden Juden“ belästige, deren Ende und Untergang nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt unmittelbar bevorstünde. Kein vernünftiger Deutscher denke jetzt mehr daran, den Juden gegenüber eine nachgiebige Haltung einzunehmen, da dieses Volk so viel Unglück über die Welt gebracht hätte, daß es unbedingt ausgerottet werden müßte. Den Akt, sagte mir Dr. Goebbels weiter, behandle gerade der Reichsführer SS Himmler, der mir alles Notwendige dazu sagen würde.

Einigermaßen um meine Freiheit besorgt, begab ich mich von Dr. Goebbels zu Himmler. Dieser [282] schrie mich an und tobte, daß ich mich für die Juden einsetze und meine kameradschaftlichen Beziehungen zum Führer mißbrauche, um diesen Dreckjuden mit einem Geschäftsplan aus der Tunke zu helfen. Sicherlich hätte ich mir eine recht ansehnliche Erfolgsprovision dafür ausbedungen. Wenn ich es mir aber nochmals einfallen lassen sollte, zugunsten der Juden zu intervenieren, lasse er mich gemeinsam mit ihnen in ein aufgelassenes Bergwerk einmauern, wo wir uns gegenseitig auffressen könnten, wenn wir Lust und Hunger hätten. Ich erwiderte Himmler, daß mich nur moralische Erwägungen und die Besorgnis um das Ansehen des Reiches im Ausland bewogen hätten, für eine günstige Lösung der Judenfrage einzutreten, und hielt ihm vor, daß das Weltgewissen über das ganze deutsche Volk bereits das Urteil der Kulturlosigkeit und des Barbarentums gefällt habe. Daß mich bei dieser Fürsprache keine materiellen Interessen leiteten,

müßte der Reichsführer deutlich aus dem Umstand erkennen, daß ich Hitlers Einladung, Reichsminister zu werden, abgelehnt habe, da ich mich mit den Vorkommnissen nicht identifizieren wolle und könne. Daraufhin sprang Himmler auf, wies mir die Türe und schrie mir noch wörtlich nach: „*Ich scheiße auf das Weltgewissen, und Ihnen werde ich auch noch zeigen, wie Deutschland mit seinen Feinden umgeht und fertig wird, falls Sie sich noch länger spielen sollten!*“ Damit hatte meine Intervention zugunsten der Juden ihren vorzeitigen und endgültigen Abschluß gefunden.

[283] Eine Überzeugung gewann ich jedenfalls aus den Unterredungen mit Hitler, Himmler und Dr. Goebbels, daß nämlich der Führer über sämtliche Ereignisse im Reich auf das genaueste unterrichtet war und daher der beliebte Ausruf der Leute: „Wenn das der Führer wüßte!“ absolut keine Berechtigung besaß. Weiters ersah ich, daß Hitler staatswichtige Angelegenheiten seinen Ministern zur selbstherrlichen Entscheidung überließ und außer ihnen niemandem sonst ein geneigtes, verständiges Ohr lieh.

Anschließend drei Briefe an Hitler, deren Kopien der Gestapo nicht in die Hände fielen.

8. Mai 1938

An den
Führer des Großdeutschen Reiches
Adolf Hitler
Berlin
Reichskanzlei.

Mein Führer!

Auf Grund der seinerzeitigen Unterredung, die ich mit Ihnen hatte, soll ich der NSDAP beitreten und ein mir von Ihnen zugedachtes hohes, politisches Amt übernehmen. Ehrlich und gewissenhaft habe ich hierüber nachgedacht und komme nach reiflicher Überlegung und Prüfung meiner Fähigkeiten zu dem Schlusse, daß ich zu einem Politiker nicht taugte, da all mein Sehnen und Denken technischen Aufgaben, Problemen und Erfindungen [284] gewidmet ist. Ich bin auf meinem Fachgebiet: Fernmeldetechnik international bekannt, und diese Arbeiten sollen auch mein künftiges Leben voll ausfüllen. Politiker in höherer Mission dagegen würde ich nur dank meiner Jugendbekanntschaft zu Ihnen, mein Führer, sein. Daß ich, wie jeder intelligente Mensch, das politische Geschehen verfolge, ist selbstverständlich, da damit das geistige und wirtschaftliche Wohl der Heimat unmittelbar und untrennbar verbunden ist.

Ihrer freundlichen Einladung Folge leistend, mich zu allen Fragen offen und vorbehaltlos

äußern zu dürfen, komme ich um so lieber nach, als ich hoffe, daß meine Sorgen und Bedenken bei Ihnen eine verständige Aufnahme finden werden.

1. Das Ost-Problem des Reiches. (Krieg mit Rußland)

Ich hatte immer viel im Ausland zu tun und kenne daher die Stimmung in den verschiedenen Ländern dem Dritten Reiche gegenüber. Für den Fall, als Deutschland tatsächlich einen Krieg gegen die Sowjetunion riskieren sollte, ist mit Gewißheit anzunehmen, daß über alle sonstigen politischen und wirtschaftlichen Differenzen hinweg Rußland der Hilfe seitens Englands und Amerikas sicher sein könnte. Dies würde einen neuen Weltkrieg bedeuten. Wenn Sie das wirtschaftlich und militärisch höchstmögliche Einsatzpotential gering mit fünf Kriegsjahren annehmen, ist der Schluß gerechtfertigt, daß bei einem derartigen Abnutzungskrieg ein totaler Sieg Deutschlands kaum möglich sein wird, ein Kompromiß-Friede die Lage des Reiches im Vergleich zur heutigen Situation kaum nennenswert verbessern dürfte, aber ein verlorener [285] Krieg die vollständige Vernichtung und den Untergang der deutschen Nation zur Folge haben müßte.

Wenn im letzten Weltkrieg letzten Endes um wirtschaftliche Probleme gestritten wurde, so handelt es sich diesmal darüber hinaus noch um rein politische Lösungen, die das weitere geistige und gesellschaftliche Zusammenleben mehrerer Nationen betreffen, bei welchen dann der aufgespeicherte Haß, zur höchsten Glut entfacht, kein Erbarmen mit dem Besiegten mehr kennen würde. Ich weiß, daß man sich in militärischen Kreisen alles oder doch sehr viel von einem Blitzsieg verspricht, doch bei ruhiger Prüfung der einzelnen Faktoren wird selbst ein mittelmäßiger Rechner zu dem Resultat kommen, daß es wohl möglich wäre, im Augenblick des Angriffskrieges namhafte Anfangserfolge zu erzielen, wobei es aber sehr fraglich bliebe, ob die Gegner dann den Krieg abbrechen und sich für besiegt erklären würden. Dies ist wohl nicht anzunehmen, eher das Gegenteil, daß nämlich die ganze Welt, wie einst, zum Kampfe gegen Deutschland aufstehen würde. Die Weltproduktion an Eisen und Stahl, sowie der Arbeitsleistungseinsatz ist um ein Vielfaches größer als in Deutschland. Damit ist eigentlich die Vorfrage eindeutig beantwortet, ob Deutschland einen neuen Krieg aufs Spiel setzen kann oder nicht. Dieses ungeheure Risiko, beeinflußt durch die Entwicklung der Technik, besonders des Flugzeugbaues, und verbunden mit dem ins Uferlose steigenden Verlust an Gut und Blut, nicht nur an der Front, sondern auch im Hinterland, kann nicht abgeschätzt werden, aber die

Gefahr müßte meiner bescheidenen Meinung nach durch eine ehrliche [286] Verständigung mit Rußland, die ich für durchaus möglich halte, beseitigt werden. Ein Freund, dessen Urteil^(CM47) mir sehr maßgebend ist, der fünf Jahre in Rußland weilte und über die Entwicklung und Sorgen dieses Landes immerhin einigen Bescheid weiß, informierte mich dahin, daß man in Rußland, gestützt auf Ihre Ausführungen in „Mein Kampf“ die Mutmaßung hegt, daß Deutschland die Sowjetunion angreifen werde. Das Dritte Reich behauptet, Rußland exportiere und verbreite den Kommunismus in den an Deutschland angrenzenden Ländern. Wie sieht die Sache in Wirklichkeit aus? Das politische System Rußlands wird von den europäischen Staaten abgelehnt, Bündnisse dieser Staaten mit Rußland fehlen bisher, vielmehr haben einige von ihnen Antikomintern-Pakte abgeschlossen. Die Sowjetunion muß sich daher über die internationale Arbeiterschaft helfen und errichtet in anderen Ländern kommunistische Zellen, deren Aufgabe es ist, jede militärische Unterstützung Deutschlands zu verhindern, falls dieses die Sowjetunion angreifen sollte.

Nach meiner Ansicht ist aber trotzdem eine Verständigung Deutschlands mit Rußland viel leichter möglich, als eine solche mit England oder Amerika. Im ersteren Falle bilden wirtschaftliche Momente keine Hindernis. Rußlands feinmechanische und chemische Industrien sind beispielsweise auf Jahrzehnte hinaus so unterentwickelt, daß sie die notwendigen Güter auf diesen Gebieten selbst nicht erzeugen können. Der kurzfristige Aufbau solcher Industrien ist gleichfalls nicht möglich, da die notwendigen Ingenieure und die geschulten Arbeiter vollständig fehlen. Deutschland ist das [287] natürliche Exportland für diese oder ähnliche Artikel nach Rußland. Die politischen Differenzen würden sich sofort klären, wenn die Angriffsabsichten Deutschlands entfielen. Eine Verständigung mit England und Amerika ist aus wirtschaftlichen Gründen weit schwieriger, da der deutsche Export unter den Gestehungskosten die Waren anbietet, nur um Devisen hereinzubringen.

2. Regelung und Abwicklung der Juden- und Kirchenfrage.

Die Regelung ist nur so denkbar, daß durch die Einschaltung des Faktors Zeit unvermeidliche Härten ausgeglichen werden können.

3. Neuregelung der Österreichischen Frage.

Österreich könnte der Anlaß und Ausgangspunkt für die Gründung einer Europäischen Union werden. An Stelle der bereits getroffenen Entscheidungen, die sich für Österreich außerordentlich ungünstig auswirken, stelle ich mir vor:

- a) Österreich wird selbständiges und unabhängiges Mitglied eines mitteleuropäischen Staatenbundes, dem auch Deutschland angehört.
- b) Die mitteleuropäischen Bundesstaaten bilden eine Währungs-, Wirtschafts-, Finanz- und Militär-Union.
- c) Jeder Bundesstaat behält oder erhält die Regierungsform, die dem Willen des Volkes entspricht. Kein Bundesstaat darf sich in die politischen Angelegenheiten eines anderen Mitgliedlandes einmengen.
- d) Die einzelnen Mitgliedstaaten sind untereinander gleichberechtigt.
- e) [288] Jedem Mitglied des Staatenbundes wird für seine Bürger die nationale und geistige Entwicklung gewährleistet.

Ungarn und die Balkanländer suchen für ihre Landesprodukte Absatzgebiete, wie sie ihnen zur Zeit des Bestehens der K. u. K. Monarchie offenstanden. Der heute von Deutschland diesen Ländern angebotene und teilweise bereits auch geübte Warenaustausch ist ihnen aber zu kompliziert, da er nicht sofort zu Bargeld führt. Nach der Weltwirtschaftskatastrophe sehnte sich die Welt danach, aus den wirtschaftlichen und politischen Wirrnissen heraus zu gelangen. Für die Erfüllung dieser Sehnsucht ist die heutige Zeit besonders günstig. Deutschland ist hochgerüstet, Frankreich will bestimmt keinen Krieg, die Tschechoslowakei und Polen wären einem deutschen Angriff nicht gewachsen und bedürften fremder Hilfe. Diese könnte wieder nur England, Amerika oder Rußland praktisch gewähren. Ehe die militärische Unterstützung jedoch wirksam wird, könnten jene Länder schon vernichtet sein. Diese Gefahr erkennt heute die ganze Welt und fürchtet daher Deutschland. Aber selbst diese Furcht bleibt logischerweise nur zeitgebunden, denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sofort Gegenmaßnahmen ins Werk gesetzt werden würden, und Deutschland nach einer gewissen Zeit einer hochgerüsteten Welt gegenüberstünde, gegen die es mit Aussicht auf einen Sieg überhaupt nicht mehr kämpfen kann. Den bestehenden Rüstungsvorsprung könnte heute Deutschland erfolgreich zum friedlichen Aufbau der Europäischen Union verwenden, und nach Gründung dieser Staatengemeinschaft einen [289] Teil seiner Rüstungsausgaben durch Waffenlieferungen an die Unionsstaaten aus den Reichsbeständen zurückerhalten. Was die meisten Staaten davon abhält, mit dem Dritten Reich Freundschafts- und Wirtschaftspakte abzuschließen, ist die Besorgnis, daß Deutschland ihnen seine nationalsozialistische Regierungsform aufzwingen würde. Wenn Sie, mein Führer, objektiv und gewissenhaft die Vorteile prüfen, die ein autoritäres oder demokratisches

Regierungssystem mit sich bringt, werden Sie wohl zugeben müssen, daß beim autoritären Regime die Verantwortung für alle getroffenen Maßnahmen, insbesondere über Krieg und Frieden, theoretisch wohl auf die Führung fällt. Versagt aber die Führung, und treten Staatskatastrophen ein, die sogar das Sein oder Nichtsein eines ganzen Volkes berühren können, dann wird das Volk allein zum Leidtragenden und muß nachträglich die Fehler der Führung unschuldig büßen. Daher ist es verständlich, daß so viele Kulturvölker und Staatsgebilde, wie Amerika, England, Frankreich und die Schweiz, an ihren demokratischen Einrichtungen festhalten, da sie lieber ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen, ehe sie zur unverschuldeten Schadensgutmachung herangezogen werden. Ich will damit nicht den Parlamenten mit Partei-, beziehungsweise Berufspolitikern das Wort reden, aber meiner Meinung nach darf die Regierungsform überhaupt keine Rolle spielen, wenn es gilt, Europa zu einigen.

Ich weiß, mein Führer, daß sich meine Vorschläge keineswegs mit den Ideen decken, die diesbezüglich innerhalb der Partei propagiert werden, ich fühle mich aber dennoch verpflichtet, Ihnen [290] ohne alle Beschönigungsversuche die Situation so zu schildern, wie sie sich mir als Kaufmann und Ingenieur ohne Parteibrille darstellt. Meine Vorschläge haben den Vorteil, daß sie eine unblutige Lösung ermöglichen, die Deutschland nur große, wirtschaftliche Vorteile bringen kann, falls die derzeitige militärische Vormachtstellung des Reiches zeitgerecht dazu benützt wird, um Europa den dauernden Frieden zu geben, aufgebaut auf den ewigen Menschheits-Idealen: Freiheit und Gerechtigkeit in allen Belangen des Lebens.

Genehmigen Sie, mein Führer,
daß ich verbleibe Ihr sehr ergebener
Greiner.

Wien, 26. Juni 1938.

Mein Führer!

Ich komme auf mein Schreiben vom 8. Mai d. J. zurück, in welchem ich die Österreichische Frage besprach. Die Entwicklung, die jedoch Österreich nach der Eingliederung nahm, zerstört alle Hoffnungen, welche die Mehrheit der Bevölkerung mit dem Anschlusse verband und ihn deshalb begrüßte.

Warum, mein Führer, wird Österreich so unsachgemäß behandelt? Warum will man den alten, historischen Namen des Landes streichen, von dessen Residenzstadt aus so viele Kaiser durch Jahrhunderte den größten Glanz auf Euro-

pas Kultur ausstrahlten und diese beschützten und förderten? Warum will man das Land in ohnmächtige Reichsgaue aufteilen, die keine Bindung mehr untereinander haben, und warum soll das ferne Berlin statt dem nahen Wien Zentral-Regierungsstelle [291] auch für die kleinsten Ostmark-Angelegenheiten werden, wodurch die ehemalige stolze K. K. Haupt- und Residenzstadt Wien auf das Niveau einer mittleren Provinzstadt herabgedrückt werden würde. Warum, mein Führer, werden alle einflußreichen Beamtenstellen von Reichsdeutschen besetzt, welche in die hiesigen Verhältnisse keinen Einblick besitzen, und die, um unzumutbare Anordnungen zu vermeiden, letzten Endes die Entscheidung doch wieder den verbliebenen, einheimischen Beamten überlassen müssen, was den Verwaltungsapparat nur noch komplizierter gestaltet. Warum wird die österreichische Industrie genötigt, sich mit reichsdeutschen Unternehmungen zu fusionieren? Warum wurde unser guter Schilling, der zur besten Währung Europas zählte und den wir „Alpendollar“ nannten, zu einem Kurs eingewechselt, welcher der Konfiskation des halben österreichischen Vermögens gleichkommt? Warum, mein Führer, lassen Sie es zu, daß Käufer aus dem Altreiche die Ostmark überschwemmen und alle Waren zu Spottpreisen aufkaufen, indem sie den für die Reichsdeutschen sich günstig auswirkenden Markkurs ausnützen, während wir durch eine Preisstopp-Verordnung niedrige Zwangspreise aufrecht erhalten müssen, was nur die Verarmung der österreichischen Firmen beschleunigt. Wissen Sie, mein Führer, daß die deutschen Einkäufer, gleich einer Heuschreckeninvasion, alle wertvollen Teppiche, Wollwaren, Butter, Kaffee, Tee, Fleischkonserven und Lebensmittel aller Art aus Österreich wegschleppen, so daß schon einige Tage nach der Besetzung des Landes durch Ihre Truppen weder im Kaufhaus Gerngroß noch im Kaufhaus [292] Herzmansky für die einheimische Bevölkerung auch nur ein Leintuch zu haben war?

Mein Führer! Sie mögen in dieser herrlichen Wienerstadt einstmals traurige Zeiten erlebt haben, doch Österreicher sind Sie, wie ich, Österreich ist Ihre Heimat, darum bitte ich Sie, diesem Lande, das Sie ohne Waffengewalt dem Deutschen Reich eingliedern konnten, und dessen Bevölkerung Sie nach den Unglücksjahren der Dollfuß-Schuschnigg-Regierungen als Befreier begrüßt hatte, ein wahrer Führer zu sein, der seine Heimat schützt und deren Reichtum mehren hilft.

Alle eingangs erörterten, unsachgemäßen Verfügungen, die nicht Sie erlassen hatten, wären unterblieben, wenn Sie heimattreue Österreicher

statt Reichsdeutsch an die Spitze der Ämter berufen hätten. Mit der Verwaltung des Landes und der Städte würden Österreicher viel besser fertig werden als Reichsdeutsche, da diese mit den bestehenden Gepflogenheiten und mit der Mentalität der Bevölkerung nicht vertraut sind.

Da ich Sie, mein Führer, persönlich kenne, weiß ich, daß Sie es unmöglich für gut und zweckmäßig halten, daß Österreich, das Sie soeben dem Reiche eingegliedert haben, Europa als Schauspiel zum Besten gibt, wie unzufrieden dieses Land mit der reichsdeutschen Verwaltung ist.

Und immer ist es nur der Eigennutz einzelner Personen, die sich auf Kosten der Allgemeinheit bereichern wollen, indem sie entweder die gewaltige Preisdifferenz für österreichische Qualitätswaren, die im Reich schon längst nicht mehr zu haben sind, für sich ausnützen oder Judengeschäfte zu lächerlichen Kaufpreisen „arisieren“.

[293] Wer sind die Leute, werden Sie, mein Führer, fragen, die so verantwortungslos handeln. Sie werden staunen, mein Führer, es sind immer Parteigenossen, alte Parteigenossen, andere werden an die Krippe gar nicht herangelassen. Zumeist stechen die Parteigenossen aus dem Altreiche die hiesigen aus, da sie alles in allem das Heft fest in der Hand halten, doch auch die österreichischen Pg. kommen nicht zu kurz, wenn sie mit entsprechenden Ellbogen arbeiten. Diesen Geschäftshyänen müssen Sie das Handwerk legen und sie aus der Partei ausschließen, denn sie sind die Schande des deutschen Menschen und werden viel Schuld über Deutschland bringen.

Genehmigen Sie, mein Führer, daß ich mit
Deutschem Grusse verbleibe
Ihr sehr ergebener
Greiner.


6. September 1938.

Mein Führer!

Es tut mir unendlich leid, daß ich mich bei Ihnen immer nur dann zum Worte melde, wenn es gilt, gegen Parteigenossen Klage zu führen.

Die Art und Weise, wie jetzt die Judengeschäfte arisiert werden, wie man den Juden die Sparkassenbücher abnimmt und sie quält und peinigt, um ihnen die Losungsworte zu erpressen, erregt in weitesten Schichten der Bevölkerung großes Ärgernis, da diese Methoden mit der Kultur und Würde unseres österreichischen Landes absolut nicht vereinbar sind. Ich wollte zur Judenfrage eigentlich nicht mehr Stellung nehmen, da ich Ihnen in dieser Angelegenheit bereits in zwei vorhergehenden [294] Schreiben über die Schändung der Tempel und über andere Mißstän-

de ausführlich berichtet hatte und ich nunmehr annehmen muß, daß Sie auch meine beiden Briefe vom 8. Mai und 26. Juni 1938, die gleichfalls Österreich und die Judenfrage behandelten, scheinbar sehr verärgert haben. Anders könnte ich es mit nicht erklären, daß mir die Gestapo die Briefkopien und sogar im Zuge einer Hausdurchsuchung die Stenogramme^[CM48] abnahm, obwohl ich versicherte, daß ich alle Briefe an Sie, mein Führer, selbst und direkt in die Maschine schreibe. Ich würde es gar nicht wagen, Sie mit meinen Briefen zu befassen, wenn ich hiedurch nicht Ihren Wunsch und Ihren Auftrag, Sie über alle Unzukömmlichkeiten genau zu unterrichten, erfüllen würde.

Im Laufe der vorigen Woche war ich in Berlin und hatte im Reichs-Luftfahrtministerium und bei mehreren Behörden zu tun. r anderen Problemen wurde dort auch die Judenfrage erörtert, in der man einstimmig die Ansicht vertritt, daß sich vor allem eine verantwortliche Persönlichkeit finden müßte, die dem Treiben der einzelnen Parteigenossen energisch Einhalt gebietet. Selbst wenn das Reich das gesamte Vermögen der Juden konfiszieren sollte, stünde das lumpige Geld, das man ihnen abnimmt, in keinem Vergleich zu dem Vorwurf der Barbarei und Kulturlosigkeit, den die ganze gesittete Welt sofort erheben würde, und durch den das ganze deutsche Volk in Mißkredit käme. Allein das Reich hat bisher das Judenvermögen noch gar nicht übernommen, während es geschäftstüchtige Parteigenossen auf geschickte Weise verstehen, gegen den Willen der Mehrheit [295] des Volkes zu einem Reichtum zu gelangen, den sie durch eigenen Fleiß, Wissen und Können niemals erreicht hätten.

Um diesem unwürdigen Zustande ein Ende zu bereiten, habe ich mich, gestützt auf die allgemeine Anschauung, die man in Berlin und besonders in Wien vertritt, entschloß, Ihnen, mein Führer, den Entwurf eines Arisierungsplanes vorzulegen, der nach der Ansicht maßgebender wirtschaftlicher Kreise nicht nur für Deutschland wesentliche Vorteile bietet, sondern auch die Lösung des Judenproblems im Sinne des zionistischen Programms vorsieht, so daß beiden Teilen, dem Deutschen Reiche und den Wünschen der Juden Rechnung getragen werden könnte. Besonders seitens der Wiener Juden wird von Ihnen, mein Führer, eine menschlich tragbare Durchführung dieser Angelegenheit erwartet und dankbar angenommen werden. Beigeschlossen finden Sie noch ein Schreiben des angesehenen Wiener Rechtsanwaltes Dr. Max Freureich, der im Namen der Juden um die Annahme meines Vorschlages bittet.

Ich hoffe, daß Sie, mein Führer, mit mir die Überzeugung teilen werden, die auch dem Anse-

hen des Großdeutschen Reiches in der Welt entspräche, daß unter dem Titel des Antisemitismus eine nationalsozialistische Regelung der Judenfrage aber auf keinen Fall in einer Form erfolgen dürfte, die nach außen hin den Anschein erwecken könnte, daß das Judenvermögen nur den Parteigenossen zugute kommt.

Da Sie, mein Führer, vor Gott und der Menschheit für alles verantwortlich sind, was im [296] Namen des Nationalsozialismus geschieht, habe ich mich, ungeachtet der nicht besonders ermunternden Erfahrungen, die ich machen mußte, dennoch mit einem Arisierungsentwurf befaßt und komme bei dieser Gelegenheit auf Ihre Einladung zurück, eine hohe Staatsstellung zu übernehmen. Ein bezahlter Minister des Reiches zu sein, ohne dabei eine eigene Initiative entfalten zu können, wäre niemals meine Sache. Allein, dem Wohle Deutschlands und den Interessen seiner Bürger mit allen Kräften zu dienen, dieser Aufgabe und Verpflichtung werde ich ohne Entgelt immer gerne nachkommen. Meine Handlungsweise ist dabei nicht von Schwäche oder von veralteten Vorstellungen beeinflusst, wie man mir so häufig vorwirft, sondern lediglich von dem Willen, der Gerechtigkeit, dem höchsten Gut in jedem Staat, zum Durchbruch zu verhelfen und die Verantwortungslösung von Parteifunktionären in das Licht der höchsten Reichsführung zu rücken.

In diesem Sinne bitte ich Sie, meinen Arisierungsentwurf zu prüfen und anzunehmen, der sicherlich dazu beitragen wird, dem Deutschen Reich über eine bestehende, sehr gefährliche Klippe hinwegzuhelfen.

Genehmigen sie, mein Führer,
daß ich mit dem Deutschen Grusse verbleibe
Ihr sehr ergebener
Greiner.

Beigeschlossen:

1 Schreiben des Dr. Max Freureich.

1 Arisierungsentwurf.

[297] Arisierungsplan jüdischer Vermögenswerte.

1. Das gesamte jüdische Vermögen, aus welchen Werten es immer bestehen mag, das sich innerhalb des Deutschen Reiches befindet, geht in die Hände einer zu gründenden „Deutschen Wirtschafts-A.-G.“, kurz „DEWAG“, über.
2. Die Vermögenswerte werden durch beidete Schätzmeister ermittelt. Im Streitfalle wird die Angelegenheit von einer Kommission aus Vertretern des Reiches und der Juden geschlichtet. Den Vorsitz führt in diesem Falle ein Vertreter des Reiches, der selbst kein Stimmrecht ausübt. Die Kosten trägt der verlierende Teil.
3. Als Übernahmepreis gilt der Umgangswert.

4. Die Juden werden eine eigene Organisation gründen, der die Hälfte der „DEWAG“-Obligationen auszufolgen ist, die zweite Hälfte verbleibt dem Reiche.
5. Innerhalb der jüdischen Organisation werden den unbemittelten Juden entsprechende Vermögenswerte in „DEWAG“-Obligationen ausgefolgt, daß auch diese nicht unbemittelt das Reich verlassen müssen.
6. Die Gesamtabwicklung aller jüdischen Vermögenswerte soll innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren erfolgen.
7. Das Deutsche Reich unterstützt die Bestrebungen des Zionistischen Verbandes, den Juden in Palästina eine Heimat zu schaffen und fördert den Abtransport der sogenannten polnischen Juden auf den Bahnen und Schiffahrtswegen des Reiches, damit die Verschickung nach Palästina bald und reibungslos erfolgen kann.
8. [298] Es gilt als abgesprochen, daß sobald die Führung des Reiches mit der kommerziellen Lösung der Judenfrage, beispielsweise nach vorliegendem Plane, einverstanden ist, vermögende jüdische Bankhäuser des Auslandes bewogen werden, dem Reiche einen Rohstoffkredit von zwei Milliarden Mark einzuräumen.
9. Sollten im Laufe der Zeit aus der Vertragsabwicklung Streitigkeiten entstehen, welche die Vertragspartner nicht schlichten können, so einigen sie sich auf die Zuziehung von zwei Auslands-Wirtschaftssachverständigen.

Wien, den 28. August 1938.

[299] Die Deutsche Wirtschafts-A.-G. „DEWAG“

1. Die „DEWAG“ übernimmt alle jüdischen Vermögenswerte, soweit sich diese auf dem Gebiete des Deutschen Reiches befinden, und übergibt einer von den Juden zu bestimmenden Organisation die Hälfte der Obligationen aller jüdischen Vermögenswerte.
2. Die „DEWAG“ verwaltet im Auftrage des Reiches das mit der Errichtung der „DEWAG“ ihr zufallende jüdische Vermögen, das Reichseigentum wird.
3. Die „DEWAG“ faßt alle branchengleichen Industrien und Betriebe in zentral geleitete Wirtschaftskörper zusammen.
4. Die Verkaufsorganisation wird ähnlich wie bei Genossenschafts-Warenhäusern geregelt.
5. Die Bewerber um Aufnahme in „DEWAG“-Geschäfte müssen die branchenüblichen Kenntnisse nachweisen.

Mit der Gründung der „DEWAG“, die einer Sozialisierung der jüdischen Vermögenswerte gleichzustellen ist, wird vermieden, daß das Judenvermögen verschleudert wird und in Händen

unkundiger Vermögensverwalter zugrunde geht, es wird vielmehr erreicht, daß ein Großteil des Außenhandels zentral geführt und ohne gegenseitige Konkurrenzierung gesteuert wird. Ferner würden durch die zentrale Führung der Verkaufsgeschäfte [300] die vielfach im Detailhandel auftre-

tenden Insolvenzen vermieden und der Kreditbedarf nicht unnötig beansprucht werden.

Wien, 28. August 1938.

Die Aufbringung des Kredites von zwei Milliarden Dollar war in der Form gedacht, daß die von der „DEWAG“ übernommenen Vermögenswerte der Juden als Sicherstellung dienen sollten.

Das System der Verantwortungslosigkeit. Interventionen bei Hitler und anderen Parteigrößen

(Greuelthaten. Gestapo. Der tobende Hitler. Er zerschmettert Stalin, Roosevelt und Churchill. Intervention für Katholiken und Kommunisten. Thierack und Göring gemäßigt. Freisler fanatisch. Eine Grotteske. Brief vom 2. IX. 1944.)

Wenn man schon seinerzeit^[CM49] die Mitteilungen über die grauenvollen Zustände im Reich und in den Konzentrationslagern anhörte, deren Bild sich jetzt durch zahllose einwandfreie Berichte rundet und vervollständigt, will man als Deutscher und Österreicher einfach nicht glauben, daß dies alles einmal möglich war. Es sträubten sich buchstäblich die Haare beim Gedanken, daß unter uns Menschen lebten, die diese Bezeichnung nicht verdienten und die zu Unrecht das menschliche Antlitz statt der Satansfratze^[301] trugen. Als ich das erstemal von Bestialitäten hörte, war ich der Meinung, daß eine einfache Mitteilung an Hitler vollauf genügen müßte, um solche Quälereien, die man nicht einmal in der Abwehr gegen wilde Tiere gebraucht, grundsätzlich abzustellen und die verantwortlichen Schuldigen mit unbarmherziger und rücksichtsloser Strenge zu bestrafen. Leider hatte ich mich gewaltig geirrt! Wer Berichte über derartige Zustände weitergab, wurde bestraft. Es war außerordentlich gefährlich, hievon überhaupt [302] Kenntnis zu besitzen, und ein reines Wunder, wenn man als Wissender selbst noch unter den Lebenden verblieb, besonders wenn man sich überdies zu solchen Vorkommnissen ablehnend verhielt.

Auf der Fahrt von Mährisch-Ostrau nach Berlin, im März 1943, erzählte ein reichsdeutscher Oberst vor anderen höheren Offizieren und einem Stabsingenieur — ich war der einzige Zivilist im Abteil —, daß die SS nur aus Schweinehunden und Schwerverbrechern bestünde. Ein anständiger Offizier müßte sich schämen, daß solche Bestien in Menschengestalt den Waffenrock tragen. Die übrigen Herren stimmten zu und ich entnahm aus den Gesprächen, daß man zum Beispiel kriegsgefangene Tschechen und Polen nackt an Bäume anband, ihnen mit einer Drahtschlinge das Glied abschnürte und harntreibende Mittel einflößte, so

daß die Armen gräßlich zugrunde gingen. Der Oberst sagte, daß er die geschilderten Vorfälle anonym dem Führer bereits gemeldet hätte, ohne daß es etwas nützte.

Ich erklärte mich hierauf bereit, diese grauenvollen Berichte neuerlich und mit meinem vollen Namen Hitler zur Kenntnis zu bringen, falls sich mir der Oberst mit seinem Offiziersehrenwort verbürgen würde, daß diese Grausamkeiten auch tatsächlich verübt worden seien. Hierauf gaben mir sämtliche Herren ihr Ehrenwort und fügten hinzu, daß die besprochenen Bestialitäten noch harmlos gegen die anderen Verbrechen seien, die unausgesetzt von der SS begangen werden. Die Offiziere baten mich aus begreiflichen Gründen, bei Erstattung der Meldung an Hitler nicht zu erwähnen, daß ich von diesen Vorfällen [303] auf der Fahrt von Mährisch-Ostrau nach Berlin in Kenntnis gesetzt worden sei.

Im Central-Hotel in Berlin, in dem ich abstieg, schrieb ich auf meiner Reiseschreibmaschine einen entsprechenden Bericht, verlegte aber den Ort der Information vorsichtigerweise auf eine Bahnfahrt von Berlin nach Strelitz, um die Offiziere vor allfälligen Nachforschungen zu schützen.^[CM50] Dieses Schreiben beabsichtigte ich Hitler persönlich zu überreichen, der jedoch nicht in Berlin war, weshalb ich mit meiner Eingabe an die Parteikanzlei verwiesen wurde. Offenbar wollte in der Reichskanzlei selbst das Schriftstück niemand übernehmen, nachdem man dessen Inhalt geprüft und man mir gesagt hatte, daß sich solche Märchen nur die Gegner des Regimes gegenseitig erzählen. In der Parteikanzlei wurde ich dann von einem Herrn an den anderen gewiesen.^[304] Ließlich nahm man mir mein Nationale ab und führte mich in ein Zimmer, in dem nur einige Stühle standen. Nach einiger Zeit wurde ich des Wartens müde und wollte fortgehen. Aber zu

meinem Erstaunen bemerkte ich, daß alle Türen fest verschlossen waren. Auf mein Klopfen erschien endlich ein Beamter und erklärte, es seien dringende Erhebungen über mich abzuschließen, ich dürfe das Zimmer noch nicht verlassen. Nach etwa zwei Stunden erschien ein Beamter der Geheimen Staatspolizei, nahm mir nochmals das Nationale ab und wollte erfahren, warum ich die Offiziere nicht sofort einer Bahnhofswache übergeben oder zumindest Ausweisleistung verlangt hätte und wie ich so unvorsichtig sein konnte, derart albernen Gerüchten Glauben zu schenken. Er fragte mich [304] weiters, wer den Bericht in die Schreibmaschine übernommen habe, und lastete es mit am schwersten an, daß ich nicht einmal über die Waffenzugehörigkeit oder die Auszeichnungen der Offiziere, die ich wohlweislich verschwie, Auskunft erteilen konnte. Mit der eindringlichen Warnung, gegenüber solchen „Feindberichten“ auf der Hut zu sein und Schweinehunde, die derartige Märchen verbreiten, sofort zu stellen, wurde ich entlassen.

Um 5 Uhr früh des nächsten Tages erschien ein Gestapobeamter im Hotel, der meine Schreibmaschine besichtigte und Schriftproben herstellte, die er mit meinem Schreiben an Hitler verglich und mir gleichzeitig auch die Durchschriften beschlagnahmte. Hierauf forderte er mich auf, mit ihm zur Gestapo mitzukommen, wo ich nochmals einem genauen Verhör unterzogen wurde. Dieses galt aber nicht etwa den von mir zur Anzeige gebrachten Grausamkeiten, sondern lediglich der Klarstellung, wer die Offiziere waren, die in meiner Gegenwart im Eisenbahnabteil derart die Moral der Wehrmacht zersetzende, hochverräterische Gespräche geführt hatten. Ich wurde befragt, wieso ich mit ihnen ins Gespräch kam, worüber vorher gesprochen wurde, wo die Offiziere zu- und ausstiegen, woher sie kamen und wohin sie reisten.

Die Vernehmung wurde dreimal wiederholt. In der Zwischenzeit wurde ich in einer Einzelzelle festgehalten. Ich hatte den Eindruck, daß man durch die aufeinanderfolgenden Einvernahmen widersprechende Aussagen von mir erzielen wollte. Beim letzten Verhör wurde die heikelste Frage [305] an mich gestellt, ob ich nämlich selbst den Greuelmärchen Glauben geschenkt hätte. Ich antwortete überzeugend, daß die Nachrichten von hohen Offizieren stammten, die sich für die Richtigkeit ihrer Angaben mit ihrem Ehrenwort verbürgten, was ich zum Anlaß nahm, Hitler über die Mißstände zu unterrichten. Daß die Offiziere die Meldung nicht selbst erstatten wollten, um persönlichen Unannehmlichkeiten und Nachteilen aus dem Wege zu gehen, fände ich für meine

Person verständlich. Als ich schließlich erklärte, daß es sich um eine private Mitteilung meinerseits an den Führer handle, wurde ich gegen 21 Uhr, also nach 16 Stunden, mit der Rüge entlassen, Staatsfeinden zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet zu haben, und wurde aufgefordert, bei Begegnung mit einem dieser Offiziere, die ebenso gut Agenten des Secret-Service gewesen sein konnten, diese sofort zu stellen und der Polizei zu übergeben.

Wenn schwer geprüfte Menschen zu mir kamen und mich oft unter Tränen anflehten, ihre Sorgen an den Führer weiterzuleiten, tat es mir immer unendlich leid, ihnen sagen zu müssen, daß gar keine Hoffnung bestünde, bei Hitler etwas zu erreichen. In vielen Volkskreisen war man nämlich auf Grund der unwahren Propaganda der irrigen Meinung, daß Hitler allen Staatsbürgern ausnahmslos Gerechtigkeit widerfahren lasse, wenn er nur vom Unrecht erfährt. Es war vollständig ausgeschlossen, gegen eine Ortsgruppe oder Kreisleitung Beschwerde wegen einer Verfügung oder Entscheidung zu führen, da Hitler diese Parteistellen, [306] die überdies immer die rechte Hand der Gestapo waren, als die erste und letzte Instanz blind anerkannte. Jede Beschwerde über das Vorgehen einer Ortsgruppe oder Kreisleitung wurde daher von der Reichskanzlei an die betreffende Ortsgruppe oder Kreisleitung zur Äußerung zurückgeleitet, die selbstverständlich den einmal eingenommenen Standpunkt verteidigte oder vertrat, ihn auf dem Beschwerdeschreiben vermerkte und ablegte, wodurch der Fall im eigenen Wirkungskreis „praktisch“ erledigt war. Der Beschwerdeführer konnte keine Gegenargumente vorbringen, da er nicht gehört wurde, und alles war wieder in schönster Ordnung, bis auf die Erledigung der Eingabe, die niemals erfolgte.

Einigemal machte ich auch den Versuch, bei Hitler Gnade für Personen zu erbitten, die zum Tode verurteilt waren oder von der NSDAP schwer geschädigt wurden. Nur in vereinzelt Fällen konnte ich Teilerfolge erzielen, da die zuständigen Ortsgruppen, deren Stellungnahme ich hierzu benötigte, sich meinen Bemühungen prinzipiell widersetzten.

Als ich anfangs 1944 über Ersuchen der Frau Katharina Aurednik für ihren zum Tode verurteilten Neffen, den Kommunisten Johann Mithlinger, bei Hitler persönlich vorsprach, konnte ich anfangs nicht ahnen, daß sich diese Unterredung zu einem meiner furchtbarsten Erlebnisse gestalten würde. Nachdem ich, nach einer sehr herzlichen Begrüßung, mein Anliegen Hitler vorgetragen hatte, begann er zu toben, raufte sich die Haare, warf einen Stuhl um und schlug mit der Faust so

wild auf den Tisch, daß ein großer Aktenstoß, [307] der dort aufgestapelt lag, zu Boden fiel. Dann schrie er mich an: „*Glaubst du, ich bin verrückt geworden, ein Kommunistenschwein zu begnadigen! Für diese Bestien ist jede Strafe noch viel zu milde! Wer gegen die Partei ist, ist gegen das Reich, und wer gegen das Reich ist, ist gegen mich, denn des Reiches Größe bin ich! Meine eigene Schwester, mein eigener Bruder könnten keine Gnade bei mir finden, wenn sie gegen mich oder die Partei Stellung nehmen würden! Wie tolle Hunde würde ich sie, ohne eine Träne im Auge, niederknallen! Meine Größe ist meine Partei, die ich durch den Glauben an mich groß und mächtig erhalte.*“

Ich hatte bei Hitler schon verschiedene Erregungszustände miterlebt, doch ein derartig tob-süchtiger Wutausbruch war mit neu. Fluchend und schimpfend lief er in seinem Arbeitszimmer umher, hatte Schaum vor dem Munde und sank schließlich ermattet und verstört in seinen Schreibtischsessel. Ich versuchte, ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß solche Aufregungen seiner Gesundheit nur schaden, worauf er mich neuerlich anschrie: „*Ja! Soll ich mich denn nicht aufregen, wenn das Reich an allen Ecken und Enden brennt und die Löschmannschaft versagt? Und nur diese Kommunisten sind die elenden Brandstifter und du willst für diese Schweinehunde noch um Gnade betteln!*“

Mit ruhigen Worten verhehlte ich ihm nicht meinen Eindruck, daß er statt Wasser Benzin in die Löschgeräte pumpen lasse, wodurch der Brand statt kleiner, leider nur noch größer würde. Diese Bemerkung brachte ihn nun fast völlig um den [308] Verstand. Er sprang vom Sessel auf, glotzte mich wie ein wild gewordener Stier an und schrie: „*Du wagst es, mir so etwas zu sagen?*“ Ich hatte das Gefühl, als wollte er jeden Augenblick auf mich stürzen, doch meine überlegene Ruhe bezwang ihn wieder. Ich wußte, wie Hitler zu behandeln sei.

Nach einer kurzen Pause begann er mit erhobenen, geballten Fäusten wieder zu toben und zu schreien: „*Ich werde sie alle, alle vernichten!*“ Zuerst brüllte er den Namen Stalin und schlug dabei mit den Fäusten auf den Tisch, womit er vermutlich das Niederschlagen des genannten Opfers versinnbildlichen wollte. Dann folgten Roosevelt und auf diesen Churchill, die er in Ermangelung einer anderen Möglichkeit gleichfalls auf dem Schreibtisch zerschmetterte. Mit war unheimlich zumute, da ich den untrüglichen Eindruck gewann, daß Hitler, durch die Wucht der auf ihn einwirkenden Ereignisse, geisteskrank geworden sei. Mir schwindelte bei dem Gedanken, daß sein Schicksal mit jenem des Reiches so

untrennbar verbunden war und daß es keine Möglichkeit gab, diese Schicksalsgemeinschaft zu lösen. Ohnmächtig, wehrlos und ohne Ausweg lag das Reich in seiner Gewalt, bis die Waffen — und nur dieses konnten es damals nach meiner Meinung vollbringen — den Wahnsinnigen niederstrecken. Nach einer beklemmenden Pause donnerte mir wieder seine Stimme ins Ohr: „*Ich werde sie alle vernichten! Wartet nur, bald kommt die Zeit! Ich werde siegen, ja, ja, ich werde siegen, so wahr mir Gott helfe!*“ Nach einer weiteren Unterbrechung versicherte er mir, daß ihm niemand, nicht ein einziger [309] entwischen werde, „*jeder, der sich meinen Anordnungen widersetzt, stirbt ohne Gnade und Barmherzigkeit! Das laß dir gesagt sein und das soll dir zur Richtschnur dienen, denn jeder, der nicht für mich ist, ist gegen mich.*“ Nach dieser eindeutigen Warnung legte sich einigermaßen seine Wut.

Als ich mich mit den Worten verabschieden wollte, er möge meine vergebliche Vorsprache entschuldigen und nicht ungehalten sein, sagte Hitler: „*Du hast noch zu bleiben! Ich habe dir eine Vorsprache nicht deswegen gewährt, um dein Gnadengewinsel für Kommunisten anzuhören. Außer daß ich dich warnen wollte, mit Gegnern zu sympathisieren und ihre hochverräterischen Umtriebe in Gnadengesuchen meiner Milde anzuempfehlen, wo doch jeder einzelne dreimal hingerichtet gehört, will ich von dir wissen, ob du in der Lage bist, ehestens eine Erfindung zu machen, die den Feinden das Anpeilen von U-Booten und Flugzeugen unmöglich macht!*“ Ich setzte Hitler in Kenntnis, daß Himmler bereits an mehrere Firmen solche Aufträge erteilen ließ, daß mir jedoch der Stand und die Entwicklung dieser Arbeiten nicht bekannt sei. Die technische Lösung dieses Problems hielt ich für durchaus möglich, doch riet ich Hitler, auf keinen Fall zu warten, da die Zeit dies Deutschland nicht mehr gestatte.

Nun fragte er mich streng, ob ich etwa an seinem Sieg zweifle. Ich erwiderte ausweichend, daß ich viel zu wenig Einblick in den Gesamtkomplex der militärischen und technischen Faktoren besäße, um gewissenhaft antworten zu können, glaube aber, daß die Vorsehung jeden Leidensweg [310] einmal beenden werde. Hierauf versicherte mir Hitler, daß die Vorsehung sichtbar und bestimmt zu seiner gerechten Sache stehe und sagte: „*Die Zeit ist nicht mehr fern, bis der überwältigende deutsche Sieg den Krieg beenden wird!*“

Ehe ich sein Arbeitszimmer verließ, meinte Hitler, ich sei zu gutgläubig und verstünde daher auch nicht, welche gefährliche Pest der Kommunismus sei. Aus diesem Grunde wolle er mein Eintreten für die verkommenen kommunistischen

Subjekte auch nicht zum Anlaß nehmen, um gegen mich ein Verfahren einleiten zu lassen. Ich hatte ursprünglich auch die Absicht, ihn über die Aussichten im Krieg gegen die Sowjetunion zu befragen und ob er nicht bereit wäre, diesen unglückseligen Kampf durch Verhandlungen zu beenden. Nach den Eindrücken, die ich aber bei dieser Unterredung gewann, fehlte mir, aufrichtig gestanden, der Mut, diese Frage an ihn zu richten.

Es war meine letzte Unterredung mit Hitler, und als ich mich von ihm verabschiedete, reichte ich nicht mehr meinem ehemaligen Kameraden, sondern einem Wahnsinnigen die Hand. Genau ein Jahr später waren die Marschälle Stalins die siegreichen Herren Berlins. Die Vorsehung hatte gegen Hitler entschieden.

Unmittelbar nach dieser Unterredung traf ich Ulrich von Hassell, dem ich mein Erlebnis mit dem Führer schilderte, worauf von Hassell nur die Worte fand: „Goebbels hat aus Hitler einen Narren und Himmler einen Verbrecher gemacht!“ Drei Monate später explodierte im Hauptquartier die Bombe und Ulrich von Hassell bezahlte die Verschwörung mit dem Leben.

[311] Bald nach dieser Vorsprache bei Hitler ersuchte mich Frau Johanna Schramm und der Pfarrer von Grinzing, Herr Professor Roszek, zugunsten des mir ebenfalls bekannten Priesters des Stiftes Klosterneuburg, Professor Roman Karl Scholz, der mit Dr. Kühmayer wegen Gründung einer österreichischen Freiheitsbewegung zum Tode verurteilt worden war, beim Führer zu intervenieren. Ich wollte die Vollstreckung von Todesurteilen an Priestern Hitler grundsätzlich abtun und ihn — trotz der mir wegen der Intervention für Kommunisten erteilten Warnung — dennoch bitten, in seinem eigenen Interesse Gnade walten zu lassen. Professor Roszek hatte, als Kamerad der beiden verurteilten Priester, ein eigenes Gnadengesuch verfaßt und dieses meiner Gnadenbitte beigefügt. Um nun der in Berlin eingeleiteten Aktion mehr Nachdruck zu verleihen, suchte Professor Roszek überdies bei Baldur von Schirach Hilfe zu erlangen, doch wurde er nicht vorgelassen. Ich begab mich daher zum Bürgermeister der Stadt Wien, Ingenieur Blaschke, und trug ihm die Bitte vor, unser Ansuchen bei Hitler zu unterstützen, zumal er auch Professor Scholz persönlich kannte. Auch der Verteidiger der beiden verurteilten Priester, SS-Brigadeführer Dr. Bernwieser, vermittelte in dieser Sache beim Bürgermeister Ingenieur Blaschke, welcher der Aktion sehr wohlwollend gegenüberstand, aber seine Hilfe davon abhängig machte und machen mußte, daß auch der Gauleiter Baldur von Schirach das Ansuchen befürworte. Der Adjutant

des Gauleiters, Obergebietsführer Müller, weigerte sich, mich anzumelden, da ich ihn schon wiederholt durch falsche Angaben über den wahren [312] Grund meiner diversen Vorsprachen bei Schirach hinters Licht zu führen gezwungen war, um überhaupt vorgelassen zu werden. Nach längerem Verhandeln erschien jedoch Schirach selbst im Vorraum, so daß ich ihn bitten konnte, mir in einer sehr wichtigen Angelegenheit für einige Minuten Gehör zu schenken. Ich bat Schirach, zu vermeiden, daß der römischen Kirche neue Heilige oder Märtyrer zuwachsen, und bei Hitler für eine generelle Begnadigung der Priester einzutreten. Allein der Gauleiter lehnte im vorhinein sehr schroff ab und erklärte, daß er vor neuen Heiligen der römischen Kirche keine Angst hätte. Diesen Pfaffen geschähe vollständig recht! Sie sollten lieber den Rosenkranz beten, statt sich in die Politik einzumengen, dann blieben sie auch unbehelligt. Er gehe ja auch nicht in die Kirche, um heilige Handlungen zu stören. Zuletzt verbot er mir kategorisch, ihn in Hinkunft mit solchen Angelegenheiten zu belästigen, er könne die Vollstreckung der Todesurteile nicht verhindern, im Gegenteil, sie sogar nur bestens empfehlen.

Somit war das Schicksal des Professors Roman Karl Scholz besiegelt, denn es war wohl nicht zu erwarten, daß Hitler in Berlin mir gegenüber einen anderen Standpunkt eingenommen hätte. Professor Scholz war ein begabter Dichter und Germanist sowie illegales Mitglied der NSDAP. Er hatte im Chorherrenstift eine eigene Zelle ins Leben gerufen. Die Gründe, die ihn hiezu bewegen hatten, waren, wie ich von seinen Kameraden erfuhr, nationaler, poetischer Idealismus und wirtschaftliche Erwägungen. Erst als Hitler das weltberühmte Stiftskloster und alle seine Güter unter [313] wichtigsten Vorwänden beschlagnahmen ließ — man behauptete einfach, daß dort ein Geheimsender arbeite, was natürlich eine plumpe Ausrede war, um sich des Klosters und seiner immensen Reichtümer zu bemächtigen —, entstand die verständliche Gegenbewegung. Die Priester wurden bald nach der Besetzung Österreichs aus der NSDAP — als für die Partei untragbar — ausgeschlossen, jeder einzelne hatte seine Schuldigkeit getan, die Hitler-Wahlen waren vorüber, jetzt konnte er gehen.

Der Kampf gegen die Religion und Kirche kam nun immer mehr in Schwung, da auch die Kirche nicht gutwillig bereit war, zuzusehen, als man ihren Einfluß planmäßig beseitigte. Kurz Zeit nachdem ich für Professor Scholz bei Hitler um Gnade gebeten hatte, ersuchte mich der Ordensprior Graf von Strachwitz, beim Führer wegen der zum Tode verurteilten Franziskanerpatres

Dr. Steinwender und Dr. Piller sowie für den Priester Dr. Granig in Berlin vorstellig zu werden, die eine Schrift gegen Hitler verfaßt haben sollen. Wieder geschah dies meinerseits unter dem Hinweis darauf, daß es nicht im Interesse der NSDAP gelegen wäre, sich die Kirche, diesen mächtigen geistigen Faktor zum Feind zu machen, und überdies konnte ich darauf verweisen, daß der Landesverweser von Albanien gleichfalls ein Franziskanerpatres sei und dieser Orden am Balkan die größte Achtung genieße. Ich empfahl daher Hitler, mein schriftliches Ansuchen, das ich ihm trotz den mir erteilten Warnungen vertrauensvoll und freundschaftlich unterbreite, im staatlichen Interesse zu prüfen und geneigt [314] entgegenzunehmen. Das Schreiben an Hitler befindet sich am Schluß des Kapitels.

Diesmal landete meine Eingabe bei der Wiener Geheimen Staatspolizei, die beauftragt wurde, in erster Linie festzustellen, wie es denn möglich sei, daß so viele Anhänger der Gegenbewegung ihren Weg zu mir fänden. Man vermutete offenbar, daß ich selbst einer Freiheitskampfgruppe angehöre oder gar deren Rädelsführer sei. Gelegentlich der durchgeführten, überaus gründlichen Hausdurchsuchung,^[CM51] die sich auch auf meine Büroräume erstreckte, wurde bei mir eine Anzahl von Briefen vorgefunden, in denen in bewegten Worten Klage über die Übergriffe der NSDAP, der Gestapo oder über das unmenschliche Verfahren und die Judikatur beim Volksgerichtshof geführt worden ist. Nach der Beschlagnahme aller Briefschaften wurde ich zur Gestapo auf dem Morzinplatz überstellt, die mich nach dreitägiger Haft wieder in Freiheit setzte, da ich restlos aufklären und nachw^[CM52]en konnte, auf welchem Wege die einzelnen Bittschriftsteller Kenntnis erlangt haben mochten, daß ich mit dem Führer befreundet sei. Jedenfalls stellte die Gestapo dabei auch fest, daß ich mich zu allen meinen Interventionen stets ohne Gegenleistung bereit erklärte, und konnte auch den Vorwurf gegen mich nicht erheben, daß ich den Inhalt der an mich gerichteten Korrespondenzen etwa dazu verwendet hätte, unbeteiligten Personen zu dem Zweck Einblick in sie gewährt zu haben, um gegen die NSDAP Stimmung zu machen. Bei der Enthftung wurde mir ausdrücklich bedeutet, daß ich diese nur der Gnade des Führers zu verdanken hätte.

[315] Nach diesem glimpflich verlaufenen Zwischenspiel erhielt ich im Auftrag Hitlers von der Reichskanzlei die offizielle Verständigung, daß ich mich wegen Erledigung meiner diversen Eingaben nunmehr an **Dr. Freisler**, den Vorsitzenden des Volksgerichtshofes in Berlin, direkt wenden

möge. Gelegentlich meiner Reise nach Berlin sprach ich beim Reichsjustizminister Doktor Thierack und Dr. Freisler vor und bat, die Todesurteile an den verurteilten Geistlichen nicht zu vollstrecken. Die Hinrichtung der beiden Franziskanerpatres Dr. Steinwender und Dr. Granig unterblieb, doch beließ man sie ein Jahr lang in der Todeszelle, in der sie täglich gewärtig sein mußten, daß sie vom Henker zum letzten Gang zum Fallbeil abgeholt würden. Knapp vor dem Einmarsch der Roten Armee in Wien wurden sie in die Strafanstalt nach Stein an der Donau überstellt und dort von der SS erschossen. Das Todesurteil gegen Professor Dr. Kühmayer, der nur entfernt beschuldigt war, der österreichischen Freiheitsbewegung angehört zu haben, und der jetzt als Priester in Berndorf tätig ist, wurde von Hitler inhibiert, das Urteil an Professor Dr. Roman Karl Scholz jedoch vollstreckt. Ebenso vergeblich waren meine Bemühungen für den zum Tode verurteilten Großkaufmann Josef Deseyve in Zuckmantel, Ostsudentenland, der entfernt mit mir verwandt^[CM52] war. Er hatte nur die Unvorsichtigkeit begangen, einem guten Freunde gegenüber, dem er überdies 50'000 RM zum Ankauf eines Hauses geliehen hatte, die Äußerung zu machen, daß nur Hitler die Hauptschuld am Kriege trage. Der gute Freund, ein wackerer Parteigenosse, erstattete [316] die Anzeige und zahlte in dieser Form seine Darlehensschuld zurück. Meine Intervention bei Dr. Freisler nützte leider nichts, er stand vielmehr auf dem Standpunkt, daß im „Protektorat“^[CM53] wegen der tschechischen Störungsversuch^[CM54] viel strengerer Maßstab angewendet werden müßte.

In ungefähr dreißig Fällen intervenierte ich für Fahnenflüchtige, die zum Tode verurteilt worden waren. Sofern in den Akten Reichsmarschall Hermann Göring ein Wort mitzusprechen hatte, erzielte ich immer einen vollen Erfolg, bei Himmler in keinem einzigen Fall. Handelte es sich hingegen um Persönlichkeiten, deren Teilnahme an hochverräterischen Handlungen nicht einwandfrei erwiesen war und die hauptsächlich nur wegen ihrer bekannten monarchistischen Einstellung oder Gesinnung in Strafanstalten als Schutzhäftlinge festgehalten wurden, wie zum Beispiel Sektionschef Dr. v. Ruber, ließ Hitler oder Dr. Thierack vernünftig mit sich reden.

Um sich aber auch ein Bild darüber machen zu können, mit welchen überflüssigen Arbeiten sich unter anderem die einzelnen Parteistellen im Hinterland befaßten, während an der Front die Soldaten täglich zu Tausenden verbluteten, sei noch eine Intervention beim Gauleiter Baldur von Schirach erwähnt, um die mich mein Freund

Professor Dr. Georg Hofbauer in einer Sache ersuchte, die nur als Grotteske bezeichnet werden kann.

Herr von R., ein angesehener ungarischer Schriftsteller, der in Wien wohnte und heimatberechtigt [317] war, starb im Alter von 70 Jahren. Seine Familie war nun vor die damals sehr unangenehme Situation gestellt, den Verstorbenen in einem jüdischen Grab beisetzen lassen zu müssen, obwohl er Vollarier war. Herr von R. hatte schon rechtzeitig auf Grund der Rassengesetze den Abstammungsnachweis vorbereitet, daß er kein Jude sei, und mit seinem Fall die Rassenforschungsämter in Wien und Berlin reichlich mit Arbeit versorgt. Seine Mutter, eine ungarische Gräfin, die unerlaubte Beziehungen mit einem Rittmeister unterhielt, mußte ihre Niederkunft aus begreiflichen Gründen verborgen halten und so wurde das neugeborene Kind, ein Knabe, der Ehegattin des Gärtners im gräflichen Schloß unterschoben, die zur selben Zeit ein totes Kind zur Welt brachte. Der Gärtner und seine Ehefrau waren aber slowakische Juden. Sie ließen an dem Knaben die rituelle Beschneidung vornehmen und zogen ihn in Ehren auf. Das Kind erhielt den Namen der Zieheltern und wuchs als Judenkind bis zum zehnten Lebensjahr heran. In diesem Zeitpunkt wurde es adoptiert, erhielt vom adoptierenden Teil den Namen von R. und genoß von da ab eine vornehme Erziehung. Kein Wunder, daß der mehrere hundert Seiten umfassende Akt, neben zahlreichen photographischen Aufnahmen verschiedener Körperteile, auch einen ganzen Berg von Briefen, aus denen die wirkliche Abstammung eindeutig hervorging, Schriftproben, Gutachten etc. enthielt. Da aber der endgültige Bescheid über die Abstammung im Zeitpunkt des Todes des Herrn von R. noch nicht erlassen und herabgelangt war, kam Professor Dr. Hofbauer [318] mit dem dickleibigen Akt und den beiden Töchtern des Verstorbenen, die schon bei allen möglichen Dienststellen die Beerdigung des Vaters in der Familiengruft statt im jüdischen Friedhof zu erreichen trachteten, zu mir, da beim Leichenbegängnis mit einer großen Zahl von Teilnehmern aus allen Kreisen zu rechnen war. Vorerst begab ich mich vorsichtshalber zum Referenten im Gausippenamt, der die Angelegenheit bearbeitete, um dort zu erfahren, daß der Akt zur Entscheidung dem Reichssippenamt in Berlin vorgelegt worden sei. Nach Anschauung des Referenten und der Beweisurkunden und Grundlagen sei von R. bestimmt kein Jude, doch könne er selbst keine Entscheidung treffen, zumal er auch den Leumund, den die zuständige Ortsgruppe über Herrn von R. auszustellen hätte, nicht

kenne. Er gab mir daher den Rat, die Zustimmung des Gauleiters Baldur von Schirach einzuholen, der allein befugt sei, eine Zwischenverfügung zu treffen, anderenfalls müßte man von R. provisorisch im jüdischen Friedhof beerdigen und nach erfolgter günstiger Erledigung durch das Reichssippenamt, könnte er exhumiert und endgültig in der Familiengruft beigesetzt werden.

Ich begab mich, da die Zeit drängte, zum Gauleiter Schirach. Sein Adjutant, Obergebietsführer Müller, wollte mich, wie stets, nicht vorlassen, doch nach einer längeren Debatte gelang es mir, ihn umzustimmen, ohne ihm den wahren Zweck meiner Vorsprache zu verraten. Ich trug Schirach mein Anliegen vor, er blätterte ein wenig in dem Akt, besah sich längere Zeit ein Photographie und hielt mir dann diese triumphierend mit den [319] Worten unter die Nase: „Da! Sehen Sie doch selbst her! Da haben Sie's! Der Kerl ist doch nach diesem Bild einwandfrei Jude!“ Ich machte Schirach darauf aufmerksam, daß trotz dieser Abbildung von R. kein Jude sei, sondern nur jüdischen Zieheltern unterschoben wurde, um dessen wahre Herkunft zu verschleiern. Schirach ging aber auf keine anderen Beweismittel mehr ein. Ob Rassenjude, ob nur jüdisch erzogen oder jüdisch versippt, das sei ihm einerlei, ich möge zusehen, mit dem Dreck — dabei übergab er mir den Akte — augenblicklich zu verschwinden. „Den ungarischen Saujuden“, sagte er, „kann man meinerwegen in einen Misthaufen einscharren!“ Beim Weggehen konnte ich mich nicht enthalten, zum Gauleiter die Bemerkung zu machen: „Wir haben in Wien seinerzeit unter Lueger auch eine gewisse antisemitische Strömung gehabt, aber einen Toten hat selbst Lueger niemals geschmäht, sondern den Hut vor ihm abgenommen!“ Der Verstorbene wurde nun nicht beerdigt, sondern blieb acht Monate am Eis liegen, bis endlich aus Berlin die Entscheidung eintraf, daß von R. kein Jude sei. Der Leichnam ist hierauf in aller Stille der Erde übergeben worden, im Jahre 1943, im fünften Jahr der nationalsozialistischen Kultur in Österreich.

2. September 1944.

An den Führer des Großdeutschen Reiches

Adolf Hitler – Reichskanzlei, **Berlin**

Mein Führer!

Wenn ich zur Angelegenheit zum Tode verurteilter Priester nochmals Stellung nehme, so [320] bitte ich, versichert zu sein, daß dies meinerseits nicht deshalb geschieht, weil ich in dieser Frage einen anderen Standpunkt einnehme, sondern ausschließlich nur im Interesse des Reiches um Ihre große Gnade bitte.

Im Falle des Priesters Professor Roman Karl Scholz habe ich in meiner im Mai d. J. an Sie, mein Führer, gerichteten Bitte darauf verwiesen, daß dieser Priester im Chorherrenstift Klosterneuburg eine illegale Zelle der NSDAP gründete und durchaus positiv zur nationalsozialistischen Bewegung eingestellt war. Sogar Bürgermeister Dipl. Ing. Blaschke erklärte, eine Begnadigung könnte Ihnen, mein Führer, nur nützlich sein, doch Baldur von Schirach, Freisler und Thierack waren dagegen.

Gewiß, es besteht eine große Spannung zwischen Kirche und Staat, die zu überbrücken aber jedem von uns nur sehr erwünscht sein kann. Der Tod des begabten Priesters und Poeten Professors Roman Karl Scholz hat die Situation leider nur sehr verschlechtert. Die Bischöfe haben sich, als Sie österreichischen Boden betraten, aufrichtig zu Ihnen bekannt, in Ihrem Buche „Mein Kampf“ bekennen Sie sich positiv zum Christentum und sind auch heute noch Mitglied der katholischen Kirche.

Sie, mein Führer, tragen vor der Geschichte die große Verantwortung, daß Personen ohne jede Notwendigkeit eine Einrichtung zu zerstören versuchen, für die es vorläufig keinen Ersatz gibt und wohl niemals geben wird. Der Glaube wurzelt tief im Herzen des Volkes und läßt sich nicht [321] durch eine andere Idee ersetzen, der die Überlieferung fehlt.

Ich hatte erst vor kurzem Gelegenheit gehabt, auf dem Lande einer gottgläubigen Versammlung, die der Ortsgruppenleiter einberufen hatte, beizuwohnen. Anwesen waren biedere, behäbige Landwirte mir festen, runden Bauernschädeln, die von einer Kegelpartie weg zur Versammlung befohlen wurden, und ausgehungerte Arbeiter des Sägewerkes.

Das Thema will ich absichtlich nicht berühren, aber den Erfolg. Die Bauern erklärten nachher im Wirtshaus: „Wir bleiben bei unserem Herrgott und damit basta!“ Die Fabrikarbeiter wieder erklärten, den Zeitverlust zu bedauern, den ihnen der Vortrag, den sie gar nicht verstanden haben, verursachte.

Endeffekt: lauter Unzufriedene.

Ich kann verstehen, wenn der eine oder der andere sich seinen Gott im Universum sucht, doch eine organisierte Glaubenslosigkeit unter geistig nicht hochwertigen Menschen führt zur Anarchie,

denn der Abtrünnige glaubt weder das eine noch das andere, er ist ein Konjunkturritter, ohne moralischen Halt. Also kein Gewinn für die Partei.

Darf ich, mein Führer, das Jahr 1908 zurückschalten, als wir beide den Stephansdom einer eingehenden Besichtigung unterzogen und Sie selbst tief gerührt vor dem Gnadenbilde „Maria Pötsch“ standen und an mich die Frage richteten, welches Leid die Menschen zu so inniger Andacht veranlassen [322] kann, daß sie wie hypnotisiert vom Bilde Hilfe erwarten?

Dieses Leid wird, solange es Menschen gibt, fortbestehen, deswegen ist jede vernünftige Kreatur für die Erhaltung der Religion, welche die jeweils bestehende Staatsordnung wertvoll ergänzt und für Sittlichkeit, Ruhe und Ordnung sorgt.

Diesmal bitte ich außer um einen allgemeinen Gnadenakt für Priester um Ihre besondere Gnade für die beiden Franziskanerpatres Dr. Steinwender und Dr. Piller sowie für den Priester Doktor Granig, die vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt wurden. Beigeschlossene Personaldaten geben nähere Auskunft über das Wirken der Priester und ihr Studium.

Es mag wohl richtig sein, daß die Priester im Gram unüberlegte Handlungen begangen haben. Doch keiner handelte aus Eigennutz. Der Franziskanerorden ist am Balkan besonders stark vertreten. Ein Ordensprior ist Landesverweser von Albanien. Dies beweist den großen Einfluß des Ordens.

Sie, mein Führer, haben einstmals Lueger sehr bewundert, allerdings seine klerikale Haltung nicht verstanden, da Lueger als Bürgermeister anders handelte, wie er als Parteiführer ursprünglich dachte.

Heute, mein Führer, haben Sie ein ähnliches Los zu tragen, aber in vielfach größerem Ausmaße. Sie sind heute nicht nur Parteiführer, sondern Führer des deutschen Volkes, von welchem 40 Prozent streng religiös eingestellt sind. Unter Bedachtnahme [323] auf diesen Umstand trage ich Ihnen, mein Führer, mein Anliegen vor, um Ihnen damit zu dienen.

Genehmigen Sie, mein Führer, daß ich mit deutschem Gruß verbleibe
Ihr sehr ergebener
Greiner.

3 Beilagen. Flugpost.


Die Verschwörung gegen Hitler

(Ulrich von Hassell in Wien. Drohender Giftgaskrieg. Attentatspläne in Wien und Berlin.)

Nannte ich früher den Priester des Chorherrenstiftes Klosterneuburg, Prof. Roman Karl Scholz, den vorbildlichen Kämpfer für die Freiheit Öster-

reichs, so muß hier noch eines anderen Mannes gedacht werden, der gleichfalls im Kampf gegen Hitler sterben mußte: Ulrich von Hassell. Ich traf

ihn zum erstenmal in Rom, als mich Mussolini 1936 zu sich berief. Von Hassell bat mich in seiner Eigenschaft als deutscher Botschafter am Quirinal zu sich. Ich gewann den Eindruck, daß er mich nur über den Inhalt der Gespräche mit Mussolini ausfragen wollte und äußerte mich daher sehr zurückhaltend, besonders über die Verhältnisse in Österreich.

Knapp vor Kriegsbeginn, Herbst 1939, sprach ich in Berlin Udet, der mich ersuchte, Mussolini von dem unmittelbar bevorstehenden Überfall auf Polen in Kenntnis zu setzen.^[CM53] Er erzählte, daß er von dem im Jänner 1938 aus Rom abberufenen Ulrich von Hassell erfahren hätte, ich sei mit Mussolini bekannt und käme, auch als alter Kamerad Hitlers, für diese Aufgabe besonders in Betracht. Nach Udets Mitteilung befürchtete von Hassell, daß eine militärische Aktion gegen Polen sofort England, Frankreich und Amerika herausfordern und einen neuen Weltkrieg entfesseln [325] müßte. Ich entgegnete, daß Mussolini das Konzept Hitlers kaum stören oder  einfließen würde.

Im Spätsommer 1943 erschien zu meiner größten Überraschung Herr von Hassell mehrmals in meinem Büro in Wien, um vorerst mein Urteil über die Lage in Deutschland zu erfragen. Er berief sich dabei auf General Udet, dessen Tod er, ebenso wie jenen des Obersten Mölders, ungeachtet der tarnenden Staatsbegräbnisse, eine „aufklärungsbedürftige Schweinerei Himmlers“ nannte. Er versicherte, daß er Vertrauen zu mir hätte, obwohl er wußte, daß ich ein Jugendfreund Hitlers sei. Diese Redewendung befremdete mich nicht weniger als seine genaue Kenntnis meiner Beziehungen zu Hitler und meiner erfolglosen Interventionen zur Verhütung eines Krieges mit der Sowjetunion und in der Judenfrage. Schließlich erklärte von Hassell, daß sich in Deutschland gegen Hitler bereits ein starker Widerstand geltend mache. Als er dann das Ziel aufdeckte: Beseitigung Hitlers, Errichtung einer Militärdiktatur und sofortige Liquidierung des hoffnungslosen Krieges gegen Rußland, wußte ich Bescheid. Er vertraute mit die Namen an, und — wie sich ein Jahr später herausstellte — gerade die amen jener Patrioten, die am mißlungenen Attentat vom 20. Juli 1944 beteiligt waren, wie Dr. Gördele, Admiral Canaris, die Generäle Witzleben, Lindemann, Stülpnagel und Rommel, von dem er wörtlich sagte: „Rommel ärgert sich grün und blau, daß er mit seinen Panzern in Afrika hin und her fahren und diesen dämlichen Irrsinn Hitlers mitmachen muß.“

Dennoch kam das Gespräch nur zögernd in [326] Fluß. Erst als von Hassell einen Witz über österreichische Politiker erzählte, der zur Zeit

seiner Tätigkeit als Botschafter in Rom in diplomatischen Kreisen im Umlauf war, den ich aber aus mehrfachen Gründen hier nicht wiedergeben kann, ergab sich eine nähere Fühlungnahme. Wir stimmten schließlich in der Feststellung überein, daß in der Armee eine feindliche Strömung gegen Hitler und seine Partei um sich greife. Dieser Besuch hatte nur einen einzigen Mitwisser, Landesgerichtsrat Dr. Guido Soklic, dem ich, als Kenner der italienischen und jugoslawischen Außenpolitik, stets wertvolle Informationen verdankte und der auch die Kopien einiger Briefe an Hitler verwahrte, die dadurch der Gestapo nicht in die Hände fielen. Ich machte ihn mit Botschafter von Hassell bekannt.

Nach einigen Tagen verwies von Hassell neuerlich auf General von Witzleben, der die Rettung Deutschlands einzig in der Beseitigung Hitlers erblickte und der zum raschen Handeln drängte, da er befürchtete, daß das Triumvirat: Hitler, Himmler und Bormann den **Giftgaskrieg** beginnen würde. Auch von Hassell gründete die gleiche Besorgnis auf eine Mitteilung, die ihm der damalige Leiter der Giftgaskampfstoff-Abteilung im Reichsluftfahrtministerium, Dr. Löwe, gemacht hatte, der gleichfalls überzeugt war, daß sich Hitler bald über alle bestehenden internationalen Konventionen zynisch hinwegsetzen wird.

Vor allem wurde erwogen, ob es nicht besser wäre, Hitler mit Hilfe eines Betäubungsgases in die Gefangenschaft höherer Generäle zu bringen, die ihn dann zur Einsetzung einer Militärregierung, zur Auflösung der NSDAP und zum Rücktritt [327] zwingen würden. Diese Lösung, die aber nur im Hauptquartier durchführbar schien, hätte überdies den Vorteil gehabt, die Bildung einer Märtyrerlegende um den toten Hitler zu verhüten.

Dieser Plan fand aber nicht von Hassells Zustimmung, da er besorgte, daß die willfährigen Generäle, vor allen Keitel, die Machtbefugnisse an sich reißen könnten, wenn sie nicht gleichzeitig mit Hitler ihrer Macht entkleidet würden.

Ich bemerkte, daß Hitler der am schärfsten bewachte Mann der ganzen Welt sei, so daß es gänzlich ausgeschlossen sei, ihn mit Gewalt zu beseitigen oder gütlich zum Rücktritt zu bewegen. Von Hassell stimmte zu. Er fragte, ob ich bereit sei, aktiv zur Rettung Deutschlands beizutragen. Er entwickelte uns nun einen Plan, der bewies, wie sehr ihn dieser Gedanke beschäftigte. Zögernd erklärte er, die Liebesgeschichte Hitlers mit Gelly, die bekanntlich seine leibliche Nichte war, in allen Einzelheiten genau zu kennen, ebenso auch seine leidenschaftliche Zuneigung zu dieser jungen Frau und ihr tragisches Ende. Er fragte, ob uns bekannt sei, daß Hitler, unmittelbar nach

seinem Einzug in die Ostmark, offenbar von Reue gequält, das Grab Gellys im Zentralfriedhof besuchte und dort einen Kranz niederlegte. Ich bejahte. „Hier“, sagte Ulrich von Hassell mit sichtbarer Erregung, „hier muß man einhaken und Hitler in eine Falle locken, in die er wie ein Blinder hineintappen wird.“

Er berichtete ferner, daß ein Münchner Künstler das Bild Gellys gemalt hatte, vor dem Hitler bitter weinte. Er machte mit dem Vorschlag, ein Porträt des Mädchens anfertigen zu [328] lassen und es in der Wiener Sezession auszustellen. In dem kleinen Gebäude selbst gedachte er eine schwere Sprengladung einzubauen, die bei Hitlers Besuch explodieren sollte. Auch ich zweifelte nicht daran, daß Hitler in die Ausstellung kommen würde, um das Bild seiner unvergeßlichen Geliebten zu sehen. Von Hassell schilderte Dr. Soklic und mir in bewegten Worten die Kühnheit der Tat und den Dank des Vaterlandes für „Frieden, Freiheit und Erlösung“, verwies aber auch auf eine bedeutende Schwierigkeit, die noch zu überwinden sei.

Er machte uns die vertrauliche Mitteilung über ein Attentat, das vor wenigen Monaten gegen Hitler versucht wurde, bei dem jedoch die Bombe, die im Flugzeug verborgen war, während des Fluges nicht explodierte, da der Zeitzünder versagte. Es müßte daher eine Zündvorrichtung gefunden und verwendet werden, die fehlerfrei funktioniert und jeder Versagen ausschließt. Eine radiotechnische Fernzündung, wie sie von Hassell vorschwebte, kam nicht in Frage, da sie zu kompliziert war. An ihrer Stelle demonstrierte ich sofort eine Anordnung, die aus einem fünfzigteiligen Ericsson Selektor bestand, der sich leicht in ein kleines Kästchen einbauen ließ und der durch Einstellung auf eine bestimmte, von uns gewählte, geheime Kennnummer eine elektrische Sprengkapsel entzündete. Die Auslösung konnte von jedem beliebigen Sprechapparat über das Telephonnetz erfolgen. Von Hassell war sehr befriedigt, als ich in mehreren Versuchen nachwies, daß diese Anordnung über das Telephon klaglos funktionierte. Technische Schwierigkeiten bestanden somit keine, [329] da ich alle notwendigen Geräte besaß und meine geringfügigen Vorarbeiten in der Sezession polizeilich bestimmt nicht überwacht worden wären.

Unsere Befürchtung, Himmler könnte nach dem Anschlag ein zweites Lidice aus Wien machen, beschwichtigte von Hassell mit der Erklärung, daß die Überleitung der Machtbefugnisse

Hitlers auf die Reichswehr und die Ausschaltung der SS bereits vorbereitet sei.

Während des gemeinsamen Mittagessens im Restaurant Schöner kam von Hassell neuerlich auf die Fehlerquellen in den Zündvorrichtungen zu sprechen und bat um Fortsetzung der Versuche in meinem Laboratorium.^[CM54] Insgesamt entzündete ich mittels Durchwahl über das Telephon 14 elektrische Sprengkapseln, ohne daß auch nur eine versagte.

Bald nach diesem Besuch gelang es mir, eine Photographie Gellys zu beschaffen, die von Hassell zum Zweck der Reproduktion nach München mitnahm. Ich überließ ihm auch einen Selektor und 12 elektrische Sprengkapseln, die von der Firma Weiffenbach in Wien stammten.

Einige Wochen später, als ich, April 1944, Hitler um die Begnadigung des Kommunisten Mithlinger bat, erwartete mich Ulrich von Hassell. Er wollte seinen Plan in der Reichshauptstadt verwirklichen, da keine Aussicht bestand, daß Hitler nach Wien kommen würde. Von Hassell bemühte sich, in Berlin ein geeignetes Gebäude zu finden. Seine Wahl fiel auf das Potsdamer Zeughaus, das aber wegen seiner Größe viele telephonische [330] Nebenstellen besaß. Auch dieses Problem löste ich restlos vermittels des Selektors, welcher der Hauptstelle zugeordnet werden mußte. Die Auslösung der Zündung durch das Telephon konnte in dem Raum erfolgen, in dem sich Hitler gerade aufhielt, wodurch eine Gefährdung des ganzen Gebäudes vermieden wurde.

Drei Monate später, am 20. Juli 1944, erfolgte das Attentat im Hauptquartier bei Rastenburg, dessen Einzelheiten nun bekannt sind. Rückblickend muß gesagt werden, daß der Anschlag ebenso raffiniert durchdacht, wie kühn und mutig ausgeführt wurde. Die unmenschliche Rache, der über hundert Verschwörer, darunter auch Ulrich von Hassell^[CM55], zum Opfer fielen, ist noch in aller Erinnerung. Jede Hoffnung, den aussichtslosen Krieg durch die Beseitigung Hitlers zu beenden, wurde in Blut und Schrecken erstickt. Die „gottgewollte Errettung des Führers“ wurde vielmehr dazu benützt, eine neue Propagandawaffe loszulassen und den Krieg bis zum Endsieg zu predigen.

Das Ende

(Erdinduktorkompass. Todesspritzen. Atombombe. Der größte Demagoge der Weltgeschichte. Verheiratuingspläne.)

Im Dezember 1944 sollte ich auftragsgemäß beim Oberkommando der Kriegsmarine in Berlin vorsprechen. Auf dem Wege dorthin geriet ich in einen Luftangriff. Obwohl ich die Stadt sehr gut kannte, war es mir nicht möglich, in dem schon vorhandenen Trümmermeer einen geeigneten Luftschutzraum aufzufinden. Vor mir explodierten bereits die Bomben, als mich ein Luftschutzorgan in ein zusammengeschlagenes Haus zog, dessen Keller aber immerhin einen gewissen Splitterschutz bot. Eine in der Nähe eingefallene Bombe schüttelte uns durcheinander. Eine Frau brach unter hysterischen Weinkrämpfen zusammen und einige Äußerungen wurden gegen den unsinnigen Krieg laut. Da schnarrte die Stimme eines SS-Brigadeführers durch den Raum: „Maul halten! Nicht schlapp werden! Wer feig ist, wird sofort von mir erschossen! Der Krieg wird zu Ende geführt und wenn alles dabei in Scherben fliegt! Deutschland kann nur scheinbar unterliegen! Wenn die Gegner nach Einsatz aller ihrer Kampfmittel und ihrer Jugend sehen werden, daß aus einem verwüsteten Deutschland nichts mehr herauszuholen ist, werden sie sich's überlegen, den Krieg weiterzuführen oder in einem neuen Krieg Deutschlands Gegner zu sein. Es muß jeder durchhalten, [332] auch wenn es noch Jahre dauert, bis sich Deutschland wieder voll zur Wehr setzen kann! Unsere kommende Rache wird furchtbar sein, denn es wird nur unzählige Tote geben. Der Führer wird alle nach ihrem Wert richten, die Lebenden und die Toten!“

Eine andere, schwere Bombe schlug in unmittelbarer Nähe ein. Unser Unterstand, der ohnedies schon schwer mitgenommen war, brach nun völlig zusammen. Die schnarrende Stimme verstummte plötzlich. Ich blutete aus der Nase. Die herabstürzende Decke dürfte mehrere Personen unter sich begraben haben. Menschen stöhnten unter den Trümmern. Ich konnte jedoch nicht helfen, da ich nichts sah. Der Staub brannte entsetzlich in den Augen. Nach einiger Zeit legte sich die dichte Staubwolke so weit, daß ich ein Luftloch ausnehmen konnte, dem ich zuwankte, da ich das Gefühl hatte, ersticken zu müssen. Nochmals krachte in nächster Nähe eine Bombe. Der Luftdruck warf mich zu Boden. Ich dürfte eine Zeitlang ohnmächtig gewesen sein, denn das Entwarnungssignal hörte ich am Boden liegend. Ich raffte mich auf und kroch aus den Trümmern hervor, die Haare, die Haut, die Kleider und Schuhe waren mit einer dicken Staubkruste bedeckt.



Meine Abteilung im Gebäude des Oberkommandos der Kriegsmarine fand ich nicht mehr vor. Ein Oberregierungsrat, in voller Uniform,

schleppte auf einem kleinen Handkarren einen Tisch, zwei Sessel und eine Anzahl Aktenmappen weg, um in Sicherheit zu bringen, was noch zu retten war und anderswo weiter amtieren zu können. Wo sich die anderen Abteilungen befänden, [333] wußte er nicht, ja, er hatte nicht einmal eine Ahnung, wohin er seinen Karren schieben sollte.

Am nächsten Tage fuhr ich nach Wien zurück, ohne meinen Auftrag erledigt oder sonst etwas ausgerichtet zu haben. Die Ämter in Berlin waren in voller Auflösung. An einen Sieg glaubte im Dezember 1944 niemand mehr, selbst nicht die Beamten in den höchsten Stellen. Alle sehnten das Ende herbei. Aber die Gestapo ließ keine Stimme gegen den Krieg laut werden und nur im Flüsterton klagten die Berliner einander ihr Leid. Offiziell wollte man bis zum letzten Deutschen durchhalten.

Auf der Rückreise, die über Leipzig erfolgen mußte und die fünf Tage dauerte, erklärte ein SA-Gruppenführer im überfüllten Zugsabteil, daß die in Schutthalden verwandelten Wohnungen Deutschland nicht niederzwingen würden, sondern es nur härter und rachsüchtiger machen. In einer Woche werde der Führer auf den großen Taster drücken und da werde es in zehn Minuten mehr Tote geben als während des ganzen Weltkrieges, obwohl er fünf Jahre dauerte.

Als ich endlich, völlig erschöpft, in Wien ankam, strich man gerade an alle Häuserfassaden die Worte: „Sieg um jeden Preis!“ Wie zum Hohn begannen gerade die Sirenen zu heulen. Das Gegenteil wurde langsam Wirklichkeit: „Niederlage um jeden Preis.“

Kurze Zeit nach meiner Ankunft besuchten mich zwei Stabsingenieure der Luftwaffe mit Oberstabsingenieur [334] Mertens. Sie kamen aus Berlin und ersuchten mich um die dringende Lieferung von drei Erdinduktorkompassen^[CM56] zum Einbau in Henkel[sic!]-Spezialflugzeuge für einen Flug nach Japan. Als Flugstrecke wählte man die kürzeste Verbindung über den Nordpol. Da über diesem die Horizontalintensität des elektromagnetischen Feldes aber fast Null ist und normale Kompasser hier ihren Dienst versagen, bat man mich, um den Flugkurs genau einhalten zu können, um diese, von mir konstruierten Geräte. Die Flugzeuge sollten nach streng geheimer Angabe der vorsprechenden Herren  mehr nach Deutschland zurückkehren und  ihren einzigen Langstreckenflug, bei nur einmaliger Rast in den hohen Gebieten Norwegens, für hohe Funktionäre der Parte bestimmt sein. Das hieß also, daß sich die Herrschaften noch rechtzeitig nach Japan empfehlen wollten.

Kurze Zeit später verlangte man von mir im Auftrag Himmlers die sofortige Ausarbeitung eines elektrolytischen Todesstrahlengerätes, für das die normalen Feuerspritzen umgebaut werden sollten, nur hätte der Schaummischer statt Tuto-gen ein Elektrolytsalz enthalten und am Spritzroh-rende wären 6000 Volt Spannung beaufschlagt worden. Jeder Mensch, der von einem solchen Strahl, dessen Wurfweite ungefähr 100 Meter reichte, angespritzt worden wäre, hätte den Tod finden müssen. Diese **elektrolytische Todes-spritze** war dazu bestimmt, in erster Linie Munition zu ersparen und hatte den Vorteil, daß sie an jeden funktionsfähigen Wasserhydranten ange-schlossen werden konnte. Da jedoch [335] die zur Erzeugung der 6000 Volt Spannung notwendigen Aggregate weder vorhanden noch zu beschaffen waren, gelangte das Projekt nicht zur Ausführung. Man erwartete von **Todesspritzen**, daß sie vor allem den Mut der abgekämpften Truppen durch die Verkündigung einer neuen Wunderwaffe heben und bei der Bevölkerung im Hinterland den Glauben an den Endsieg festigen würden, und hoffte damit Zeit bis zur Vollendung der Arbeiten für die **Atombomben** zu gewinnen. Der voraus-sichtliche Erfolg der Todesstrahlen war für mich im vorhinein ein sehr problematischer, da sie gegen die Luftwaffe überhaupt nichts ausrichten konnten und von funktionierenden Wasserhydran-ten abhängig waren, daher nur in bewohnten Siedlungen, nicht aber im freien Felde brauchbar waren. In den Städten zur Verwendung gelangt, hätten sie allerdings einen Massenmord an den eindringenden Truppen verursacht, was aber aus der Luft sicherlich mit furchtbaren Angriffen beantwortet worden wäre.

Das Schicksal hatte zum Glück schon längst eine andere Wendung genommen. Die Vorsehung ent-schied gegen Hitler, dem nichts mehr gelang. Die Bombenangriffe der amerikanischen und engli-schen Luftwaffe warfen jede Planung über den Haufen und verhinderten jede Arbeit. Es erfüllte

sich das Geschick, das ich Hitler in meinem Schreiben vom 8. Mai 1938 zu bedenken gab, mit pünktlicher Genauigkeit und in der Ordnung, die ich voraussah. So klar ich die einzelnen Probleme auch darlegte, ich stieß bei ihm, wie alle anderen, [336] auf taube Ohren. Er wollte in seiner Verblen-dung die Tatkraft und die Leistungen der anderen Völker absolut nicht anerkennen, die seiner Mei-nung nach unter dem Einfluß und Wirken der Juden standen, denen er aber jede schöpferische Fähigkeit absprach. Hitler war niemals Arbeiter, er war niemals Angestellter, er kannte nicht das Ausland.

Was wußte er also von einer Welt, die er nur haßte, weil sie nicht die seine war? Er war viel-leicht der größte Demagoge der Geschichte, ein unbelehrbarer Besserwisser, der sich von der Vorsehung gelenkt und geführt glaubte und aus dem man deshalb den neuen Gott der Germanen schaffen wollte. Und als dann statt des erwarteten Endsieges die unabwendbare Niederlage ihre Schatten vorauszuwerfen begann, wollten er und seine Spießgesellen, die schon einen neuen Krieg erwogen hatten, ganz Deutschland durch eigene Zerstörungskommandos in einen Schutthaufen verwandeln.

Udet hatte mit anderen Personen wiederholt den Plan erwogen, Hitler zu verehelichen, um, wie er mir sagte: „durch eine Frau seinen unheim-lichen Dämon zu bändigen und zu besiegen.“ Seit er Führer und Reichskanzler geworden war, sind stets Frauen in seiner Umgebung gewesen, und man nahm sogar eine englische Prinzessin in Aussicht. Doch hörte ich nach Udets Tode nichts mehr von diesen Absichten, bis ich einmal über ernstliche Beziehungen Hitlers zu einem Fräulein Braun unterrichtet wurde, durch deren Ver-mittlung auch Gnadenakte zu erwirken seien. Konkrete Angaben sind jedoch nicht mehr zu meiner Kenntnis gelangt, und als ich von der Vermählung Hitlers mit [337] Eva Braun las, wur-de ich nur in der Überzeugung bestärkt, daß es selbst der eigenen Frau nicht gelingen konnte, seinen Dämon zu beeinflussen oder zu überwin-den und dadurch Deutschlands völlige Vernich-tung noch im letzten Augenblick hintanzuhalten.

Erst die militärische Besiegung des Deutschen Reiches, in das auch Österreich mit Gewalt einge-gliedert worden war, setzte Hitlers Wirken ein Ende und überliefert seinen Namen und seine Tat dem verdammenden Urteil der Geschichte.

Der Hitler-Mythos ist tot. Aber Hitler lebt!

Hitlers Chauffeur, Ernst Kempka, berichtete als Augenzeuge, daß er am 30. April 1945, zwischen 14 und 15 Uhr, den Körper Eva Brauns aus dem Bunker der Reichskanzlei trug. Dabei sah er auch den Leichnam Hitlers, der in eine Decke eingehüllt war, aus der ein Stiefel herausragte. Die beiden Leichen wurden dann in eine vorbereitete Grube versenkt, mit Benzin übergossen und verbrannt.

Der Stiefel, in der deutschen Sprache als gering-schätzig Bezeichnung für Blödsinn und Ungeist in Verwendung, war aber gleichzeitig auch das leuchtende Symbol für den preußischen Militarismus und die nationalsozialistische Gewaltherrschaft. Zuletzt sollte er noch als konkretes Beweismittel für den Tod seines Trägers, Adolf Hitler, dienen.

Am Stiefel sollt Ihr ihn erkennen!

Ehe — nach der deutschen Heldensage — die Götterdämmerung anbrach, zerfielen der Leib Siegfrieds und Brünhildes im lodernden Flammenmeer zu Staub. — Walhalls Ende!

Im Mythos des Nationalsozialismus bleiben als Zeichen der „Erlösung von des Fluches Last“ [339] nur ein Stiefel und eine Grube übrig, in die man den Leib des Führers und seines Weibes warf, mit Benzin überschüttete und in Brand steckte. —

Aus San Francisco kam am 30. April 1945 die Meldung:

„Himmler hat gestern über Stockholm nach San Francisco an Amerika und England das Angebot der vollständigen Kapitulation gerichtet.“

Himmler habe dazu erklärt, daß er bereit und in der Lage sei, die deutsche Kapitulation durchzuführen. Hitler sei ein Sterbender, er würde die Verlautbarung der Kapitulation nicht 48 Stunden überleben.

Am 30. April 1945 war Berlin in voller Auflösung. Aber auf dem Tempelhofer Flugfeld merkte man wenig davon. Die Bodenorganisation, wie Hafensignale, Funk- und Peileinrichtungen gaben den Piloten alle Weisungen, um ein glattes Landen zu ermöglichen. Es herrschte Hochbetrieb. Alle sechs Minuten landete eine Maschine. Zehn Flugzeuge stiegen stündlich auf. Manchmal sogar mehr. Schnelle Jäger der deutschen Luftwaffe rasten über den Horizont und sicherten den Luftraum. Dadurch hatte das Flugfeld keine schweren Schäden erlitten. Zwischen dem Motorengeknatter hörte man das harte Hämmern der Bordwaffen und den sich nähernden Schlachtenlärm. Auf dem Flugfeld liefen die Meldungen ein,

daß die russische Armee bereits bis zur Koch- und Oranienstraße vordringe. Die Verbindung mit der Innenstadt ist abgeschnitten. Es gibt nur mehr eine Fluchtmöglichkeit auf dem Luftwege oder Gefangennahme. [340] Schon in den nächsten Minuten muß der fieberhafte Pulsschlag des Tempelhofer Flugfeldes aussetzen.

Um 16 Uhr 15 Minuten landet eine Ju52, die aus Rechlin eiligst SS-Soldaten zur Verteidigung Berlins heranbringt. Es sind lauter Burschen unter 18 Jahren. Jeder von ihnen weiß, daß er beim Einsatz aus dem Hexenkessel Berlin nicht mehr lebend herauskommt.

In dieser Maschine sitzt als Bordschütze Ing. B.,^[CM57] den ich seit Jahren gut kenne und um dessen militärische Freistellung ich mich wiederholt bemühte. Er trachtet, so schnell als möglich Sprit zu fassen, um wieder aus Berlin hinauszukommen.

Beim Tanken erhält er vom Bordfunker plötzlich einen unsanften Rippenstoß mit dem Hinweis, sein Augenmerk auf eine bestimmte Stelle zu lenken.

In einer Entfernung von 100 bis 120 Meter erblickt er einen neuen Messerschmidt-Turbinenjäger, Type 332. Dieser besitzt mit Zusatztank einen Aktionsradius von 4000 Kilometer. Ing. B. und sein Kamerad, der Bordfunker, richten ihre Luchsaugen aufmerksam auf dieses Flugzeug. Davor sehen sie — kein Zweifel! — ihren Obersten Kriegsherrn: Adolf Hitler!

Er ist in feldgrauer Uniform und gestikuliert lebhaft mit einigen Parteifunktionären, um sich offenbar von ihnen zu verabschieden.

Zehn Minuten lang können die beiden in der Hast des Tankens den flüchtenden Führer genau beobachten. Dann ist der Sprit gefaßt. Um 16 Uhr 30 Minuten steigt ihre Maschine wieder in die Lüfte.

[341] 7½ Stunden später, um Mitternacht, vom 30. April auf den 1. Mai 1945, verkündete Admiral Dönitz über den Militärsender, daß Hitler tot sei und er den Oberbefehl übernommen habe. Einige Minuten später brachte der deutsche Rundfunk die gleiche Nachricht.

Goebbels meldete ebenfalls, der Führer sei in die Walhalla eingegangen.

Laut einer Meldung des Informationsbüros der Sowjetunion, vom 3. Mai 1945, sagte Fritsche bei seiner Vernehmung nach der Gefangennahme, daß Hitler, Goebbels und der neu ernannte Chef des Generalstabes, General der Inf. Krebs, Selbstmord begangen hätten.

Oberstleutnant Heimlich vom amerikanischen Geheimdienst, der alle Angaben über Hitlers Tod überprüfte, gelangte zur Feststellung, daß Hitler, Eva Braun und Bormann noch leben. Es sei kein Jota eines Beweises dafür vorhanden, daß Hitler tot sei. Die Meldung (INS) besagt ferner, daß die Untersuchung der amerikanischen Armee über die Vorgänge während der letzten Kampftage vielmehr ergeben habe, da es außerordentlich leicht gewesen sei, aus Berlin zu entkommen. Sachverständige verwiesen überdies auf die Unmöglichkeit, eine Leiche im Freien vollständig zu verbrennen, ohne daß Rückstände zurückblieben. Ein Arbeitskommando von amerikanischen, britischen, französischen und russischen Soldaten entdeckte wohl eine Grube, in der sich zwei Hüte vorfanden, die angeblich Hitler gehörten, sowie ein Schlüpfertuch mit den Initialen der Eva Braun; doch keine Leichen oder Leichenreste.

[342] Ing. B. schließt jeden Irrtum seinerseits aus und versichert dezidiert, daß am 30. April 1945, als er um 16 Uhr 15 Minuten landete und Hitler im hellen Licht der untergehenden Sonne beobachtete, es gar nicht mehr möglich war, in die Reichskanzlei zu gelangen. Es könne aus diesem Grunde auch niemals der Wahrheit entsprechen, daß er an diesem Tage in der Reichskanzlei Selbstmord begangen habe. Als Ing. B. die Radiomeldung des Admirals Dönitz hörte, dachte er, höchst überrascht, zunächst an ein Flugzeugunglück des Führers.^[CM58]

Mit dem Reichstagsbrande legte Hitler den Grundstein zu seiner despotischen Macht und zog sich, als diese zusammenkrachte, hinter einer Feuersäule „nach Walhall“ zurück.^[CM59]

Wahrlich! ein Täuschungsmanöver, das wie ein antikes Heldenepos anmutet, war der Abschiedsgruß des Führers an sein geliebtes Volk, dem er, nach seinem eigenen Geständnis, aber

keine Träne nachweinen wolle, falls es unterliegen sollte.

Nun zerstörte er durch die Flucht seinen eigenen glanzvollen Mythos. Seinen Parteigenossen aber überließ er das tragische Los, seine unheimliche Hybris zu verantworten, ja vielfach schuldlos für ihn zu büßen.

Diese Handlungsweise entspricht durchaus nicht den großen Worten, die er im Buche „Mein Kampf“ geprägt hatte:

„Wer Führer sein will, trägt bei höchster, unumschränkter Autorität auch die letzte und schwerste Verantwortung.

Wer dazu nicht fähig ist, taugt nicht zum Führer. Nur der Held ist dazu berufen!“

[343] Mit der Flucht strich Hitler sich selber endgültig aus dem Buche der „Helden“. Das deutsche Volk aber wird jenen Gnade schenken, die, im reinen Glauben an eine heilige nationale Idee, primär nur wirtschaftlichen Interessen dienen wollten. Bekennen wir offen, Fehler haben alle gemacht. Die einen, die Österreich die Demokratie nahmen und es in den Abgrund führten: die anderen, die es besser machen wollten und scheiterten.

Kriege, Not und Elend waren die Folgen der Zerrissenheit Europas, das zu einigen die Sehnsucht der Menschheit und die Voraussetzung für einen dauernden Frieden ist, aber nicht Rache, die stets nur Vergeltung erntet.

Unsere, uns feierlich zugesicherte, politische und wirtschaftliche Freiheit im Rahmen der demokratischen Völkerfamilie ist noch immer ein Wunschtraum. Trotzdem wollen wir, jenseits aller parteipolitischen Gegensätze, uns wahrhaft demokratisch gegenseitig respektieren und gemeinsam an die Arbeit schreiten: Für unser Volk, für unser Österreich!



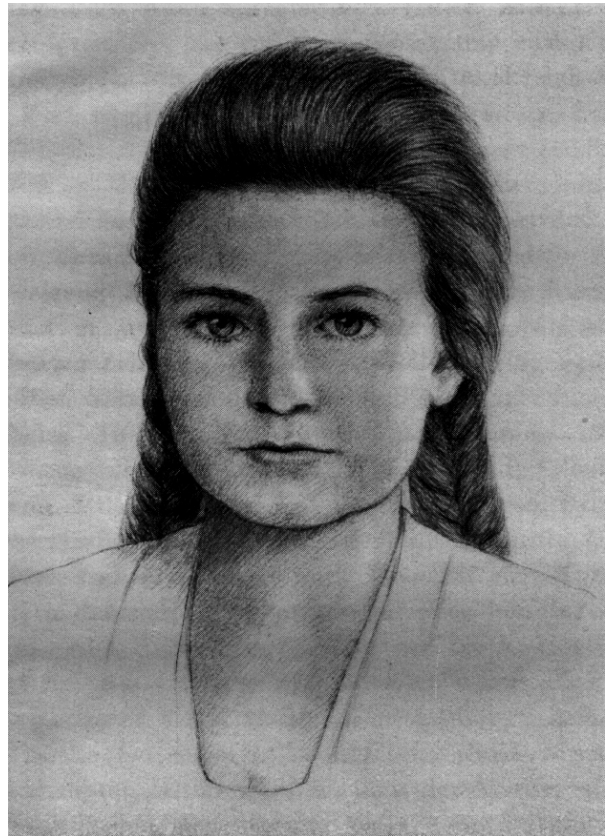
Ende





Adolf Hitler als Neunzehnjähriger
[16]

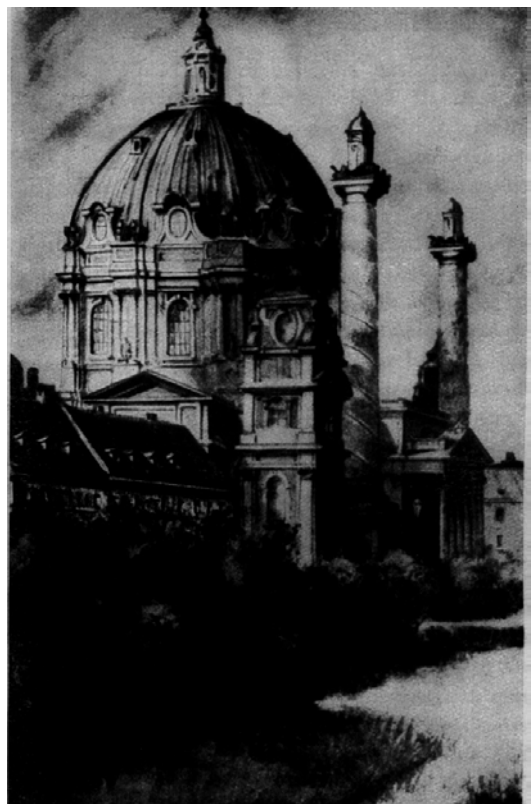
Wegen der Melone (Derby Hut) wird diese Zeichnung dem Autor als gefälscht angelastet: eine Bestätigung findet sich indessen bei Reinhold Hanisch "I was Hitler's Buddy" (I) in *The New Republic* (New York) April 5 1939 (www.sources.li/buddy.pdf)



Gelly Raubal
[32]



Wiener Männerheim, Wurlitzergasse
[112]



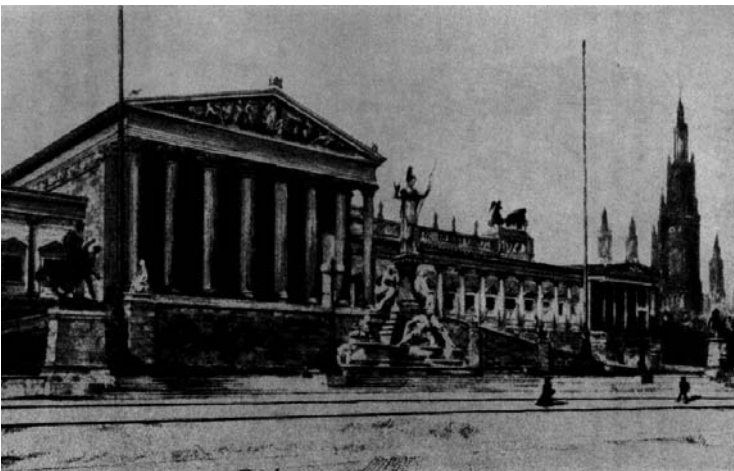
Karlskirche, Wien
[128]



Kirche zur Hl. Dreifaltigkeit, Wien
Nach einem Aquarell von Adolf Hitler
[224]



Standesamt, München
Nach einem Aquarell von Adolf Hitler
[336]

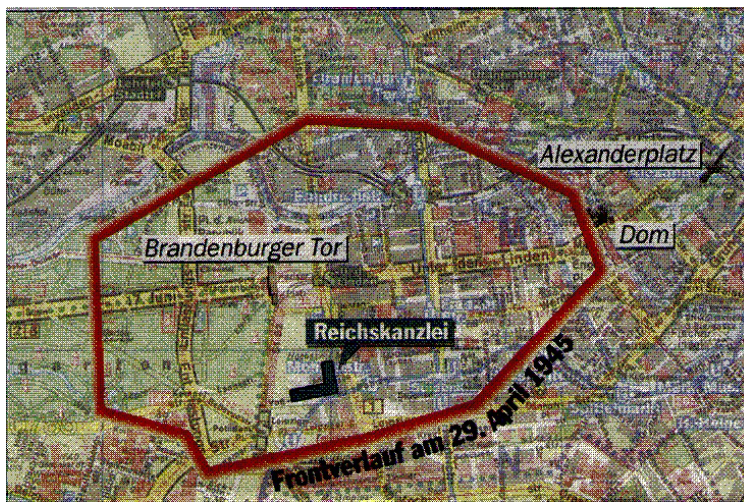


Parlament, Wien
Nach einem Aquarell von Adolf Hitler
[240]

Josef Greiner
Das Ende
des
Hitler Mythos



Saalbau, München
Nach einem Aquarell von Adolf Hitler
[320]



*Isolierung der Reichskanzlei in der Situation als „Ing. B.“ Hitler auf dem
Flugplatz Tempelhof gesehen haben will*
[Anm. PAF]

Seitenkonkordanz

<i>Buch Seite</i>			
7.....4	66.....21	126.....39	188.....56
8.....4	67.....21	12739	189.....56
94	6822	128.....39	190.....56
10.....5	69.....22	129.....39	191.....57
11.....5	70.....22	130.....40	192.....57
12.....5	71.....22	131.....40	193.....57
13.....5	72.....23	132.....40	194.....58
14.....6	73.....23	13340	195.....58
15.....6	74.....23	134.....41	196.....58
16.....6	75.....24	135.....41	197.....59
17.....7	76.....24	136.....41	198.....59
18.....7	77.....24	137.....42	199.....59
19.....7	78.....25	139.....42	200.....59
20.....7	79.....25	14142	201.....60
21.....8	80.....25	142.....42	202.....60
22.....8	81.....25	143.....43	203.....60
23.....8	82.....26	144.....43	204.....61
24.....9	83.....26	145.....43	205.....61
25.....9	84.....26	146.....44	206.....61
26.....9	85.....27	14744	207.....62
27.....10	86.....27	148.....44	208.....62
28.....10	87.....27	149.....44	209.....62
29.....10	88.....27	150.....45	210.....62
30.....10	89.....28	151.....45	211.....63
31.....11	90.....28	152.....45	212.....63
32.....11	91.....28	153.....46	21363
33.....11	92.....29	154.....46	214.....64
34.....12	93.....29	155.....46	215.....64
3512	94.....29	156.....46	216.....64
36.....12	95.....30	15747	217.....65
37.....13	96.....30	158.....47	218.....65
38.....13	97.....30	159.....47	219.....65
39.....13	98.....30	160.....48	220.....65
40.....13	99.....31	161.....48	221.....66
41.....14	100.....31	162.....48	222.....66
42.....14	10131	163.....48	223.....66
43.....14	102.....31	164.....49	224.....67
44.....15	103.....32	165.....49	225.....67
45.....15	104.....32	166.....49	226.....67
4615	105.....32	16750	227.....68
47.....15	106.....33	168.....50	22868
48.....16	107.....33	169.....50	229.....68
49.....16	10833	170.....51	230.....69
50.....16	109.....34	171.....51	231.....69
51.....17	110.....34	172.....51	232.....69
52.....17	111.....34	173.....52	233.....69
53.....17	112.....34	174.....52	234.....70
5418	113.....35	175.....52	235.....70
55.....18	114.....35	176.....52	236.....70
56.....18	115.....35	177.....53	237.....71
57.....18	11636	178.....53	238.....71
58.....19	117.....36	179.....53	239.....71
59.....19	118.....36	180.....54	240.....72
60.....19	119.....36	181.....54	24172
61.....20	120.....37	182.....54	242.....72
62.....20	121.....37	183.....54	243.....72
63.....20	122.....37	184.....55	244.....73
64.....21	123.....38	185.....55	245.....73
65.....21	124.....38	186.....55	246.....73
	125.....38	18756	247.....74

248	74	273	82	298	89	323.....	96
249	74	274	82	299	89	324	97
250	75	275	82	300	90	325.....	97
251	75	276	83	301	90	326.....	97
252	75	277	83	302	90	327.....	97
253	75	278	83	303	90	328.....	98
254	76	279	83	304	91	329.....	98
255	76	280	84	305	91	330.....	98
256	76	281	84	306	91	331	99
257	77	282	84	307	92	332.....	99
258	77	283	85	308	92	333.....	99
259	77	284	85	309	92	334.....	99
260	78	285	85	310	93	335.....	100
261	78	286	86	311	93	336.....	100
262	78	287	86	312	93	337.....	100
263	78	288	86	313	93	338	101
264	79	289	86	314	94	339.....	101
265	79	290	87	315	94	340.....	101
266	80	291	87	316	94	341.....	101
267	80	292	87	317	95	342.....	102
268	80	293	88	318	95	343.....	102
269	80	294	88	319	95		
270	81	295	88	320	96		
271	81	296	89	321	96		
272	81	297	89	322	96		